Anne Klammt und
Sébastien Rossignol (Hg.)

Mittelalterliche Eliten und Kulturtransfer östlich der Elbe

Interdisziplinäre Beiträge zu Archäologie und Geschichte im mittelalterlichen Ostmitteleuropa



Universitätsverlag Göttingen

Anne Klammt und Sébastien Rossignol (Hg.)

Mittelalterliche Eliten und Kulturtransfer östlich der Elbe

erschienen im Universitätsverlag Göttingen 2009

Anne Klammt und
Sébastien Rossignol (Hg.)

Mittelalterliche Eliten und Kulturtransfer östlich der Elbe

Interdisziplinäre Beiträge zu Archäologie und Geschichte im mittelalterlichen Ostmitteleuropa



Universitätsverlag Göttingen
2009

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gefördert durch die DFG im Rahmen des Zukunftskonzepts der Georg-August-Universität Göttingen

Anschrift der Herausgeber
Dr. Sébastien Rossignol
York University
Department of History
2140 Vari Hall
4700 Keele St.
Toronto, Ontario M3J 1P3
Canada
E-mail: rossigno@yorku.ca

Anne Klammt
Georg-August-Universität Göttingen
Seminar für Ur- und Frühgeschichte
Nikolausberger Weg 15
37073 Göttingen
E-mail: aklammt@gwdg.de

Satz und Layout: Sébastien Rossignol
Umschlaggestaltung: Jutta Pabst
Titelabbildung: Clasped-hand-motif round brooch (Puze-cemetery, Latvia, grave n.6)
Foto: Marie Nanchen

http://univerlag.uni-goettingen.de
ISBN: 978-3-941875-10-4

Danksagung

Der vorliegende Sammelband enthält die Vorträge des ersten Treffens der interdisziplinären Arbeitsgruppe „*Gentes trans Albiam* – Europa östlich der Elbe im Mittelalter.“ Es ist uns eine große Freude, dass sich in Göttingen 2007 ein gelungenes Treffen mit Gästen aus vier verschiedenen Ländern realisieren ließ und nun zudem diese Publikation entstanden ist. An dem Zustandekommen waren verschiedene Personen und Institutionen helfend beteiligt, denen wir an dieser Stelle unseren herzlichen Dank aussprechen möchten.

Ermöglicht wurde die Einladung von Referenten/-innen aus Polen, der Tschechischen Republik, Frankreich und Deutschland durch die Förderung der leider 2009 geschlossenen Polnischen Historischen Mission am damaligen Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen, der Mission Historique Française en Allemagne und der Gerda Henkel Stiftung. Für eine gute Zusammenarbeit, der Nutzung von Räumlichkeiten und der Unterstützung bei dem Catering während des Workshops an der Universität Göttingen sorgten das Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte sowie das Seminar für Ur- und Frühgeschichte, namentlich Frau Prof. Dr. Hedwig Röckelein und Herr Prof. Dr. Karl-Heinz Willroth. Insbesondere ist aber allen Referenten/-innen und Gästen des ersten Treffens für ihre aktive und interessierte Teilnahme zu danken. Als gewinnbringend hat sich die interdisziplinäre und internationale Zusammensetzung der Referentenliste erwiesen. Dank der methodischen Grundausrichtung des Workshops gelang es die große Vielfalt der mittelalterlichen Geschichte Ostmitteleuropas aufzufächern und zugleich verbindende Strukturen und Inhalte zu erfassen.

Wir sind sehr glücklich, dass dieser erfolgreiche Workshop nun mit dem vorliegenden Sammelband dokumentiert wird. Die verschiedenen Beiträge geben ein eindrucksvolles Zeugnis der Fülle und Potentiale dieses Geschichtsraums wie auch der verschiedenen methodischen Annäherungen. Realisiert werden konnte das Buch allein dank dem geduldigen Zuarbeiten der Autoren/-innen, dem gegenseitigen Korrekturlesen –zu nennen sind hier Norbert Goßler, Sunhild Kleingärtner, Wiebke Rohrer und Grischa Vercamer– und der hohen Qualität der Aufsätze.

Der Druck wurde durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen des Zukunftskonzepts der Georg-August-Universität Göttingen gefördert. Dafür sei Frau Prof. Dr. Hedwig Röckelein gedankt.

Göttingen/Toronto, August 2009

Anne Klammt
Sébastien Rossignol

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Die Arbeitsgruppe „*Gentes trans Albiam* – Europa östlich der Elbe" (GTA) hat als Initiative von Nachwuchswissenschaftlern für Nachwuchswissenschaftler mit ihrem ersten Workshop im Juli 2007 bravourös die Feuertaufe bestanden. Es war uns ein großes Vergnügen, die schützende Hand über diese interdisziplinäre und internationale, von Anne Klammt und Sébastien Rossignol initiierte Startveranstaltung zu halten. Die beiden ehemaligen Doktoranden aus der Projektgruppe „Mittelalter" des DFG –Graduiertenkollegs 1024/1 „Interdisziplinäre Umweltgeschichte – Naturale Umwelt und gesellschaftliches Handeln in Mitteleuropa" (2004-2009) haben ganz entscheidend zur Etablierung der Arbeitsgruppe GTA beigetragen. Dieser ist es innerhalb kürzester Zeit gelungen, unter Nutzung der Kontakte etablierter, international agierender wissenschaftlicher Institutionen und der Kommunikationsmöglichkeiten des Internets aus zahlreichen Nachwuchswissenschaftlern ein europaweites, aktives Netzwerk zu knüpfen. Ihre Mitglieder haben auf etlichen wissenschaftlichen Fachtagungen durch ihre Beiträge bemerkenswerte Akzente setzen können.

Auch die wissenschaftliche Kooperation zwischen dem Seminar für Ur- und Frühgeschichte und dem Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte an der Georg-August Universität hat dieser Doktorandeninitiative neue Anstöße zu verdanken. Im Wintersemester 2006/07 hat ein gemeinsames Hauptseminar „Zur Ethnogenese der Slawen" großen Anklang gefunden. Besonders wichtig war die Mitwirkung beider im DFG-Projekt „Slawen an der unteren Mittelelbe – Untersuchungen zur ländlichen Besiedlung, zum Burgenbau, zu Besiedlungsstrukturen und zum Landschaftswandel" (2004-2010), wo sie den transdisziplinären Diskurs der beteiligten Natur- und Geisteswissenschaftler befruchteten. Mittlerweile ist auch dadurch eine Plattform geschaffen, die der Frühmittelalterforschung „trans Albiam" eine nachhaltige Perspektive an der Göttinger Universität sichern dürfte.

Der erste Workshop der GTA befasst sich mit dem Austausch hochrangiger Prestigegüter und technischer Kenntnisse unter den ökonomischen und sozialen Eliten Mittel- und Osteuropas, einer Region, die im Mittelalter – ausgehend von unterschiedlichen sprachlichen und kulturellen Ethnien – am Beginn ihrer staatlichen Formierung stand. Mit dem Kulturtransfer durch soziale Beziehungen legten die Veranstalter ihrem Workshop ein alternatives Modell zum kommerziellen Warenaustausch und zur politischen Dominanz zugrunde. In diesem Modell genießen die Transfergüter, die Dinge, einen ebenso hohen und eigenständigen Stellenwert wie die handelnden Personen.

Die sozialen, intellektuellen und ökonomischen Eliten Europas im Frühmittelalter waren in den letzten Jahren Gegenstand mehrerer internationaler historischer Fachtagungen. Diesen Gegenstand auf das ganze Mittelalter ausgedehnt, in den interdisziplinären Kontext von Geschichtswissenschaft und Archäologie gestellt und von Frankreich und Deutschland auf die weiter östlich gelegenen Zonen Mitteleuropas, auf Polen und Ungarn ausgedehnt zu haben, ist das besondere Verdienst der Organisatoren dieses Workshops.

Auf die Generation der jungen Forscherinnen und Forscher warten spannende Fragen und viel Arbeit. Wir wünschen der Arbeitsgruppe GTA die Unterstützung vieler in diesem ambitionierten Unternehmen und einen sicheren Fortbestand über den geschützten universitären Raum hinaus und unter den Bedingungen transatlantischen Forschens.

Budapest, den 1. März 2009

Prof. Dr. Hedwig Röckelein

(Seminar für Mittlere und
Neuere Geschichte der
Universität Göttingen)

Göttingen, den 1. März 2009

Prof. Dr. Karl-Heinz Willroth

(Seminar für Ur- und Frühgeschichte
der Universität Göttingen)

Mittelalterliche Eliten und Kulturtransfer östlich der Elbe. Eine Einleitung

Anne Klammt, Sébastien Rossignol

Sclavania, amplissima Germaniae provintia schrieb am Ende des 11. Jahrhunderts Adam von Bremen, und nannte die *Sclavania* ebenfalls *frugibus opulentissima*. Ein fruchtbares Land war Europa östlich der Elbe zumindest für die Kultur- und Geschichtswissenschaften. Immer wieder wurden und werden Forscher/-innen verschiedener Fächer aus zahlreichen Gründen von der Einzigartigkeit dieses Raumes fasziniert. Hieraus ergaben sich mehrere Anstöße für die Disziplinen übergreifende Studien, methodische Innovationen wie auch leider, für die Instrumentalisierung und Ideologisierung.

Das von der Arbeitsgruppe „*Gentes trans Albiam* – Europa östlich der Elbe im Mittelalter" berücksichtigte Gebiet wird in der Tradition von Jenő Szűcs[1] als ein historischer Raum mit strukturellen, gesellschaftlichen und kulturellen Gemeinsamkeiten verstanden. Dennoch werden neue Annäherungsmöglichkeiten zu einer durch kulturellen Austausch und Kommunikation charakterisierten Region, wie sie für die Neuzeit von Moritz Csáky empfohlen wurden, in den Vordergrund gerückt.[2]

Der Erfolg internationaler Ausstellungen in den zurückliegenden Jahren ebenso wie grenzübergreifende Forschungsprojekte belegen ein neues, öffentliches Interesse an Mittel- und Ostmitteleuropa als kulturellem und historisch gewachse-

---

[1] Jenő Szűcs, Die drei historischen Regionen Europas, Frankfurt/Main, 1990.

[2] Moritz Csáky, Kultur – Identität – Differenz. Wien und Zentraleuropa in der Moderne, Innsbruck 2004.

nem Akteur. Unübersehbar ist hier der Zusammenhang mit der zeithistorischen Situation im Zeitalter der Erweiterung der Europäischen Union und der Formierung einer neuen europäischen Identität. Der Austausch zwischen den Wissenschaften der einzelnen Länder kann zu neuen Paradigmen führen und ältere Geschichtsbilder ablösen. Aber die Komplexität des Ineinandergreifens von zeithistorischen und mittelalterlichen Wahrnehmungen einerseits und der Partikularisierung der Forschung in zahlreiche nationale und regionale Institutionen andererseits erschwert oftmals jungen Forscher/-innen eine Annäherung an diese Geschichtsregion. Um den Zugang zu ungeahnten und, spannenden Fragestellungen zu erleichtern, ist Gruppenarbeit dringend vonnöten.

In dieser Situation setzt sich die 2006 von den Verfassern gegründete Arbeitsgruppe „*Gentes trans Albiam*“ das Ziel, Kommunikation, Austausch und Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler/-innen zu fördern. Thematisch liegt der Schwerpunkt auf den slawischen *gentes* zwischen Elbe, Ostsee und Donau sowie ihren Beziehungen zum Okzident und Orient im Früh-, Hoch- und Spätmittelalter. Konkret leistet die Arbeitsgruppe einerseits als Homepage[3] mit Visitenkarten der Mitglieder und verschiedenen themenrelevanten Informationen, andererseits durch jährliche Treffen der Vernetzung Vorschub. „*Gentes trans Albiam*“ richtet sich im besonderen Maße an den wissenschaftlichen Nachwuchs (Habilitierende, frisch Promovierte, Doktoranden/-innen und Studierende). Mit der starken Berücksichtigung der jungen Forschung sucht der Arbeitskreis die klaffende Lücke zwischen den institutionalisierten fachwissenschaftlichen Arbeitsgruppen und Forschungszentren sowie den universitären Ausbildungsangeboten zu schließen. Das erste Treffen fand am 26. und 27. Juli 2007 in Göttingen statt und wurde den Eliten und dem Kulturtransfer gewidmet.[4]

So unterschiedlich Schriftquellen und Bodenfunde des östlichen Mitteleuropas auch Zeugnis ablegen, so stimmen sie darin überein, ein sehr heterogenes Bild von der inneren gesellschaftlichen und religiösen Struktur der *gentes* zu liefern. In der archäologischen wie historischen Forschung wurden oft bis in die jüngste Vergangenheit Konzepte späterer Zeiten auf ehemalige Epochen zurückprojiziert. So war die Rede von *Adel*, von *Territorien* oder *Kastellaneien*, ohne die Begriffe im Bewusst-

[3] http://wwwuser.gwdg.de/~aklammt/

[4] Außer den Autoren dieses Bandes referierten auch Dr. Petra Weigel (Jena) über „Zu Möglichkeiten und Grenzen des Kulturtransfermodells – Akkulturation und Ethnos in der hoch- und spätmittelalterlichen Germania Slavica“, Dr. Sebastian Messal (Frankfurt/Main und Schwerin) über „Eliten im Hinterland – der Adelssitz von Glienke, Landkreis Mecklenburg-Strelitz“ sowie Bartłomiej Sz. Szmoniewski M.A. (Krakau) über „Two Worlds, one Hoard: What Do Metal Finds from the Forest-steppe Zone Speak about?“ Dr. des. Grischa Vercamer musste kurzfristig seine Teilnahme am Workshop absagen, hat aber nachträglich seinen Beitrag für die Publikation geliefert. Der Workshop wurde mit Mittel der Gerda Henkel Stiftung, der Polnischen Historischen Mission am damaligen Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen, und der Mission Historique Française en Allemagne gefördert.

sein der Alterität früh- bis hochmittelalterlicher Gesellschaften enger zu fassen.[5] Obwohl sich mittlerweile eine neue Sprachkultur durchgesetzt hat und dies zur Überprüfung der Geschichtsbilder führte, ist doch festzustellen, dass diese Wandlung oftmals eher fragmentarisch bleibt. Bedingt durch die verschiedene Wissenschaftskultur der einzelnen Disziplinen und innerhalb dieser wiederum zwischen den verschiedenen Schulen ergeben sich Verzögerungen und Fehlinterpretationen in der Übernahme neuer Paradigmen. Diese Situation macht die Notwendigkeit interdisziplinärer offener Diskussion spürbar.

Die gegenwärtige Entwicklung in der Archäologie und Geschichtswissenschaft zeigt neue Betrachtungsweisen in der Untersuchung von Eliten.[6] Wie Régine Le Jan gezeigt hat, existiert in jeder Gesellschaft eine Reichtum und Prestige auf sich ziehende führende Minderheit. Sie wird durch eine hohe soziale Position gekennzeichnet, aber auch durch Ansehen und Anerkennung.[7] Als äußeres Kennzeichen der Eliten zeichnet sich dabei besonders der überregionale Transfer einzelner Güter und ihrer kulturell kodierten Wertsysteme ab.[8]

Unter Kulturtransfer werden die Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Kulturen und die Übernahme kultureller Elemente verstanden. Im Mittelpunkt stehen die alternierenden Bewegungen zwischen einer Ausgangskultur, einer Vermittlungsinstanz und einer aufnehmenden Kultur. Die Theorie des Kulturtransfers

---

[5] Siehe z.B. die Auseinandersetzung zwischen Sławomir Gawlas und Karol Modzelewski. Während Gawlas Modzelewski vorwarf, unzulässige retrospektive Methoden anzuwenden, warnte Modzelewski davor, den Einfluss vorchristlicher Gesellschaften auf spätere Zustände zu unterschätzen. Sławomir Gawlas, O ksztalt zjednoczonego królestwa. Niemieckie władztwo terytorialne a geneza społeczno-ustrowej odrębności Polski, Warschau, 2000 (ursprünglich erschienen 1996). Ders., Die Territorialisierung des Deutschen Reiches und die teilfürstliche Zersplitterung Polens zur Zeit des hohen Mittelalters, in: Quaestiones medii aevi novae, 1, 1996, S. 25-42. Karol Modzelewski, Organizacja gospodarcza państwa piastowskiego. X – XIII wiek, Posen 2000 (ursprünglich erschienen 1975). Ders., Barbarzyńska Europa, Warschau 2004 (Französische Übersetzung: L'Europe des barbares, Paris 2006).

[6] Vom methodischen Ansatz her als zukunftsweisend sei hier genannt: Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse – Schwerpunktprogramm 1171. Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes: Dirk L. Krausse, Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse. Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes. Ein Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft, in: Archäologisches Nachrichtenblatt 9, Heft 4, 2004, S. 359-374.

[7] Régine Le Jan, Historiographie des élites. Introduction, in: http://lamop.univ-paris1.fr/lamop/LAMOP/elites/. Dies., François Bougard und Laurent Feller, Hrsg., Les Elites au haut Moyen Age. Crises et renouvellements, Paris 2006. Siehe auch: Les Echanges culturels au Moyen Age, mit einem Vorwort von Régine Le Jan, Paris 2002.

[8] Hedwig Röckelein, Heiraten – ein Instrument hochmittelalterlicher Politik, in: Andreas Ranft, Hrsg., Der Hoftag in Quedlinburg 973. Von den historischen Wurzeln zum neuen Europa, Berlin 2006, S. 99-135.

bietet als Raster für das Verständnis der Formierung von Gesellschaften ein praktisches Modell, um die Wechselbeziehungen zwischen den Kulturen zu analysieren.[9]

Um den Kulturtransfer zu verstehen, wird unter drei Vorgängen unterschieden: der Rezeption, der Aneignung und der Anpassung. Unter *Rezeption* wird die Übernahme fremder kultureller Elemente verstanden, die ohne wesentliche Veränderung vor sich geht. Hiermit nimmt eine Gesellschaft (die aufnehmende Kultur) etwas von einer anderen (der Ausgangskultur) zu sich, ohne es an sich zu modifizieren. So ist die sukzessive Verbreitung der Reiterkampfweise von Mittel- nach Ostmittel- und Nordeuropa der Veränderung im Kriegswesen geschuldet und somit eine strategische Notwendigkeit gewesen. Unübersehbar ist jedoch auch der Prestige dieser aufwendigen Kampfesweise und damit die sozial distinguierende Funktion. Mit *Aneignung (Appropriation)* meint man hingegen, dass die aufnehmende Kultur ein Element einer Ausgangskultur übernimmt, es aber verwandelt und zu ihrem eigenen Gebrauch adaptiert. Hier haben wir also im Gegensatz zur Rezeption nicht mit einem passiven, sondern mit einem aktiven Transfer seitens der aufnehmenden Kultur zu tun. Ganz anders ist es mit der *Anpassung (Akkomodation)*. Hier ist es nicht die aufnehmende Kultur, sondern die Ausgangskultur, die sich angesichts des kulturellen Kontakts aktiv adaptiert. Mit einer neuen Situation konfrontiert, sieht sie sich gezwungen, um mit ihr umgehen zu können ihre Gewohnheiten zu modifizieren. So kann man an die fränkischen und deutschen Chronisten denken, die ihre an ihrer eigenen Realität angepassten Denkmuster bisweilen ändern mussten, um die Gesellschaften jenseits der Elbe ihren Lesern zutreffend nahe bringen zu können.

Verhaltensweisen, politische Interessen, die bauliche Ausgestaltung des Umfeldes erweisen sich als Referenzen in weiträumigen Bezugsystemen.[10] Eine nähere Betrachtung ergibt die Vielfältigkeit dieser Bezugsysteme, in denen gleichermaßen pragmatische Kenntnisse wie symbolische Handlungen miteinander vermengt sind. Neben Waffen, der Technik oder literarische Muster wird auch eine kulturelle Bedeutung vermittelt. Dieser Kulturtransfer kann in verschiedene Verlaufsformen gegliedert werden. Dabei geht es weniger um die Medien des Transfers als um die

---

[9] Peter Burke, Kultureller Austausch (aus dem Englischen von Burkhardt Wolf), Frankfurt/M. 2000, insbesondere S. 9-40. Andreas Ackermann, Das Eigene und das Fremde: Hybridität, Vielfalt und Kulturtransfers, in: Friedrich Jaeger und Jörn Rüsen, Hrsg., Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen, Bd. 3, Stuttgart, Weimar 2004, S. 139-154. Als neuere Forschungsinitiative sei auf das DFG-Graduiertenkolleg 516 „Kulturtransfer im europäischen Mittelalter" an der Universität Erlangen verwiesen. http://www.mittelalter.phil.uni-erlangen.de/grako/index1.htm

[10] Exemplarisch zur Illustration der vielfältigen Forschungen und in Frage kommenden Objektgruppen: Kurt Karpf, Frühmittelalterliche Flechtwerksteine in Karantanien, Innsbruck 2001 (Monographien zur Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie 8). Thomas Meier, Magdeburg zwischen Aachen und Jelling: Repräsentationsarchitektur als semiotisches System, in: Joachim Henning, Hrsg., Europa im 10. Jh. Archäologie einer Aufbruchszeit, Mainz 2002, S. 311-322. Michael Müller-Wille, Mittelalterliche dynastische Gräber in Kirchen. Funde und Befunde auf westslawischem Gebiet, in: Ders., Dietrich Meier und Henning Unverhau, Hrsg., Slawen und Deutsche im südlichen Ostseeraum vom 11. bis zum 16. Jh., Neumünster 1995, S. 59-78. Else Roesdahl, Cammin – Bamberg – Prague – Léon. Four Scandinavian Objects d'Art in Europe, in: Anke Wesse, Hrsg., Studien zur Archäologie des Ostseeraumes. Festschrift Michael Müller-Wille, Neumünster 1998, S. 547-554.

Auswirkungen auf das aufnehmende und das aussendende kulturelle Umfeld. Die verschiedenen Erscheinungen wie Ablehnung, Umformierung oder Aufnahme kultureller Güter durch die Eliten betonen die fortlaufende Definition der eigenen kulturellen Identität.[11] Aus der wechselseitigen Befragung der Bodenfunde und Schriftquellen hinsichtlich der Form des Kulturtransfers innerhalb der Eliten scheint den Veranstaltern durch die enge Verzahnung der Milieus der Quellen ein großes Potential zu liegen.

Als Ergebnis dieser Suche wird danach zu fragen sein, ob diese Prozesse zu Situationen führen, die durch Hybridisation oder Abwehr charakterisiert werden können. Im ersten Fall heißt es, dass der Kulturtransfer durch Rezeption oder Appropriation erfolgreich durchgeführt wurde und dass die eingeführten Elemente zu einem festen Bestandteil der aufnehmenden Kultur geworden sind, oder dass der Prozess der Akkomodation zu einer dauerhaften Veränderung der Ausgangskultur geführt hat. Im anderen Fall bedeutet es, dass die neuen Elemente als fremd und unerwünscht wahrgenommen wurden und zu Irritationen oder gar Konflikten geführt haben. Ob im Endeffekt aus den Wechselbeziehungen eine neue „kulturelle Ordnung" (Marshall Sahlins) entsteht, soll mit den Referaten und Diskussionen erleuchtet werden können. Es ist zu erwarten, dass die Ergebnisse ganz anders aussehen können von Region zu Region – im Ostseeraum oder im Binnenland – und von Epoche zu Epoche – im Frühmittelalter oder in der Kolonisationszeit.

[11] Siehe die neue Studie von Bruno Dumézil, der zeigen konnte wie sich das Christentum im Frühmittelalter eher durch sozialen Druck und Elitenprestige als durch gewaltsame Repression verbreitet hat. Les Racines chrétiennes de l'Europe. Conversion et liberté dans les royaumes barbares. Ve – VIIIe siècle, Paris 2005. Zur Verbreitung der höfischen Kultur nach Mittel- und Nordeuropa, Vermittlung, Akzeptanz und Abwehr, siehe Stephen C. Jaeger, The Origins of Courtliness, Philadelphia 1985.

Kulturtransfer und Eliten im Gebiet der südwestlichen Ostseeküste in früh- und mittelslawischer Zeit

Sunhild Kleingärtner

In nachfolgendem Beitrag wird der Versuch unternommen, das theoretische Konzept des Kulturtransfers, das auf Basis schriftlich dokumentierter Zeiträume entwickelt wurde, auf frühmittelalterliche Einheiten des 8. bis 10. Jahrhunderts anzuwenden, die ausschließlich auf archäologischem Wege fassbar sind. Unter Berücksichtigung der eingeschränkten Quellenlage in Bezug auf den generellen Nachweis von Kulturtransfer und Eliten in früh- und mittelslawischer Zeit wird der von skandinavischer Seite ausgehende Kulturtransfer (Ausgangskultur/Selektionsprozesse) auf das südwestliche Ostseegebiet (Zielkultur/Rezeptionsprozesse) hinsichtlich seiner Vermittlungsfiguren/-instanzen sowie seines Nachhaltigkeitsgrades analysiert.[1] Im Mittelpunkt vorliegender Untersuchung stehen zunächst Fundplatz und Umfeld von Menzlin, Ostvorpommern (OVP), stellvertretend für die Gruppe der

[1] Diese Einseitigkeit der Untersuchungen ist durch das von der Arbeitsgruppe Gentes trans Albiam (http://wwwuser.gwdg.de/aklammt/) gewählte Betrachtungsgebiet bedingt. Die Frage des Kulturtransfers in Bezug auf slawisch-skandinavische Wechselwirkungen, die ihren Niederschlag im südskandinavischen Raum finden, wird an anderer Stelle vorgenommen. Siehe dazu auch Mats Roslund, Gäster i huset. Kulturell överföring mellan slaver och skandinaver 900 till 1300, Lund 2001; Anna-Elisabeth Jensen, Baltic Ware and Slavic Settlements Bridge the Fehmarn Belt During the Viking Age and the Early Middle Ages, in: Kjeld Møller Hansen, Kristoffer Buck Pedersen, Hrsg., Across the Western Baltic, Vordingborg 2006, S. 283-292. – Das speziell für vorliegende Untersuchungen definierte Arbeitsgebiet wird im Westen durch den Limes Saxoniae begrenzt, im Osten durch das Stettiner Haff, im Norden durch die Ostsee und im Süden durch die Mecklenburgische Seenplatte.

im slawischen Siedlungsgebiet gelegenen multi-ethnisch genutzten Emporien[2]. Zur Beantwortung der Frage, welche Rolle die Eliten als Vermittlungspersonen im Gegensatz zum Handel als Vermittlungsinstanz in dieser Zeit spielten, werden zusätzlich die sich an Funden und Befunden slawischer Burgwälle manifestierenden Hinweise auf karolingisch-ottonische Rezeptionselemente einbezogen. Anschließend werden die in früh- bis mittelslawischer Zeit für den Kulturtransfer im südwestlichen Ostseegebiet verantwortlichen Faktoren in ihrer diachronen Entwicklung zusammenfassend aufgezeigt. Abschließend erfolgt eine Bewertung der Anwendbarkeit des Kulturtransfermodells auf Materialgrundlage, Raum und Zeit.

1 Definition und quellenkritische Anmerkungen

1.1 Definition und archäologische Nachweisbarkeit von Kulturtransfer

Analog zu dem von Michael Werner und Michel Espagne in den 1980er Jahren in die Forschungsliteratur eingebrachten Begriff wird Kulturtransfer im Folgenden als dynamischer Prozess und Ausdruck nachhaltiger raum- und gesellschaftsübergreifender Wechselbeziehungen interkultureller Art verstanden.[3] Archäologisch ist Kulturtransfer durch Funde, vor allem aber Befunde fassbar, welche die Übernahme kultureller Praktiken und Muster in einem kulturell andersartigen Gebiet bezeugen. In Hinblick auf seinen Nachhaltigkeitsgrad ist dabei ein handels-/austauschbedingter, beziehungsweise an zugezogene Personen gebundener, also nur vordergründig erfolgter Transfer von Gegenständen und Gebräuchen, von dem Vorgang zu unterscheiden, bei dem fremde kulturelle Elemente von einer anderen Bevölkerungsgruppe eigenen Bedürfnissen entsprechend umgestaltet werden.

Im erstgenannten Fall wird der verhältnismäßig geringe Nachhaltigkeitsgrad durch den Anwendungszeitraum der räumlich transferierten Artefakte und Gebräuche selbst bestimmt. Letztgenannte Form weist infolge einer tiefer gehenden Auseinandersetzung durch die einheimische Bevölkerung einen weitaus höheren Nachhaltigkeitsgrad auf. Erstgenannter Fall wird von Rudolf Muhs, Johannes Paulmann und Willibald Steinmetz als „primäre Aneignung", letztgenannter Fall als „sekundäre Aneignung" bezeichnet.[4] Als Beispiel für „sekundäre Aneignung" kann

2 Der Begriff Emporium wird in Anlehnung verwendet an die Definition von Adriaan Verhulst, Emporium, in: Lexikon des Mittelalters, Band 3, München, Zürich 1986, S. 1897.

3 Michel Espagne, Michael Werner, Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert. Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm des C.N.R.S., in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte, 13, 1985, S. 502-510. Zur Forschungsgeschichte und zu Untersuchungsaspekten des Themenfeldes „Kulturtransfer", siehe Gregor Kokorz, Helga Mitterbauer, Einleitung, in: Übergänge und Verflechtungen. Kulturelle Transfers in Europa, Bern 2004 (Wechselwirkungen, 7), S. 7-11, S. 17-20.

4 Rudolf Muhs, Johannes Paulmann, Willibald Steinmetz, Brücken über den Kanal? Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert, in: Dies., Hrsg., Aneignung

die Übernahme von Glaubensäußerungen angeführt werden, die sich in bestimmten Bestattungsformen manifestieren. Gleiches gilt für den Transfer traditionsbedingter Bauweisen oder bestimmter Kleidungsordnungen respektive damit verbundener Schmuckformen. Als „primäre Aneignung“ ist die bloße Überführung einzelner Gegenstände/Kulturgüter in ein kulturell anders geprägtes Gebiet gemeint, beispielsweise im Zusammenhang mit Handel. Entsprechendes betrifft den Transfer als Gewichtsgeld verwendeter, anschließend deponierter Artefakte unterschiedlicher Provenienz. Erst die Übernahme eines neuen Wirtschaftssystems, das heißt die Verwendung von Münzgeld anstelle von Gewichtsgeld, ist als Folge produktiven Kulturtransfers und somit als „sekundäre Aneignung“ zu bewerten.

1.2 Definition und archäologische Nachweisbarkeit von Eliten

Der Begriff Elite wird im Folgenden wertfrei als Bezeichnung für eine zahlenmäßig begrenzte soziale Gruppe verstanden. Diese ist durch Macht, Autorität und Einfluss prägend und entwicklungsbestimmend für gesellschaftliche Belange, beispielsweise auch in Bezug auf Sozialstruktur und Normen. Archäologisch manifestiert sich dies vor allem in Funden/Befunden, die von der Norm abweichen. In einer Vielzahl von Fällen muss zur Erklärung bestimmter struktureller Beobachtungen die Existenz oder gar aktives Einwirken einer Elite auch ohne archäologischen Befund vorausgesetzt werden. Als Quellen für den archäologischen Nachweis von Eliten werden insbesondere qualitativ und quantitativ herausragende Funde und Befunde herangezogen, die neben funktionalem Nutzen vor allem repräsentative Zwecke erfüllten. Darunter fallen besonders auch einzelne herausragende Artefakte, die aus überregionalem Transfer im Zusammenhang mit dem Gabentausch stammen.[5] Auf archäologischem Wege dagegen nicht nachweisbar sind die Kontrolle von Personen und Ressourcen durch eine Elite respektive wirtschaftliche, soziale und rechtliche Abhängigkeiten sowie mögliche Arten von Tributzahlungen beispielsweise in Form von Arbeitseinsatz, Nahrungsmittelabgabe oder militärischer Dienstleistung.

Aufgrund der besonders für die frühslawische Zeit eingeschränkten Quellenüberlieferung[6] stehen für Aussagen im Allgemeinen sowie zu Eliten im Besonderen nur wenige, auf archäologischem Wege gewonnene Informationen zur Verfügung. Depotfunde können zwar Hinweise auf Reichtumsansammlungen in bestimmten Gebieten geben und somit auf die Wirtschaftskraft einer Region generell verweisen, müssen aber nicht zwangsläufig gesellschaftliche Eliten kennzeichnen.

---

und Abwehr. Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien, Bodenheim 1998 (Arbeitskreis Deutsche England-Forschung, Veröffentlichung, 32), S. 18 ff.

[5] Sebastian Brather, Merowinger- und karolingerzeitliches „Fremdgut“ bei den Nordwestslawen. Gebrauchsgut und Elitenkultur im südwestlichen Ostseeraum, in: Prähistorische Zeitschrift, 71, 1996, S. 46 ff.

[6] Siehe dazu Dietlind Paddenberg, Studien zu frühslawischen Bestattungssitten in Nordostdeutschland, in: Offa, 57, 2000, S. 238 ff.

In der Regel treten Eliten durch aufwändig gestaltete Grabbauten sowie Qualität und Quantität der Grabfunde im archäologischen Befund am deutlichsten hervor[7] – zumeist aber nicht während der Einwanderungs-, sondern frühestens während der Konsolidierungsphase einzelner „Völker"/„Stämme". Im Untersuchungsgebiet sind entsprechende Befunde/Funde[8] erstmals mit dem Wechsel von Brand- zu Körperbestattungen fassbar am Übergang von der mittel- zur spätslawischen Zeit.[9]

Ein weiterer Nachweis von Eliten gelingt über Burgwälle, in denen sich qualitätvolle Funde finden. Eine kritische Durchsicht der von Kornelia Wegner[10] jüngst zusammengestellten slawischen Burgwälle aus Mecklenburg-Vorpommern zeigt, dass sich die als Indikatoren von Eliten zu bewertenden Objekte in früh- und mittelslawischer Zeit – nach derzeitigem Forschungsstand – im Binnenland konzentrieren (Abb. 1A).[11]

Der deutlichste Nachweis sowohl für Eliten als auch für Kulturtransfer im Allgemeinen findet sich in Hinblick auf das Untersuchungsgebiet in Starigard/Oldenburg.[12] Dort lässt sich die Rezeption karolingischer Kultur an slawischen Hakensporen, die in Anlehnung an spätmerowingisch-frühkarolingische Vorbilder gefertigt wurden, ebenso ablesen wie an slawischen Messerscheidenbeschlägen, deren aus Bronzeblech vorgenommene Fertigung nach westlichem Vorbild erfolgte.

---

[7] Ein diachroner Überblick findet sich bei Claus von Carnap-Bornheim, Dirk Krausse, Anke Wesse, Hrsg., Herrschaft – Tod – Bestattung. Zu den vor- und frühgeschichtlichen Prunkgräbern als archäologisch-historische Quelle, Bonn 2006 (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, 139).

[8] Beispielsweise Holzkammergräber und Schwerter-/Sporenbeigabe in Usadel, Kr. Neubrandenburg. Siehe dazu Volker Schmidt, Lieps. Die slawischen Gräberfelder und Kultbauten am Südende des Tollensesee, Lübstorf 1992 (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns, 26), S. 22 ff.; Felix Biermann, Medieval Elite Burials in Eastern Mecklenburg and Pomerania, in: Antiquity, 82, 2008, S. 87-98.

[9] Helena Zoll-Adamikova, Die Einführung der Körperbestattung bei den Slawen an der Ostsee, in: Archäologisches Korrespondenzblatt, 24, 1994, S. 82.

[10] Kornelia Wegner, Slawische Burgwälle in Mecklenburg-Vorpommern – Eine GIS-gestützte Analyse, unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Kiel 2006.

[11] Die Angaben bei Wegner, Slawische Burgwälle... (wie Anm. 10), sind um die Prestigegüter des Burgwalls von Glienke, Lkr. Mecklenburg-Strelitz, zu ergänzen. Siehe dazu Sebastian Messal, Glienke – ein slawischer Adelssitz des 9. und 10. Jahrhunderts im östlichen Mecklenburg, in: Felix Biermann, Thomas Kersting, Hrsg., Siedlung, Kommunikation und Wirtschaft im westslawischen Raum, Langenweissbach 2007 (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas, 46), S. 259. Berücksichtigt werden ausschließlich früh- und mittelslawische Burgwälle. Die zwar in mittelslawischer Zeit angelegten, aber bis in die spätslawische Zeit genutzten Burgwälle werden nicht miteinbezogen, da das Fundmaterial für eine exakte chronologische Einordnung nicht geeignet ist.

[12] Zu karolingischem Einfluss auf slawischen Burgenbau allgemein siehe Sebastian Brather, Karolingerzeitlicher Befestigungsbau im wilzisch-obodritischen Raum. Die sogenannten Feldberger Höhenburgen, in: Joachim Henning, Alexander Ruttkay, Hrsg., Frühmittelalterlicher Burgenbau in Mittel- und Osteuropa, Bonn 1998, S. 115-126 und Joachim Herrmann, Spuren wechselseitiger Beeinflussung von slawischem und fränkisch-deutschem Befestigungsausbau, in: Christian Lübke, Hrsg., Struktur und Wandel im Früh- und Hochmittelalter. Eine Bestandsaufnahme aktueller Forschungen zur Germania Slavica, Stuttgart 1998 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 5), S. 111-125.

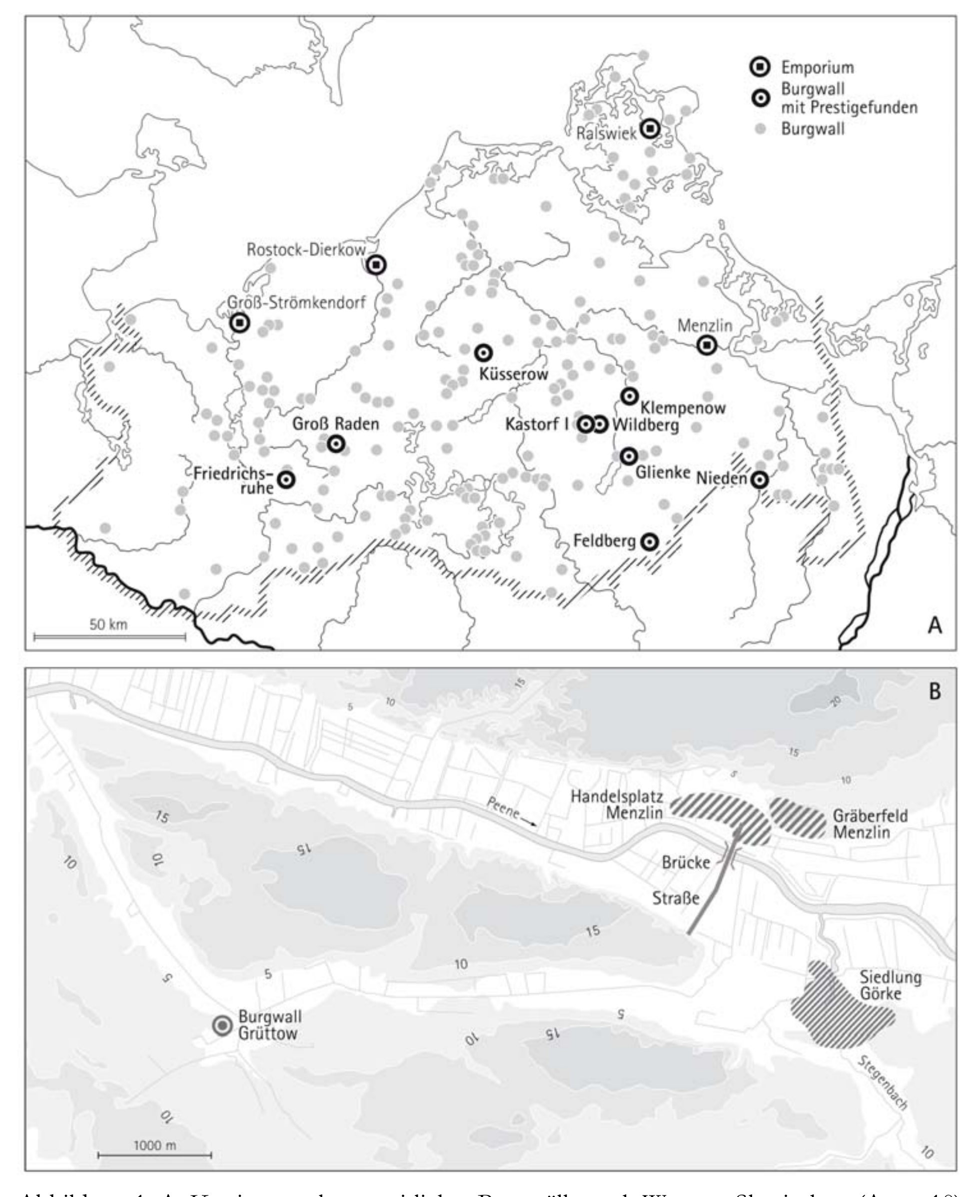


Abbildung 1. A: Kartierung slawenzeitlicher Burgwälle nach Wegner, Slawisch… (Anm. 10) unter besonderer Kennzeichnung früh- und mittelslawischer Burgwälle mit Prestigefunden sowie von Emporien (Graphik H. Dieterich, Kiel)
B: Siedlungsgebiet und –umfeld des früh- und mittelslawischen Emporiums von Menzlin, OVP (Graphik H. Dieterich, Kiel)

Beide Artefaktgruppen verweisen auf einen hohen sozialen Rang ihrer Benutzer; Gleiches gilt für den Oldenburger Hofkomplex, dessen Anlage nach Ingo Gabriel auf das Vorbild fränkischer Königspfalzen zurückzuführen ist.[13]

Innerhalb der im Folgenden fokussierten Emporien finden sich der Nachweis eines durch die planerische Gesamtanlage hervortretenden hohen Organisationsgrades sowie die stärkste Konzentration von Anzeigern skandinavischen Kulturtransfers im Untersuchungsgebiet. Archäologisch eindeutige Hinweise in Form außergewöhnlicher Baubefunde, die auf die dauerhafte Anwesenheit einer Elite schließen lassen, können bisher nicht nachgewiesen werden.

2 Kulturtransfer

2.1 Ausgangskultur/Selektionsprozesse

Konventioneller Betrachtungsweise entsprechend beinhaltet jeder Kulturtransferprozess folgende drei miteinander verbundene Bestandteile: „Ausgangskultur", „Vermittlungsinstanz" und „Zielkultur". Der Begriff Ausgangskultur widerspricht im Grunde der Gegenseitigkeit und Wechselwirkung, die der Kulturtransfer eingangs angeführter Definition umfasst. Aufgrund des hier nur in eine Richtung untersuchten Kulturtransfers wird dieser Benennung dennoch gefolgt. Analog dazu werden, der jedem Kulturtransferprozess zugrunde liegenden Dynamik Rechnung tragend, die von Hans-Jürgen Lüsebrink gebrauchten Begriffe „Selektionsprozesse", „Interkulturelle Vermittlungsprozesse" und „Rezeptionsprozesse" verwendet.[14]

Die vier bisher bekannten Emporien – Groß Strömkendorf, Rostock-Dierkow, Ralswiek und Menzlin – liegen in Küstennähe und außerhalb der Burgwallverteilung der durch Prestigefunde indirekt belegten früh- und mittelslawenzeitlichen Elite (Abb. 1A). Diese Emporien unterscheiden sich von den zeitgleichen aus dem Untersuchungsgebiet bekannten Siedlungstypen in ihrer Struktur, Datierung und Lage, vor allem aber auch aufgrund des Nachweises spezialisierter handwerklicher Aktivitäten. Aufgrund vergleichbarer Siedlungen im nördlichen und westlichen Ostseeraum mit auf handwerkliche Tätigkeiten und Teilhabe am Fernhandel hindeutendem Fundmaterial können sie in Anlehnung an die von Sunhild Kleingärtner und Astrid Tummuscheit vorgenommene Definition als Siedlungen vom skan-

[13] Ingo Gabriel, "Imitatio imperii" am slawischen Fürstenhof zu Starigard/Oldenburg. Zur Bedeutung karolingischer Königspfalzen für den Aufstieg einer „civitas magna Slavorum", in: Archäologisches Korrespondenzblatt, 16, 1986, S. 359-362; Ders., Zur Innenbebauung von Starigard/Oldenburg, in: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, 69, 1988, S. 55-86; Ders., Hof- und Sakralkultur sowie Gebrauchs- und Handelsgut im Spiegel der Kleinfunde von Starigard/Oldenburg, in: Berichte der Römisch-Germanischen Kommission 69, 1988, S. 56 ff., 109-171.

[14] Hans-Jürgen Lüsebrink, Kulturtransfer – methodisches Modell und Anwendungsperspektiven, in: Ingeborg Tömmel, Hrsg., Europäische Integration als Prozess von Angleichung und Differenzierung, Opladen 2001 (Forschungen zur Europäischen Integration, 3), S. 215 ff.

dinavischen Typ bezeichnet werden.[15] Die Gebiete des nordwestlichen Ostseeraumes respektive der südskandinavischen Region können folglich als Ausgangskultur identifiziert werden. In Menzlin manifestiert sich skandinavischer Kulturkontakt in dem überwiegend von slawischen Bevölkerungsgruppen bewohnten Gebiet darüber hinaus in der günstig gewählten Schutzlage mit Anschluss an die Seewege der Ostsee, in der Anlage von schiffsförmig gestalteten Gräbern sowie Grubenhäusern, diversen Fibel- und Schmuckformen innerhalb der Gräber sowie der Konstruktionsweise einer Straße.[16] In Ralswiek und Groß Strömkendorf zeigen sich entsprechende archäologische Befunde in Form von als Grablegen genutzte Klinkerboote.[17]

2.2 Vermittlungsfiguren und -instanzen/Interkulturelle Vermittlungsprozesse

2.2.1 Eliten als Vermittlungsfiguren

Fragt man nach einer herkunftsspezifischen Elite, gilt es den Blick zunächst auf den skandinavischen Raum, dann auf das slawische Gebiet zu lenken.

Obwohl Schwerter und Fibeln im Sinne Sebastian Brathers[18] als Indikatoren von „Gabentausch“ zwischen den Eliten gelten, ist das Fundgut aus Menzlin generell als Handels- und Handwerkergut beziehungsweise als Beleg für die Anwesenheit entsprechender Personengruppen vor Ort zu bewerten. Trotz des in jüngster Zeit erfolgten Zuwachses an Metallfunden steht der archäologische Nachweis einer Elite, die sich über Prestigefunde und Statusobjekte identifizierte, in Menzlin weiterhin aus. Bisher gibt es lediglich zwei Sporen aus der späten Phase Menzlins.[19] Ob sie weiter verhandelt werden sollten, vor Ort ihrer Bestimmung entsprechend genutzt wurden oder als Altmaterial dienten, kann nicht entschieden werden.[20]

[15] Mit Ausnahme von Ralswiek. Siehe dazu Sunhild Kleingärtner, Astrid Tummuscheit, Zwischen Haithabu und Wolin – die frühe Phase der Urbanisierung an der südwestlichen Ostseeküste, in: Quaestiones medii aevi novae, 12, 2007, S. 215-252.

[16] Ulrich Schoknecht, Menzlin. Ein frühgeschichtlicher Handelsplatz an der Peene, Berlin 1977 (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte der Bezirke Rostock, Schwerin und Neubrandenburg, 10); Hauke Jöns, Zur Rekonstruktion der historischen Topographie und Infrastruktur des Handelsplatzes Menzlin an der Peene, in: Bodendenkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern, 53, 2005, S. 81-109.

[17] Kathrin Holzer, Bootsgräber aus dem 8. Jahrhundert von Groß Strömkendorf bei Wismar. Rekonstruktion der Boote, Magisterarbeit, Universität Kiel 1999; Dieter Warnke, Eine Bestattung mit skandinavischen Schiffsresten aus den „Schwarzen Bergen“ bei Ralswiek, Kr. Rügen, in: Ausgrabungen und Funde, 26, 1981, S. 159-165.

[18] Brather, Merowinger- … (wie Anm. 5), S. 46 ff.

[19] Schoknecht, Menzlin … (wie Anm. 16), S. 107 ff., S. 135, Fundliste 54, Nr. 3-4, Taf. 44/54,3-4.

[20] Norbert Goßler, Untersuchungen zur Formenkunde und Chronologie mittelalterlicher Stachelsporen in Deutschland (10.-14. Jahrhundert), in: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, 79, 1998, S. 490, wertet die Sporenfunde als Indiz für die wirtschaftliche Stellung der am Handel beteiligten Personen.

Die Frage, ob es tatsächlich keine Elite im eingangs definierten Sinne unmittelbar vor Ort gegeben hat oder aber ob diese aufgrund der Quellenüberlieferung im archäologischen Befund nicht hervortritt, kann auf Basis der derzeitigen Quellenlage nicht beantwortet werden. Unter Berücksichtigung oben angeführter Kriterien zur Identifizierung von Eliten sprechen für die Anwesenheit einer Elite vor Ort weder Grab- noch Hausbau oder gar Fundgut. Den bisher eindeutigsten archäologischen Befund in Bezug auf Eliten, und zwar seitens der Zielkultur, erbringen die sich im Binnenland konzentrierenden Burgwälle mit entsprechenden Prestigefunden vom Ende des 9. und Anfang des 10. Jahrhunderts (Abb. 1A). Diese werden in der Regel als Sitz der Elite interpretiert, von denen aus die Bündelung und Verwaltung von Ressourcen erfolgte.

Aus den Fränkischen Reichsannalen des Jahres 808 geht hervor, dass das Emporium Reric/Groß Strömkendorf Steuern an den dänischen König Göttrik zu entrichten hatte.[21] Diese Information könnte dahingehend interpretiert werden, dass die Emporien generell unter königlicher Kontrolle standen und möglicherweise auch in ihrem Schutz angelegt wurden.[22] Folglich könnte die in ihrer Konstruktionsweise mit skandinavischen Beispielen vergleichbare Straße von Menzlin eine Auftragsarbeit des dänischen Königs, also seitens der Ausgangskultur gewesen sein.[23] In Dänemark werden dendrodatierte Großbauwerke des 8. Jahrhunderts, wie das Danewerk, der Kanhave-Kanal auf Samsø und die Brücke von Nybro[24], als in königlichem Auftrag ausgeführte Prestigebauten interpretiert. Die Menzliner Straße sowie der Peene-Übergang stammen laut Aussage jüngst gewonnener dendrochronologischer Daten ebenfalls aus der Mitte beziehungsweise zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts. Allerdings könnte der angeführte historische Überlieferungsausschnitt eine einmalige Steuererhebung schildern, die keinesfalls als dauerhaft angesehen werden muss oder verallgemeinert werden darf. Die Straße könnte darüber hinaus auch als Gemeinschaftswerk errichtet worden sein, ohne dass dabei die koordinierende Instanz als Elite respektive König zu bezeichnen wäre.

Andere Überlegungen basieren auf der Annahme einer engen Kooperation zwischen den unbefestigten multi-ethnisch genutzten Emporien und den benachbart gelegenen slawischen Burgwällen als Sitze der slawischen Elite. Letztgenannte böten den Händlern Schutz, die im Gegenzug direkten Zugang zu den Handelsgü-

[21] Winfried Bogon, Thomas Müller, Alexander Pentzel, Hrsg., Quellensammlung zur mittelalterlichen Geschichte, Berlin 1998.

[22] Gleiches wird beispielsweise für den mittelschwedischen Platz Birka wegen des Namens der benachbarten Insel Adelsö vermutet.

[23] Generell ist davon auszugehen, dass der dänische König – sollte er als Schützer und Initiator der Emporien fungiert haben – einen Repräsentanten vor Ort eingesetzt hatte.

[24] Silke Eisenschmidt, Grabfunde des 8. bis 11. Jahrhunderts zwischen Kongeå und Eider. Zur Bestattungssitte der Wikingerzeit im südlichen Altdänemark, Neumünster 2004 (Studien zur Siedlungsgeschichte und Archäologie der Ostseegebiete, 5), S. 608; A. Jørgensen, Kanhave-Kanal, in: Heinrich Beck, Dieter Geuenich, Heiko Steuer, Hrsg., Reallexikon der Germanische Altertumskunde, Band 16, Berlin, New York 2000, S, 221-222; Mads Ravn, Nybro. En trævej fra Kong Godfreds tid, in: Kuml, 1999, S. 227-257.

tern ermöglichten.[25] Dieses Modell auf das Siedlungsgebiet von Menzlin übertragen, könnte in der benachbarten Burg Grüttow den Sitz der slawischen Elite vermuten lassen (Abb. 1B). Aufgrund der in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Straße wird das Augenmerk unweigerlich auf die Südseite der Peene gelenkt. Ungeklärt ist aber bisher, ob der zunächst als herausgehobener Befund zu interpretierende Nachweis einer Straße tatsächlich den Anspruch erheben darf, im Sinne der oben angesprochenen Repräsentationsbauwerke mit Eliten verbunden zu werden und in einem weiteren Gedankenschritt als Verbindung zwischen Burgwall und Emporium fungiert zu haben. Aufgrund derzeit von Straße und Brücke vorliegenden Dendrodaten sowie der vergleichsweise unpräzise datierbaren Funde des benachbarten Burgwalles ist eine Zeitgleichheit nicht sicher zu belegen. Hinzu kommt die generelle Schwierigkeit der Nachweisbarkeit sozialer oder wirtschaftlicher Abhängigkeiten mithilfe archäologischer Quellen.

Unabhängig davon, dass der skandinavische Anteil aus spätslawischer Zeit einer genaueren Bewertungsanalyse bedarf, sind die Emporien nach derzeitigem Forschungsstand in früh- und mittelslawischer Zeit zeitlich und räumlich von den slawischen Burgwällen mit Hinweisen auf Handwerk und Handel separiert.[26] Unter strukturellen Aspekten zeigen sich hier anscheinend zwei unterschiedliche Einflussbereiche beziehungsweise Transport- und Verkehrsräume, einerseits ein Binnenwasser gebundener, andererseits ein Ostsee orientierter.[27]

2.2.2 Handel und Handelskontrolle als Vermittlungsinstanz

Folgt man den Überlegungen Søren Sindbæks, bedarf es für Aufbau und erfolgreiche Aufrechterhaltung von Handelsbeziehungen keiner übergeordneten Macht.[28] Die Regulierung der Tauschbeziehungen erfolgt demnach automatisch durch An-

[25] Hauke Jöns, Ports and *emporia* in the Region – The Southern Coast. From Hedeby to Usedom/Wolin (im Druck); Joachim Herrmann, Zur Struktur von Handel und Handelplätzen im südwestlichen Ostseegebiet vom 8.-10. Jahrhundert, in: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, 69, 1988, S. 734. Dem gegenüber steht die Ansicht, dass es eine räumliche Trennung sowie unabhängige Existenz von Emporien und Burgwällen gegeben hat. Ungeachtet dessen ist auf alle Fälle von einer Einbindung der Emporien in das agrarisch strukturierte Binnenland auszugehen. Siehe dazu beispielsweise Michael Müller-Wille, Ribe – Reric – Haithabu. Zur frühen Urbanisierung im südskandinavischen und westslawischen Gebiet, in: Klaus Brandt, Michael Müller-Wille, Christian Radtke, Hrsg., Haithabu und die frühe Stadtentwicklung im nördlichen Europa, Neumünster 2002 (Schriften des Archäologischen Landesmuseums, 88), S. 321-337; Christian Lübke, Multiethnizität und Stadt als Faktoren gesellschaftlicher und staatlicher Entwicklung im östlichen Europa, in: Hansjürgen Brachmann, Hrsg., Burg – Burgstadt – Stadt. Zur Genese mittelalterlicher nichtagrarischer Zentren in Ostmitteleuropa, Berlin 1995, S. 45.

[26] Kleingärtner, Tummuscheit, Zwischen Haithabu… (wie Anm. 15).

[27] Dabei muss berücksichtigt werden, dass das Hauptaugenmerk bei der Erforschung slawischer Burgwälle auf dem binnenländischen Bereich lag. In der Küstenregion standen dagegen die Emporien im Fokus der Geländeuntersuchungen. Möglicherweise treten diese beiden Räume auch deshalb unterschiedlich stark in Erscheinung. Darüber hinaus ist von Kontakten zwischen den beiden Transport- und Verkehrsräumen auszugehen.

[28] Søren M. Sindbæk, Networks and Nodal Points: the Emergence of Towns in Early Viking Age Scandinavia, in: Antiquity, 8, 2007, S. 119-132.

gebot und Nachfrage. Allgemeininteresse an der Handelstätigkeit mache eine übergeordnete Macht unnötig. Möglicherweise gilt Gleiches für die infrastrukturelle Ausgestaltung der Emporien. Auch Christian Lübke geht davon aus, dass es einen – letztendlich auf Gabentausch im Rahmen der Gastfreundschaft zurückzuführenden – Handel ohne königliche oder bischöfliche Kontrolle in den multiethnischen Zentren gegeben hat.[29] Diesen Meinungen gegenüber steht die Auffassung beispielsweise Carsten Müller-Boysens, der aufgrund schriftlicher Belege einen königlich geschützten Handel postuliert.[30]

Von der Prämisse ausgehend, dass Eliten nicht zwangsläufig mit Macht assoziiert werden müssen, sondern in ihrer ursprünglichen Bedeutung einfach „die Besten" sind, das heißt die erfolgreichsten in einem bestimmten Bereich und in Bezug auf die gesellschaftliche Norm[31], könnten die in den Emporien anwesenden, am Handelsgeschehen oder an der Handelskoordination beteiligten Personen von der übrigen Bevölkerung als Elite wahrgenommen worden sein, unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit. Diese Personen ließen sich dann aufgrund ihrer Funktionen zu einer sozialen Gruppe, in diesem Falle von Handelstreibenden, zusammenschließen.

Unter Berücksichtigung, dass Elitenrepräsentation nicht nur über Gegenstände erfolgte, sondern auch durch Macht über größere Personengruppen oder umfangreiche Warenbestände und deren Kontrolle, kann die den Peene-Fluss querende Brücke als indirekter Nachweis einer – in ihrer ethnischen Zusammensetzung nicht bestimmbaren – Elite angenommen werden. Durch das Brückenbauwerk konnten die Schiffe gezwungen gewesen sein, ihre Waren an einer bestimmten Stelle umzuladen.

2.3 Zielkultur/Rezeptionsprozesse

Der Grad des Kulturtransfers seitens der Ausgangs- auf die Zielkultur ist insofern schwer bestimmbar, als der skandinavische Anteil im archäologischen Befund generell ungleich deutlicher in Erscheinung tritt. Eine flächendeckende Rezeption kultureller Elemente mit binnenländischer Verbreitung lässt sich lediglich in Form „primärer Aneignung", also in Bezug auf alltagstaugliches Handelsgut, wie Sandsteinspinnwirtel und Wetzsteine, nachweisen.[32] Die Rezeption kultureller

[29] Lübke, Multiethnizität… (wie Anm. 25), S. 39; 42.

[30] Carsten Müller-Boysen, Economic Policy, Prosperity and Professional Traders, in: Janet Bateley, Anton Englert, Hrsg., Ohthere's Voyages. A late 9th Account of Voyages along the Coasts of Norway and Denmark and its Cultural Context, Roskilde 2007, S. 180-183.

[31] Hans P. Dreitzel, Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse, Stuttgart 1962 (Göttinger Abhandlungen zur Soziologie unter Einschluss ihrer Grenzgebiete, 6), S. 3, S. 10.

[32] Entsprechende Kartierungen für das Gebiet des heutigen Bundeslandes Mecklenburg-Vorpommerns sind in Vorbereitung und werden an anderer Stelle ausführlich veröffentlicht. Für Wagrien siehe Gabriel, Hof- und Sakralkultur… (wie Anm. 13), S. 216, S. 256, Abb. 60, S. 258-260, Abb. 61-63. Zu Kammfunden im unmittelbaren Umfeld von Groß Strömkendorf und auf dem Burgwall von Glienke siehe Diethelm Becker, Slawische Brunnen von Redentin und Groß Strömkendorf, Kr. Wismar, in: Ausgrabungen und Funde, 22,2, 1977, S. 135, Abb. 2 und Messal, Glienke…

skandinavischer Elemente in Form „sekundärer Aneignung“ bleibt räumlich und zeitlich auf die Lokation und Existenzspanne der Emporien begrenzt. Die fehlende Rezeption im Hinterland in Bezug könnte durch den Forschungsstand, vor allem aber die Quellenlage bedingt sein. Gründe hierfür sind vor allem fehlende Bestattungen der frühslawischen Zeit sowie der bislang nicht erfolgte Einsatz von Metalldetektoren. Die Herausbildung von befestigten Orten im Binnenland, die sich durch Handwerks- und Handelsfunktionen auszeichnen, sind nicht als Folge eines Kulturtransfers, sondern vielmehr als Ausdruck einer sich sozial verändernden einheimischen Gesellschaft zu begreifen.[33]

Im Gegensatz dazu erfolgt in Bezug auf das karolingische Fundgut nicht nur eine „primäre Aneignung“, wie besonders im Bereich des Limes Saxoniae anhand von Keramik nachweisbar[34], sondern vor allem auch eine „sekundäre Aneignung“ von Architekturformen sowie hochwertigem Gebrauchs- und Repräsentationsgut, die in der Regel einer Elite zugeschrieben werden. Dazu gehören auch die tief greifenden gesellschaftlichen Veränderungen in Zusammenhang mit dem Übergang zur Anlage beigabenloser Körpergräber sowie möglicherweise spezielle Kenntnisse des Burgenbaus.[35]

3 Nachhaltigkeit des Kulturtransfers

3.1 Ausgangssituation

Die Emporien unterscheiden sich in ihrer Struktur grundlegend von den zeitgleichen unbefestigten Siedlungen. Unter Berücksichtigung quellenbedingter Ursachen, nämlich einer ungleich starken Abzeichnung im archäologischen Befund, sind daran vor allem auch verschiedene Wirtschaftsformen mit unterschiedlichen gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen ablesbar: Im Gebiet der südwestlichen Ostseeküste basierte die Wirtschaft in frühslawischer Zeit, also unmittelbar nach der „slawischen Einwanderung“, primär auf Ackerbau und Viehhaltung, in einigen Siedlungen des skandinavischen Gebiets seit der Kaiserzeit darüber hinaus auf Handwerks- und Handelstätigkeiten. Die Bevölkerung letztgenannten Raumes nutzte die Weiterentwicklungen im Schiffbau und den damals neuartigen Einsatz von Segeln zum Transport von Handwerksprodukten und Handelsgütern über große Distanzen. Spätestens im 10. Jahrhundert waren an der südwestlichen Ostseeküste angesiedelte Personengruppen diesem circumbaltischen Netzwerk und

(wie Anm. 11).

[33] Inwieweit daran Wechselwirkungen in Bezug auf das karolingische Gebiet beteiligt sind, soll an dieser Stelle nicht diskutiert werden.

[34] Volker Vogel, Slawische Funde in Wagrien, Neumünster 1972 (Offa-Bücher, 29), S. 9, Anm. 2; Karl Wilhelm Struve, Slawische Funde westlich des Limes Saxoniae, in: Offa, 28, 1971, S. 161-180.

[35] Torsten Kempke, Slawische Burgen des 7.-10. Jahrhunderts, in: Deutsche Burgenvereinigung e. V., Hrsg., Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch 1. Bauformen und Entwicklung, Stuttgart 1999, S. 46.

Handelsraum – laut Ausweis der archäologischen Zeugnisse in Form von Schiffsteilen und Booten – angegliedert.[36] Darüber hinaus wurde aber auch das Binnenwassertransportsystem vor allem von Peene und Elde seit dem 10. Jahrhundert verstärkt genutzt.[37]

Das fränkisch-karolingische Reich schließlich stellt sich als ein in seinen Strukturen von den beiden erstgenannten Gebieten andersartiges System dar. Von grundlegender Bedeutung ist sein alleinherrschaftlich-religiöser Anspruch auch in Bezug auf die Nachbargebiete.

3.2 Reaktion

Nach Peter Burke können im Zusammenhang mit Kulturtransfer drei Arten von Reaktion unterschieden werden, nämlich Akzeptanz, Abwehr und Segregation.[38] Gemäß der oben dargelegten Quellenlage zeigt das kulturelle Aufeinandertreffen innerhalb der Emporien Akzeptanz in Hinblick auf gegenseitiges Gewährenlassen.[39] In Bezug auf die Übernahme von Handelsgut durch binnenländische slawische Siedlungen kann von Pragmatismus ausgegangen werden. Gegenüber den sich in den schiffsförmigen Bestattungen manifestierenden skandinavischen Traditionen zeigen die Slawen im Binnenland Gleichgültigkeit, möglicherweise auch bewusste Ablehnung bis hin zur Abwehr. Segregation kann mit Hilfe ausschließlich archäologischer Quellen generell nur schwer, im Falle Menzlins bisher gar nicht nachgewiesen werden. Denn infolge des Kulturtransfers könnte die einheimische Bevölkerung in den Emporien nicht weiter zu erfassen sein. Gleiches gilt für die Anpassung fremder Bevölkerungsgruppen in Bezug auf ihre Integration ins Binnenland.

Das kulturelle Aufeinandertreffen von Slawen und Franken/Karolingern zeichnet sich in Bezug auf Kulturtransfer insofern deutlicher ab, als die Übernahme verschiedener Formen und Elemente anhand unterschiedlicher Rezeptionsstufen ablesbar ist.[40] Die Rezeption erfolgte anscheinend an den Burgwällen, also den

---

[36] Für entsprechende Nachweise slawischer Bevölkerungsgruppen im skandinavischen Raum siehe unter anderem Anna-Elisabeth Jensen, Slawische Ortsnamen auf den dänischen Ostseeinseln, in: Palle Birk Hansen, Anna-Elisabeth Jensen, Manfred Gläser, Ingrid Sudhoff, Hrsg., Venner og Fjender – dagligliv ved Østersøen 700-1200. Freunde und Feinde – Alltagsleben an der Ostsee 700-1200, Lübeck 2004 (Ausstellungen zur Archäologie in Lübeck, 7), S. 108.

[37] Ralf Bleile, Archäologische Quellen zur mittelalterlichen Binnenschifffahrt in Mecklenburg-Vorpommern, in: Felix Biermann, Ulrich Müller, Thomas Terberger, Hrsg., Die Dinge sehen… Festschrift für Günter Mangelsdorf, Greifswald 2007 (Archäologie und Geschichte im Ostseeraum, 2), S. 475-498.

[38] Peter Burke, Kultureller Austausch. Erbschaft unserer Zeit, Frankfurt am Main 2000 (Vorträge über den Wissensstand der Epoche, 8, edition suhrkamp, 2010), S. 28.

[39] Beachte, dass der genaue Zeitpunkt der Anlage von Emporien und der Einwanderung slawischer Bevölkerungsgruppen aufgrund der Unsicherheiten in Bezug auf die absolute Datierung der slawischen Einwanderung schwer bestimmbar ist. Siehe dazu Marek Dulinicz, Frühe Slawen im Gebiet zwischen unterer Weichsel und Elbe. Eine archäologische Studie, Neumünster 2006 (Studien zur Siedlungsgeschichte und Archäologie der Ostseegebiete, 7), S. 43, S. 49, Abb. 6.

[40] Gabriel, Hof- und Sakralkultur… (wie Anm. 13), S. 109 ff. Die punktuelle Betrachtungsweise ist

Sitzen der Elite. Inwieweit es eine Rezeption auf weiteren sozialen Ebenen in früh- und mittelslawischer Zeit gegeben hat, kann aufgrund des derzeitigen Forschungsstandes nicht entschieden werden.[41] Für die spätslawische Zeit sind Grablegen in Kammerbauten mit qualitativ und quantitativ hochwertigem Beigabengut bezeugt. Diese können im Sinne Felix Biermanns[42] als Reaktion auf Einflüsse von außen und somit im Sinne Peter Burkes als Zeichen von Abwehr interpretiert werden.

3.3 Ursachen des Kulturtransfers

Im Folgenden sollen die Gründe hinterfragt werden, warum sich in Bezug auf die skandinavische Kultur Ablehnung zeigt, gegenüber der fränkisch-karolingischen hingegen Rezeptionsbereitschaft. Gemäß der Verbreitung der Emporien kann gefolgert werden, dass die Skandinavier die küstennahen Räume als Mittel zum Zweck, nämlich als Stützpunkte für Fernhandelsinteressen nutzen[43], ohne das Binnenland zum Zwecke flächendeckender Besiedlung erschließen zu wollen. Die Plätze bleiben unbefestigt, es erfolgt somit keine Abgrenzung. Die fränkisch-karolingischen Nachbarn hingegen zeigen durch die Einrichtung des Limes Saxoniae seit Beginn des 9. Jahrhunderts den Wunsch nach Abgrenzung und Behauptung der eigenen Kultur sowie politische Absichten in Bezug auf das Nachbargebiet, sowohl im weltlichen als auch im geistlichen Bereich.

Einen wesentlichen Unterschied gibt es in Hinblick auf die Vermittlungspersonen/-instanzen beziehungsweise Motive für ihre Mittlerrolle. Innerhalb der Emporien sind Händler und Handwerker respektive Handel im Allgemeinen, das heißt ökonomische Bedürfnisse, Kulturtransferprozesse auslösende Faktoren. In den Burgwällen ist die Elite mit gesellschaftlichen, nämlich politischen und ideologischen Interessen die treibende Kraft. Während die einheimische Bevölkerung die überwiegend ökonomisch basierten Austauschbeziehungen zwar pflegt, grenzt sie sich von den fremden Mustern ansonsten ab. Die im Gebiet der Obodriten ansässige Elite hingegen sah ganz offenbar Vorteile in der Anpassung ihrer Lebensweise an die der fränkisch-karolingischen Nachbarn.[44] Die zunächst erfolgte Abgrenzung der Franken/Karolinger durch den Limes Saxoniae trug möglicherweise dazu bei, dass das Interesse der Slawen an dem dahinter liegenden Gebiet noch gesteigert

der Untersuchungsperspektive und Kürze des Artikels geschuldet. Generell gibt es von dem langjährig untersuchten Fundplatz Starigard/Oldenburg zahlreiche Artefakte unterschiedlicher Provenienz, die den hier einseitig aufgezeigten Einfluss entsprechend relativieren.

[41] Als Beispiel dafür können die in Dänemark erst durch den Einsatz von Metalldetektoren vermehrt und flächendeckend lokalisierten Kreuzemailfibeln des 9./10. Jahrhunderts genannt werden. Möglicherweise würde es durch einen gezielten Einsatz im slawischen Gebiet ähnliche Ergebnisse geben.

[42] Biermann, Medieval Elite Burials… (wie Anm. 8), S. 96.

[43] Spätestens 1168, als der dänische König Waldemar an der Küste Rügens landete und die Tempelburg Arkona belagerte, infolge dessen das Gebiet der dänischen Oberhoheit und dem Bistum Roskilde unterstellt wurde, ging es dann aber verstärkt um Gebietsinteressen seitens der Skandinavier. Siehe dazu Peter Donat, 1000 Jahre Mecklenburg. Geschichte und Kunst einer europäischen Region [Ausstellungskatalog Güstrow 1995], Rostock 1995, S. 25.

[44] Siehe dazu auch Gabriel, Hof- und Sakralkultur… (wie Anm. 13), S. 110.

wurde. Aufgrund schriftlicher Überlieferungen sind hinsichtlich des letztgenannten Falls persönliche Kontakte zwischen den Eliten durch Gesandtschaften beispielsweise am fränkischen Hof und somit aktives Handeln in Bezug auf die Karolinger bezeugt. Auch für die Wilzen und späteren Lutizen sind im archäologischen Fundgut Kontakte zum karolingisch-fränkischen Gebiet nachgewiesen. In Bezug auf skandinavische Einflüsse mangelte es dagegen an Aufnahmebereitschaft, möglicherweise auch an einer fremden Elite vor Ort, die mit gezielten Vorstellungen und aktiver Einflussnahme auf die einheimische Elite einwirkte.

3.4 Konsequenzen

Auch wenn die Emporien tief greifende ökonomische, politische und kulturelle Veränderungen für den Einzelnen und die Gemeinschaft vor Ort mit sich brachten, waren diese nicht ausschlaggebend für eine neue „kulturelle Ordnung". Die frühmittelalterlichen Emporien scheinen zeitlich und räumlich gestaffelt aufgegeben worden zu sein. Grund dafür war vermutlich der zunehmende zunächst slawische, später verstärkt auch karolingische Einfluss auf das Küstengebiet sowohl auf wirtschaftlichem als auch auf politischem und militärischem Gebiet.[45] Der erste um 730 grenznah zum Karolingerreich errichtete Platz von Reric/Groß Strömkendorf wurde im Jahr 808 durch die Intervention König Göttriks in seiner Anlage stark beeinträchtigt. Nach Aussage der Fränkischen Reichsannalen wurde ihm seine wirtschaftliche Grundlage durch das Verbringen dort ansässiger Kaufleute nach Hedeby entzogen.[46] Kurz nach der Anlage des Emporiums bei Groß Strömkendorfs wurden die weiter östlich gelegenen Plätze von Rostock-Dierkow und Menzlin gegründet.[47] Der zuletzt angelegte und zuletzt auch aufgegebene Platz ist – nach Aussage der Belegungszeit des benachbarten Gräberfeldes (850-1150) – Ralswiek. Auf der Insel Rügen war er weit ab von den frühesten slawischen Burgwällen und später auch Bistumsorganisationen gelegen.[48]

Der anhand von Kulturtransferprozessen ablesbare Kulturwandel wurde also primär durch die Wechselseitigkeit in Bezug auf das fränkisch/karolingische, nicht

[45] Als weitere Gründe werden in der Regel naturräumliche Veränderungen der Häfen und zunehmender Tiefgang der Schiffe angeführt.

[46] Bogon, Müller, Pentzel, Quellensammlung… (wie Anm. 21).

[47] Zu den Dendrodaten der Brunnen aus Rostock-Dierkow aus der zweiten Hälfte des 8. und dem beginnenden 9. Jahrhundert siehe Dieter Warnke, Der Hort eines Edelmetallschmiedes aus der frühslawischen Siedlung Rostock-Dierkow, in: Offa, 49/50, 1992/93, S. 205 ff. Zu den Dendrodaten von Menzlin aus dem mittleren 8. Jahrhundert und dem Fundmaterial bis etwa 920, siehe Jöns, Rekonstruktion… (wie Anm. 16), S. 97 Tab. 1.

[48] Siehe dazu Fred Ruchhöft, Eine Analyse der Stiftungsurkunde des Bistums Havelberg aufgrund archäologischer und territorialgeschichtlicher Quellen, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung, 52,2, 2003, S. 159-190. In geringer Entfernung zu Menzlin wird auf Usedom ein weiterer Platz mit vergleichbaren Funktionen angelegt. Siehe dazu Felix Biermann, Neue Untersuchungen am Burgwall „Bauhof" von Usedom, in: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern, 10, 2003, S. 104-118.

in Bezug auf das skandinavische Gebiet, ausgelöst. Der Kontakt zwischen den Eliten scheint dabei eine maßgebliche Rolle gespielt zu haben.[49]

4 Bewertung

Wie bei jeder anhand archäologischen Quellenmaterials vorgenommener kulturhistorischen Interpretation können Aussagen in Bezug auf Kulturtransfer nur so konkret und unverzerrt sein wie durch Quellenlage und Forschungsstand vorgegeben. Analog dazu lässt der materielle Ausschnitt nur zu bestimmten Punkten des Kulturtransferkonzepts Aussagen zu. Die Funde/Befunde skandinavischer Herkunft/Tradition zeigen sich im Verhältnis zu den im archäologischen Fund/Befund sehr präsenten Nachweisen fränkisch-karolingischen Einflusses in sehr beschränkter Anzahl.

Über den konkreten Vorgang des Transferablaufs können auf archäologischem Wege keine Aussagen getroffen werden, archäologisch fassbar sind letztendlich nur die Folgen des Transfers. Während beim Nachweis „sekundärer Aneignung“ von einer Aneignung durch die Zielkultur ausgegangen werden kann, sind die Träger im Falle „primärer Aneignung“ – gerade auch in ethnischer Hinsicht – nicht zu bestimmen.

Der Kulturtransferprozess kann zwar nicht an namentlich identifizierbaren Personen festgemacht werden, wohl aber an Personengruppen, die im Zusammenhang mit den hier vorgestellten Untersuchungen beispielsweise am Handelsgeschehen Beteiligte oder Angehörige der Elite sind. Letztendlich kann auch aufgrund der archäologischen Überlieferung indirekt auf die Motive des Transfers, die Relation von Gebenden und Nehmenden, Anlässe beziehungsweise Mittel und Medien des Kulturtransfers rückgeschlossen werden, wie sie sich hier als ökonomische oder diplomatische Kontakte abzeichnen. Wenn auch der auf einzelne Fakten reduzierte Aussagewert – Handel, Austausch, Elite – durch die Anwendung des Kulturtransfermodells auf den ersten Blick nicht gesteigert werden konnte, ist doch die qualitative Herangehensweise einem dem Untersuchungsgegenstand respektive der historischen Wirklichkeit stärker unvoreingenommene Bewertungsperspektive hervorzuheben. Beim Kulturtransferprozess wird etwas Fremdes als nützlich erkannt. Durch seinen archäologischen Nachweis erfolgt indirekt ein Verweis auf das, worauf Wert gelegt wurde. Das Kulturtransfermodell zeigt sich hier als geeignet – unter Berücksichtigung Quellenstand/-lage bedingter Einschränkungen – standpunktneutrale Untersuchungen auch für mehrere Kulturen gleichzeitig durchzuführen, ohne aus Sicht der einen oder anderen Perspektive urteilen zu müssen. Gerade auch in Bezug auf die Untersuchung des slawischen Gebietes im Frühmittelalter scheint das Kulturtransfermodell eine geeignete Möglichkeit, zu neuen Aussagen zu gelangen.

[49] Dass Kulturtransferprozesse auch im Bereich der „Alltagsware“ nachzuvollziehen sind, zeigt das Beispiel der slawischen Keramik im schwedischen Gebiet bei Roslund, Gäster… (wie Anm. 1).

Wikinger oder Slawen? Die Interpretationsgeschichte frühpiastischer Bestattungen mit Waffenbeigabe

Wiebke Rohrer

Auf das gesamte Gebiet des frühen Reiches der Piastendynastie verteilt finden sich auf Gräberfeldern des 10. und 11. Jahrhunderts einzelne Bestattungen, die durch ihre Beigabensitte, teils auch durch ihren Grabbau hervorstechen. In ihnen befinden sich diverse Militaria, vor allem Schwerter und Lanzenspitzen, manchmal auch Teile von Reitausrüstung wie Sporen, Trensen oder Steigbügel. Die Grabsitte sowie der Reichtum des Grabinventars machen bei diesen Bestattungen eine gehobene soziale Stellung der Toten sehr wahrscheinlich.

Interessanterweise fallen zahlreiche der Waffenbeigaben durch ihren skandinavischen Stil auf, woraus geschlossen wird, dass es sich nicht um lokale Produktionen handelt. An genau diesem Phänomen entzündete sich in der Diskussion der Bestattungen ein Forschungsstreit, der sich durch die gesamte Entdeckungsgeschichte dieser Gräber zieht: Sind diese mutmaßlich skandinavischen Stücke Importwaren, oder lassen sie vielmehr darauf schließen, dass es sich bei den Toten um Skandinavier handelt? Das heißt, fand hier ein Kulturkontakt über wechselseitige (Handels-)Beziehungen statt, oder einseitige Einflussnahme von Seiten der Wikinger mittels Einwanderung und Inbesitznahme? Und falls tatsächlich skandinavischstämmige Personen im – ‚polnischen' – Piastenreich bestattet wurden, welcher Art war ihre Stellung in diesem Reich?

In meiner Dissertation, auf der dieser Beitrag beruht, setze ich mich mit der Interpretationsgeschichte der frühpiastischen Bestattungen mit ‚skandinavischen'

Waffenbeigaben auseinander. Der Ansatz der Arbeit ist demnach ein wissenschaftsgeschichtlicher. Nicht die Beantwortung dieser Fragen kann Aufgabe meiner Dissertation sein, sondern vielmehr will ich diese Herangehensweise in Frage stellen: Kann das archäologische Quellenmaterial in diesem speziellen Fall und darüber hinaus Kenntnis über ethnische Verhältnisse geben? Verändert sich die Sichtweise dieser Fundorte mit der Zeit, und wenn ja, wie? Und in welcher Weise beeinflussen sich die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit dem Thema beschäftigen – neben der Ur- und Frühgeschichte die Geschichts- und Sprachwissenschaft –, gegenseitig in ihren Hypothesen oder Ergebnissen?

Diese Fragen sind umso pikanter, als die deutsch-polnischen Beziehungen den mehr oder weniger offensichtlichen Hintergrund für die Archäologie des frühen Piastenreiches im allgemeinen bilden – ob dies speziell für die Interpretation der Bestattungen mit Waffenbeigabe in größerem Maße der Fall ist, kann erst nach umfangreicher Analyse der Literatur festgestellt werden. Allgemein kann festgehalten werden, dass im frühen 20. Jahrhundert zahlreiche deutsche Historiker und Archäologen, die sich mit dem polnischen Frühmittelalter beschäftigten, von einer ‚fremden', skandinavischen Elite ausgingen, die in der Formierung des Piastenreiches eine, wenn nicht sogar die, zentrale Rolle gespielt hätte.[1] Diese sog. normannistischen Theorien waren Teil eines sehr negativen Slawenbildes, das die Möglichkeit einer eigenständigen Reichsbildung unter slawischer Herrschaft kaum zugelassen hätte. Polnische Forscher favorisierten demgegenüber im allgemeinen eine wirtschaftliche Erklärung als reine Handels- und Importgüter für die Anwesenheit ‚skandinavischer' Funde auf piastischem Gebiet. Vor allem in den Jahren nach 1945 bis ca. 1966, als das polnische ‚Millennium' der Taufe Mieszkos I. gefeiert wurde, fällt eine Präferenz der wirtschaftlichen Interpretation auf. Inzwischen wird für die Zeit des frühen Piastenreiches von vielgestaltigen Beziehungen nach Skandinavien ausgegangen, ebenso ist die Sichtweise der Bestatteten als ‚Fremde' besonders in der polnischen Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie weitgehend akzeptiert. Heute äußern sich vielmehr deutsche Archäologen eher kritisch nicht nur in diesem spezifischen Fall, sondern auch generell zur Aussagemöglichkeit über die ethnische Zuweisbarkeit archäologischer Fundstücke.

Anhand einiger Beispiele möchte ich im Folgenden die Interpretationsgeschichte und die problematischen Vorgehensweisen in der Deutung veranschaulichen; am geeignetsten scheinen die Gräberfelder von Łubowo, Lutomiersk und Końskie, da sie relativ früh entdeckt wurden und dementsprechend eine lange Interpretationsgeschichte aufweisen.

Der Fundort Łubowo liegt zwischen Posen und Gnesen, d.h. im Kerngebiet des frühpiastischen Reiches; hier wurden bei Straßenarbeiten 1912 einige Körpergräber entdeckt, die aber sämtlich ohne fachgemäße Dokumentation vernichtet wurden. Immerhin konnten diverse Funde geborgen werden, darunter eine Lan-

[1] Sebastian Brather, Archäologie der westlichen Slawen. Siedlung, Wirtschaft und Gesellschaft im früh- und hochmittelalterlichen Ostmitteleuropa, Berlin 2001 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 30), hier S. 21-22.

zenspitze mit verzierter Tülle, die wegen Form, Verzierung und Herstellungstechnik weitgehend einstimmig als skandinavisches Produkt bestimmt wird.[2] Die ‚reicheren' Beigaben scheinen alle aus einem einzigen Grab zu stammen, allerdings ist dies nicht sicher belegbar.[3]

Das Gräberfeld von Lutomiersk in der Nähe von Łódź wurde in mehreren Kampagnen 1940-41 und 1949-50 ergraben. Über 30 der ca. 150 Bestattungen enthielten dabei Waffen und Teile von Reiterausrüstung, zudem wiesen sie zumindest zum Teil Steinsetzungen auf.[4] Der Fundort ist somit eines der wichtigsten Beispiele frühpiastischer Bestattungen mit Waffenbeigabe. Das Gräberfeld ist birituell angelegt, d.h. neben Körperbestattungen treten auch Brandbestattungen auf.[5] Bei den Waffenbeigaben überwiegen Lanzenspitzen, aber auch Äxte, Pfeilspitzen und Schwerter treten auf. Zudem weisen einige Gräber Reitzubehör (Sporen, Steigbügel, Riemenbeschläge von Sporen oder Zaumzeug) auf, meist im Verbund mit Militaria.[6] Außer Frage steht der herausragende Reichtum des Gräberfeldes, was sowohl die Anzahl als auch die Gestaltung der Beigaben betrifft sowie den Anteil an ‚fremden' Objekten, d.h. solchen, die mutmaßlich nicht lokal produziert wurden.[7]

Während die Funde von Łubowo auf ein größeres Gräberfeld schließen lassen, das noch nicht vollständig untersucht worden ist, kann bei Lutomiersk von einer nahezu komplett untersuchten Bestattungsfläche ausgegangen werden. Beide Fundorte werden auf die 2. Hälfte des 10. bis Mitte des 11. Jahrhunderts datiert.[8]

Die Interpretationen dieser beiden Fundorte entwickelten sich zunächst entlang ähnlicher Linien. Łubowo wurde von Józef Kostrzewski, einem der wichtigsten polnischen Archäologen der Zeit, als Beleg für eine „starke Einflussnahme der

[2] Grundlegende Informationen zur Geschichte der Ausgrabungen finden sich in Józef Kostrzewski, Cmentarzysko z śladami kultury wikingów w Łubówku, w pow. gnieźnieńskim, in: Przegląd Archeologiczny, 2-3, 1921, S. 140-147; Herbert Jankuhn, Der Wikingerfund aus Libau in der Provinz Posen, in: Altschlesien, 5 (Festschrift H. Seger), 1934, S. 309-317; Michał Kara, Z badań nad wczesnośredniowiecznymi grobami z uzbrojeniem z terenu Wielkopolski, in: Lech Leciejewicz, Hrsg., Od plemienia do państwa. Śląsk na tle wczesnośredniowiecznej słowiańszczyzny zachodniej, Wrocław 1991 (Śląskie sympozja historyczne, 1), S. 99-120.

[3] Kostrzewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 2).

[4] Zur Grabungsgeschichte vgl. die monographische Publikation von Andrzej Nadolski, Andrzej Abramowicz, Tadeusz Poklewski, Cmentarzysko z XI wieku w Lutomiersku pod Łodzią, Łódź 1959 (Acta Archaeologica Universitatis Lodziensis, 7).

[5] Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4), S. 19.

[6] Sebastian Brather, Lutomiersk, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 19, Berlin 2001, S. 56-58, hier S. 56-57.

[7] Vgl. die anschaulichen Beispiele bei Konrad Jażdżewski, Cmentarzysko wczesnośredniowieczne w Lutomiersku pod Łodzią w świetle badań z r. 1949, in: Materiały Wczesnośredniowieczne, 1, 1949 (1951), S. 91-191, hier S. 153-154.

[8] Michał Kara, Z badań... (wie Anm. 2), hier S. 101; 114; Ders., The Graves of the Armed Scandinavians from the Middle and the Younger Viking Period from the Territory of the First Piasts' State, in: Death and Burial. A Conference on Medieval Archaeology in Europe, 21st-24th September 1992 at the University of York, York 1992 (Pre-printed papers, 4), S. 167-177, hier S. 171.

Kultur der Wikinger auf unsere Gebiete“[9] betrachtet, dennoch sah er die Funde aber als Importgüter. Von deutscher Seite hingegen wurde die Bestattung in Łubowo einstimmig als „Wikingergrab“[10] bzw. „das Grab eines Nordgermanen“[11] interpretiert. Ebenso wurden die Bestattungen in Lutomiersk von den deutschen Ausgräbern als „Wikingergräber“ charakterisiert.[12]

Nach 1945 äußerten sich deutsche Prähistoriker kaum noch zu polnischen Fundorten, so dass die Deutungshoheit bei den polnischen Kollegen lag. Vorherrschend sind hier Meinungen wie die von Jan Żak über Łubowo, der von der Bestattung „eines einheimischen (polnischen) leichtbewaffneten Reiterkriegers [...], der zur Feudalklasse gehörte“,[13] ausging. Kostrzewski änderte seine Meinung betreffs Łubowo; zwar schrieb er weiterhin über ein „Kriegergrab“,[14] er impliziert aber eine slawische Ethnizität, auch indem er die Lanzenspitze als Handelsgut bezeichnet.

Der Fundort Lutomiersk wurde erst mit den polnischen Ausgrabungen der 1950er Jahre ausführlich publiziert; statt der Beziehungen nach Norden, auf den in den deutschen Untersuchung der Schwerpunkt gelegt worden war, betonten die Ausgräber den Einfluss aus dem Osten, vornehmlich der Kiewer Rus’. Wegen der angeblichen Vermischung von warägisch-altrussischen und polnischen Charakteristika in Grabbau, Grabritus und den Beigaben wurde von entweder „warägisch-altrussischen Gefolgschaftsangehörigen, die nach einem längeren Aufenthalt in polnischen Gebieten und nach der Heirat mit Polinnen zahlreiche der örtlichen Bräuche und Formen annahmen, oder [...] polnischen Kriegern, die sich nach Kriegszügen in die Ferne, besonders in die Rus’, im Besitz verzierter Waffen und Pferdegeschirr fanden, und die damit nach den ausgespähten, fremden Sitten bestattet wurden“ ausgegangen: „Es ist nicht auszuschließen, dass auf dem Lutomiersker Gräberfeld beide Alternativen vertreten sind.“[15] Konrad Jażdżewskis Nachfolger schlossen sich dieser Meinung weitgehend an.[16]

---

[9] „[...] silnego oddziaływania kultury wikingów na nasze ziemie“, Kostrzewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 2), S. 146.

[10] Gustaf Kossinna, Wikinger und Wäringer, in: Mannus, 21, 1929, S. 84-112, hier S. 101; Wolfgang La Baume, Die Wikinger in Ostdeutschland, in: Volk und Rasse, 1, 1926, S. 20-31, 91-99, hier S. 95.

[11] Jankuhn, Wikingerfund... (wie Anm. 2), S. 314.

[12] So in den Akten zur Grabung im Muzeum Archeologiczne w Poznaniu, Aktenzeichen MAP-A-dz-52/2, Zeichen 1231/42, 07.09.1942, Kersten an Reichsstatthalter im Warthegau; ähnlich Aktenzeichen MAP-A-dz-60/2, Zeichen 53/41, 06.09.1941, Möhren an Amtskommissar NSFK Hptstfhr. Lück, Lutomiersk.

[13] „[...] miejscowego (polskiego) lekkozbrojnego woja-jeźdźca, przynależonego do klasy feudałów“, Jan Żak, „Importy“ skandynawskie na ziemiach zachodniosłowiańskich od IX do XI wieku. Część analityczna, Poznań 1967, hier S. 297.

[14] „[...] w grobach wojowników [...]“, Józef Kostrzewski, Pradzieje Polski, Poznan 1949, hier S. 298 mit Verweis auf Łubowo in Anm. 369; ähnlich Ders., Wielkopolska w pradziejach (3., veränderte Auflage; 1. Auflage unter dem Titel Wielkopolska w czasach przedhistorycznych), Warszawa 1955, hier S. 298; Ders., Kultura prapolska (3. veränderte und erweiterte Auflage), Warszawa 1962, hier S. 272.

[15] „[...] albo chodzi tu o drużynników warego-ruskich, którzy po dłuższym pobycie na ziemiach polskich i po pożenieniu się z Polkami przyjęli sporo zwyczajów i form miejscowych, albo też chodzi

In der neueren Erforschung der Bestattungen, angeführt durch den Posener Archäologen Michał Kara, hat sich die Interpretation wiederum gewendet: die Gräber von Łubowo und Lutomiersk repräsentieren einen „berittenen skandinavischen Krieger“[17] bzw. „Scandinavian cavalry warriors“,[18] allerdings nicht wie in der deutschen Vorkriegsarchäologie als Vertreter einer herrschenden Klasse, sondern vielmehr als gedungene Söldner im Dienst einer – polnischen – Fürstendynastie. In gleicher Weise äußert sich Teresa Kiersnowska.[19]

Wie die beiden Gräberfelder in Lutomiersk und Łubowo waren die Funde in Końskie ebenfalls zufällige Nebenprodukte von Bauarbeiten im April 1925. Die meisten Bestattungen konnten glücklicherweise unter archäologischer Leitung untersucht werden.[20] Insgesamt wurden 171 Körpergräber der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts bis Anfang des 12. Jahrhunderts untersucht.[21] 23 der Bestattungen wiesen Militaria auf, fünf werden aufgrund von Sporenfunden als ‚Reiterkrieger‘ bezeichnet. Die häufigsten Waffen sind Lanzenspitzen und Streitäxte, hinzu kommen zwei Schwerter.[22] Wie auf anderen Gräberfeldern in Masowien und in Lutomiersk finden sich in Końskie zahlreiche unterschiedliche Steinkonstruktionen. Eher ungewöhnlich sind die neun Feuerstellen mit Holzkohle und Leichenbrand, die über Teile des Gräberfeldes verteilt auftreten und in unterschiedlichen Beziehungen zu den sie umgebenden Bestattungen zu stehen scheinen.[23]

Im Gegensatz zu den beiden Fundorten Łubowo und Lutomiersk wurden die Toten in Końskie von Beginn an als einheimische, polnische Bevölkerung angesehen.[24] Jerzy Gąssowski legte den Schwerpunkt seiner Analyse ausdrücklich auf die gesellschaftlich-wirtschaftliche Aussagekraft der Funde und Befunde, stellte aber dennoch ethnische Überlegungen an. Während sowohl die von ihm statuierten reichsten als auch die beigabenärmsten Bestattungen ähnliche Grabbräuche auf-

tu o wojów polskich, którzy po dalekich wyprawach wojennych, szczególnie na Ruś znaleźli się w posiadaniu zdobycznej broni i uprzęży i z nią zostali pochowani wedle podpatrzonego obcego obyczaju. Nie jest wyłączone, że na cmentarzysku lutomierskim reprezentowane są obie alternatywy.“ Jażdżewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 7), S. 159.

16 Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4), besonders S. 148-150.

17 „[...] konny wojownik skandynawski [...]“, Kara, Z badań... (wie Anm. 2), S. 107.

18 Kara, The Graves... (wie Anm. 8), S. 171.

19 Teresa Kiersnowska, O pochodzeniu rodu Awdańców, in: Społeczeństwo Polski Średniowiecznej, 5, 1992, S. 57-72, hier besonders S. 60; 64-65.

20 Roman Jakimowicz, Sprawozdania z działalności Państwowego Konserwatora Zabytków Przedhistorycznych Okręgu Warszawskiego za lata 1924-1926, in: Wiadomości Archeologiczne, 10, 1929, S. 271-280; Jerzy Gąssowski, Cmentarzysko w Końskich na tle zagadnienia południowej granicy Mazowsza we wczesnym średniowieczu, in: Materiały Wczesnośredniowieczne, 2, 1950 1952),
S. 71-175, hier S. 99-100.

21 Jakimowicz, Sprawozdania... (wie Anm. 20), S. 276; Gąssowski, Cmentarzysko... (wie Anm. 20), S. 157, 167.

22 Gąssowski, Cmentarzysko... (wie Anm. 20), S. 160.

23 Gąssowski, Cmentarzysko... (wie Anm. 20), S. 157-159.

24 Zuerst Roman Jakimowicz in seinem kurzen Grabungsbericht, Jakimowicz, Sprawozdania... (wie Anm. 20), S. 277.

weisen und in seiner Bearbeitung als einheimisch masowisch festgestellt wurden,[25] bezeichnete er die Gruppe IV wegen ihrer etwas abgelegenen Lage als nicht lokaler Herkunft.[26] Ebenso rechnete Gąssowski die in Gruppe II zusammengefassten Toten „teilweise zu einem stammesmäßig fremden Element“.[27] Insgesamt fällt im Vergleich mit den frühen Publikationen zu Łubowo und Lutomiersk insbesondere auf, dass Gąssowski zwar ethnische Deutungen einbringt, jedoch seinen Schwerpunkt auf die gesellschaftlich-wirtschaftlichen Aspekte und Deutungsmöglichkeiten legt und bei aller möglichen ‚Fremdheit‘ sich niemals zu möglichen Herkunftsräumen dieser ‚Fremden‘ äußert.

In weiteren Publikationen wird Końskie von deutschen Archäologen nicht berücksichtigt, stattdessen setzen sich – wiederum ein Unterschied zu den Fundorten Łubowo und Lutomiersk – ausschließlich polnische Wissenschaftler mit den Funden auseinander. Jan Żak, der ohnehin eine wirtschaftliche Erklärung für ‚skandinavische‘ Funde in Polen bevorzugt, äußert sich überhaupt nicht zu einer möglichen ethnischen Fremdheit der Bestatteten. Eine der gefundenen Streitäxte sei zwar „unzweifelhaft skandinavischer Produktion“,[28] aber: „Die Streitäxte mit symmetrischer Schneide, die im westslawischen Gebiet in den Gräbern der lokalen Gesellschaft auftreten, stellten Besitz von Angehörigen der einheimischen ethnischen Gruppe dar“.[29] Diese Aussage wird von Żak nicht weiter begründet oder von Argumenten untermauert, noch wird sie als Prämisse genannt. Ausführlicher werden stattdessen wirtschaftliche und gesellschaftliche Schlussfolgerungen wie der soziale Rang verschieden ausgestatteter Toter oder die skandinavisch-polnischen Handelsbeziehungen diskutiert.[30] Ähnlich äußern sich Andrzej Nadolski, Andrzej Abramowicz und Tadeusz Poklewski in ihrer Publikation zu Lutomiersk; auch sie legen ihren Schwerpunkt auf eine gesellschaftlich-wirtschaftliche Interpretation, sind bei ethnischen Zuweisungen aber ähnlich zurückhaltend wie Gąssowski.[31]

In neuerer Zeit findet sich eine Bearbeitung von Fundstücken aus Końskie u.a. bei Tomasz Kurasińskis Analyse bestimmter Axttypen als Grabbeigabe. Unter der Prämisse, dass die Bewaffnung im Tod an der Bewaffnung des Lebenden orientiert war, verweist Kurasiński auf Schilderungen byzantinischer Quellen von axttragen-

[25] Gąssowski, Cmentarzysko... (wie Anm. 20), S. 165.

[26] Gąssowski, Cmentarzysko... (wie Anm. 20), S.163-164.

[27] „[...] częściowo do elementu obcego plemiennie [...]“, Gąssowski, Cmentarzysko... (wie Anm. 20), S. 165.

[28] „[...] bezsprzecznie wytworem skandynawskim [...]“, Żak, „Importy“ (wie Anm. 13), S. 299.

[29] „Topory o ostrzu symetrycznym, występujące na Słowiańszczyźnie Zachodniej w grobach społeczności miejscowej, zachodniosłowiańskiej, stanowiły własność członków miejscowej grupy etnicznej“, Żak, „Importy“ (wie Anm. 13), S. 300, ebenso Ders., Materiały do studiów nad kontaktami wschodniopomorsko-skandynawskimi z X i XI wieku – broń skandynawska, in: Pomorania Antiqua, 2, 1968, S. 287-314, hier S. 309.

[30] Żak, Materiały... (wie Anm. 29), u.a. S. 309-310.

[31] Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4), S. 38-39; 142.

den warägischen Truppen.[32] Der ethnischen Aussagekraft archäologischer Quellen steht er zwar kritisch gegenüber, nennt aber einen eventuellen Zusammenhang der Konzentration sowohl von bestimmten Äxten als auch von Gräbern mit Steinkonstruktionen im Płocker Raum mit wikingischen Einwanderern.[33]

In der Forschungsliteratur werden vor allem Końskie und Lutomiersk häufig zueinander in Bezug gesetzt. Dies mag an der relativen räumlichen Nähe der beiden Fundorte – Końskie liegt ca. 100 km südöstlich von Lutomiersk – liegen, aber auch strukturelle Ähnlichkeiten fallen auf: beide Gräberfelder sind in losen Reihen angelegt und weisen einen hohen Anteil an Steinkonstruktionen auf, beide sind birituell (wobei die ‚Feuerstellen' in Końskie nicht mit absoluter Sicherheit Brandbestattungen darstellen), beide lassen durch ihren Reichtum an Waffen- und sonstigen Beigaben eine höhergestellte soziale Schicht vermuten.[34] Wichtige Unterschiede hingegen sind das Fehlen von Pferdegeschirr in Końskie gegenüber den Funden von Zaumzeug und Trensen in Lutomiersk, sowie die verschiedenen Ausmaße der Steinsetzungen, die in Końskie wesentlich kleiner als in Lutomiersk ausfallen; in Lutomiersk sind dafür keinerlei Münzen zu finden.[35]

In den dargelegten Interpretationen lassen sich allgemein zwei Ansätze fassen: Die Bearbeiter gehen entweder von einer ethnischen Erklärung für ‚fremde' (skandinavische) Militaria auf den ‚polnischen' Gräberfeldern aus, d.h. durch die Anwesenheit ethnisch fremder Personen innerhalb der einheimischen Gesellschaft treten außergewöhnliche Fundstücke – oder auch Rituale – auf. Oder es kommt als zweite Möglichkeit ein wirtschaftlicher Erklärungsansatz zum Tragen: ‚fremde' Objekte in Gräbern auf polnischem Gebiet werden mit Handel, Beute, Gabentausch u.ä. begründet. Dennoch beinhaltet die wirtschaftliche Erklärung immer auch ethnische Aspekte, so etwa bei Żak, der generell Einheimische auf den Gräberfeldern von Lutomiersk und Końskie annimmt. Auch in Gąssowskis Analyse des Fundortes Końskie ist zwar von ‚fremden' Individuen die Rede, diese werden aber nicht mit einer bestimmten Ethnie identifiziert.[36] Gąssowski konzentriert sich in seinen Schlussfolgerungen auf gesellschaftliche und wirtschaftliche Aussagen, ebenso wie Nadolski, Abramowicz und Poklewski in ihrer Bearbeitung Lutomiersks. Diese vorrangige Behandlung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in den archäologischen Fragestellungen dürfte u.a. auf den ‚Geist der Zeit' zurückzuführen sein; die Indoktrinierung der Archäologie von staatlicher Seite mit sozialistischen Ideologien

[32] Tomasz Kurasiński, Topory typu M w grobach na terenie Polski wczesnośredniowiecznej – próba oceny znalezisk, in: Wojciech Dzieduszycki, Hrsg., Do, ut des – dar, pochówek, tradycja, Poznań 2005 (Funeralia Lednickie, 7), S. 199-224, hier S. 207.

[33] Nach Kiersnowska, O pochodzeniu... (wie Anm. 19); Kurasiński, Topory... (wie Anm. 32), S. 208-209; 211.

[34] Vgl. die Tabelle bei Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4), S. 38.

[35] Vgl. Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4), S. 39; Brather, Lutomiersk (wie Anm. 6), S. 56-57.

[36] Vgl. Gąssowski, Cmentarzysko... (wie Anm. 20), S. 164-165. An anderer Stelle kritisiert Gąssowski sogar die ethnische Fragestellung an sich (Jerzy Gąssowski, O roli cmentarzysk jako źródeł do badania struktury społecznej ludności, in: Archeologia Polski, 1, 1957, S. 19-34, besonders S. 30; 32).

lässt sich in Polen zwar sicher nicht feststellen, ein gewisser Einfluss ist aber nachzuweisen.[37] Niederschlag findet er ebenso im zeittypischen Vokabular verschiedener Publikationen.[38]

Ebenfalls der rezenten politischen Geschichte kann das Phänomen zugeschrieben werden, dass manche Autoren eine mögliche Anwesenheit Fremder im frühen Piastenreich *per se* nicht in Betracht zogen. Bezogen auf die Bestattungen mit (eventuell ‚skandinavischer') Waffenbeigabe betrifft dies vor allem Jan Żak, der durchgängig einheimische Tote annimmt. Zofia Kurnatowska und Stanisław Kurnatowski führen diese Neigung, „fremde, vor allem deutsche Einflüsse auf die Entwicklung [...] des Piastenstaates zu eliminieren oder zu minimalisieren" und sich „der Anwesenheit von Skandinaviern" im Piastenreich zu verweigern, auf „die Erfahrungen des Krieges und der damaligen deutschen Propaganda, die die kulturelle und insbesondere organisatorische und staatliche Unterlegenheit der Slawen hatte zeigen wollen"[39] zurück, eine Einschätzung, die sicher ihre Berechtigung hat.

Insgesamt fällt bei allen drei besprochenen Fundorten auf, dass ausgehend von ein- und demselben Quellenmaterial entgegengesetzte Deutungen entwickelt werden. Zurückzuführen ist dies auf unterschiedliche Prämissen, die allerdings nicht immer als solche gekennzeichnet werden. Ein Beispiel dafür ist Żaks Feststellung, die in Końskie gefundenen Importmilitaria „stellten das Eigentum von Mitgliedern einer lokalen ethnischen Gruppe dar".[40] Diese voraussetzende Annahme, die bei seiner Interpretation Łubowos ebenso angewendet wird,[41] begründet er in keiner Weise. Ebensowenig wird die Interpretation als skandinavische Einwanderer in der frühen deutschen Literatur argumentativ nachvollziehbar präsentiert.[42]

Ebenso muss die Grundlage angezweifelt werden, auf der ethnische Zuweisungen in der Forschung des letzten Jahrhunderts geschehen. Häufig werden an-

[37] Grietje Suhr, Eine Chance für neue Paradigmen? Theoretische Ansätze in der Archäologie Polens, der Tschechischen Republik und Ungarns, Frankfurt/Oder 2005, hier S. 40-54, besonders S. 45.

[38] Z.B.: Gąssowski, Cmentarzysko... (wie Anm. 20), S. 102: „Der allgemeine Charakter des Gräberfeldes [...] wurde mit der Betonung auf die soziale Vielfalt und das Bestehen von Klassen-antagonismen besprochen, die für die Existenz einer feudalen Gruppe unabdingbar sind." („Charakter ogólny cmentarzyska [...] omówiony został z naciskiem na społeczne zróżnicowanie i istnienie antagonizmów klasowych, koniecznych dla egzystowania formacji feudalnej."). Żak, Materiały... (wie Anm. 29), S. 309 schreibt ein Grab in Końskie einem „leichtbewaffneten Reiter und Feudalherrn" („jeźdźcowi lekkozbrojnemu, feudałowi") zu.

[39] Zofia Kurnatowska, Stanisław Kurnatowski, Der Einfluss nationalistischer Ideen auf die mitteleuropäische Urgeschichtsforschung, in: Jan M. Piskorski, Jörg Hackmann, Rudolf Jaworski, Hrsg., Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. Disziplinen im Vergleich, Osnabrück 2002 (Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung, 1), S. 93-103, hier S. 101.

[40] „[...] stanowiły własność członków miejscowej grupy etnicznej", Żak, Materiały... (wie Anm. 29), S. 309.

[41] Żak, „Importy" (wie Anm. 13), S. 297, 300; Ders., Materiały... (wie Anm. 29), S. 299.

[42] Dieses Phänomen unbegründeter Vorannahmen kann in der älteren Forschungsgeschichte unter Umständen noch mit anderen Standards der Veröffentlichung begründet werden, da die Darlegung von Grabungsdokumentation oder der einzelnen Schritte, über die zu einem Ergebnis gelangt wurde, erst in jüngerer Zeit üblich geworden zu sein scheint. Generell zum Problem nachvollziehbarer Wissenschaft vgl. Lorraine Daston, Peter Galison, Objektivität, Frankfurt/Main 2007.

hand einzelner ‚typischer' Merkmale weitreichende Schlussfolgerungen gezogen, so etwa im Fall der Lanzenspitze skandinavischen Typs vom Fundort Łubowo. In diesem Fall wird die mutmaßliche Herkunft eines einzigen Teils des Beigabeninventars zur Definition der Ethnizität des Bestatteten genutzt, ohne dass die weiteren Beigaben – die meist als nicht-skandinavischer Herkunft beschrieben werden – berücksichtigt würden.[43] In der neueren Forschung wird immerhin versucht, die Interpretationsbasis breiter zu gestalten, indem statt einer einzigen Beigabe das ‚Grabritual' herangezogen wird, meist definiert als die Gesamtheit der Beigaben inklusive der Gestaltung von Grab und Bestattung.

Eine derartige Herangehensweise findet man beispielsweise bei Michał Kara, der sich in den letzten Jahrzehnten intensiv mit den frühpiastischen Bestattungen mit Waffenbeigabe vor allem in Großpolen beschäftigt hat. Er bemüht sich als Vertreter der neueren Forschung um eine zeitgemäße Begründung, indem er sich auf das Grabritual beruft, das sich bei den ‚skandinavischen Reiterkriegern' deutlich von den übrigen Bestattungen unterscheide.[44] Problematisch erscheint jedoch in Bezug auf Łubowo, das Kara zu diesen Bestattungen rechnet, die sehr schlechte Quellenlage des Fundortes. Bei der undokumentierten, zufälligen Entdeckung im Zuge von Straßenarbeiten ist wie erwähnt noch nicht einmal sicher festzustellen, ob alle Fundstücke aus ein und derselben Bestattung stammen, geschweige denn, wie genau das Grab angelegt war.

Außerdem werden nicht alle Bestattungen in derselben Art behandelt: Końskie weist Kriterien wie Steinsetzungen um Bestattungen, Sporen und Schwerter als Beigaben auf, ebenso mindestens eine Streitaxt wohl skandinavischer Herkunft. Die Gesamterscheinung der betreffenden Gräber in Końskie wäre also durchaus dem Kreis der ‚skandinavischen Reiterkrieger' zuzurechnen, die Beigaben lassen allerdings eher auf lokale Produktion schließen. Würde die Herkunft der einzelnen Objekte außer Acht gelassen, entsprächen der Grabbau sowie die auffälligen Militaria genau den Kriterien, die bei anderen Fundorten zur Interpretation als ‚skandinavische (Reiter-)Krieger' führen. Dieser Ausschluss von Końskie und anderen masowischen Gräberfeldern wird leider in der betreffenden Literatur ebenfalls nicht weiter begründet; als Erklärung könnte die unterschiedliche Datierung – Końskie wird etwas später als Lutomiersk und Łubowo angesetzt – oder die etwas entferntere Lage vom piastischen Zentrum um Posen und Gnesen dienen. Końskie lag aber ebenso wie die beiden anderen Fundorte im piastischen Einflussbereich, der für diese frühe Zeit nur schwer genau einzugrenzen ist. Eine weitere

---

[43] Z.B. zum Sporn, eventuell böhmisch oder ostpreußisch: Kostrzewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 2), 146; ebenso La Baume, Wikinger... (wie Anm. 10), S. 95; als westmitteleuropäisch bezeichnet ihn Kara, Z badań... (wie Anm. 2), S. 105; zur Streitaxt: für eine ungarische oder russische Produktion sprach sich Jankuhn, Wikingerfund... (wie Anm. 2), S. 312-313 aus; für eine russische Kostrzewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 2), 145; Żak, „Importy" (wie Anm. 13), S. 300 und Kara, Z badań... (wie Anm. 2), S. 105.

[44] Michał Kara, Siły zbrojne Mieszka I. Z badań nad składem etnicznym, organizacją i dyslokacją drużyny pierwszych Piastów, in: Kronika Wielkopolski, 3 (62), 1992, S. 33-47; Kara, The Graves... (wie Anm. 8).

Erklärung für diese unterschiedliche Sichtweise der Fundorte könnte aber auch wie in der frühen Literatur zum Beispiel zu Łubowo die Herkunft der Beigaben sein – was die mögliche Ethnizität der Bestatteten wiederum abhängig von nur wenigen Merkmalen einzelner Fundstücke machen würde, auch wenn größere Konstrukte wie Rituale in der Argumentation vorgeschoben werden.

Ähnlich gelagert wie die Frage der Herkunft einzelner Beigabenstücke ist der Fall der Steinkonstruktionen. Die von Gąssowski in Końskie als ‚fremd' interpretierten Bestattungen weisen keine Steinsetzungen, -pflaster oder ähnliches auf.[45] Interessanterweise fallen gerade die ‚Reiterkrieger' in Końskie nach Gąssowski nicht unter die als ‚fremd' bezeichneten Gräber und weisen teils Steinkonstruktionen auf, teils nicht.[46] In Lutomiersk hingegen dienen gerade die Steinkonstruktionen dazu, Bestattungen als ‚fremd' zu kennzeichnen,[47] wobei die sog. Reiterkrieger in Lutomiersk immer im Verbund mit Steinkonstruktionen auftreten.[48] In der ersten Publikation zu Lutomiersk erwähnt Jażdżewski sogar noch die vergleichbaren Steinkonstruktionen im masowischen Gebiet, die jedoch einen „etwas anderen Charakter" hätten, außerdem seien derartige Steinkonstruktionen im restlichen piastischen Gebiet nicht zu finden.[49] Die weiteren Publikationen gehen auf eventuelle Parallelen im piastischen Einflussgebiet ebenfalls nur am Rande ein.[50] Um zusammenzufassen: In Końskie werden die sog. Reiterkrieger als einheimisch interpretiert, in Lutomiersk als zugewandert; Steinsetzungen gelten in Końskie als einheimisch, in Lutomiersk als fremd.[51] Allerdings weisen auch Frauengräber in Lutomiersk Steinsetzungen auf,[52] werden jedoch nicht als fremd gedeutet, da die Frauenbestattungen in ihrem Beigabeninventar keine größeren Abweichungen vom übrigen Piastenreich böten.[53]

Angesichts dieser Diskrepanzen drängt sich die Frage auf: Kann allein die Herkunft einer oder mehrerer Beigaben bzw. ein Merkmal des Grabbaus über die ethnische Zugehörigkeit des Bestatteten entscheiden? Insbesondere wenn a) die Quellenlage bzw. die Dokumentation schlecht sind (wie in Łubowo und Lutomiersk für die deutsche Kampagne) und b) Gräber mit ähnlichem Inventar aus anderen, eher an der Peripherie des Piastenreichs gelegenen Gebieten existieren, die im Ritual Ähnlichkeiten aufweisen, wie die Gräberfelder der masowischen Gruppe? Schlussendlich muss die Frage gestellt werden, ob archäologische Quellen

---

45 Gąssowski, Cmentarzysko... (wie Anm. 20), S. 134-142.

46 Gąssowski, Cmentarzysko... (wie Anm. 20), S. 130-131.

47 Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4), S. 148.

48 Vgl. Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4), Tabelle 1.

49 „[...] charakter nieco odmienny [...]", Jażdżewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 7), S. 158-159.

50 Z.B. Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4), S. 37-39.

51 Immerhin bleibt ein Größenunterschied; die Steinkonstruktionen in Końskie scheinen im allgemeinen kleiner zu sein als die Bauten in Lutomiersk; vgl. Gąssowski, Cmentarzysko... (wie Anm. 20); Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4).

52 Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4), S. 29.

53 Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4), S. 148.

– egal, ob einzelne Beigaben oder als Ensembles wie im Begriff des ‚Grabritus' etc. – überhaupt Aussagekraft besitzen, was ethnische Verhältnisse betrifft, d.h. ob die ethnische Fragestellung, was das Fallbeispiel betrifft, quellenadäquat ist.

Es bleibt die Frage, wie derart unterschiedliche Interpretationen anhand desselben Quellenmaterials überhaupt zustandekommen. Ein Aspekt wurde schon angesprochen, namentlich der zeitgeschichtliche Einfluss, sichtbar etwa in der deutschen Archäologie vor und während des Zweiten Weltkriegs, oder in den polnischen Publikationen der Volksrepublik. Ein weiterer Punkt, der sich mir während der Bearbeitung meines Themas immer zweischneidiger präsentiert, ist interdisziplinäres Vorgehen. Zumindest die ältere archäologische Literatur vor ca. 1970 erweckt häufig den Anschein, dass geschichts- und sprachwissenschaftliche Erkenntnisse als Projektionsfläche für die eigenen Forschungen genutzt wurden; archäologische Quellen wurden ‚nur' als Illustration für Deutungen anderer Wissenschaften verwendet. Die Verwendung fachfremder Quellen und Ergebnisse scheint sowohl in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie, als auch in Geschichts- und Sprachwissenschaft in recht unreflektierter Weise zu geschehen; die Disziplinen beeinflussen sich gegenseitig stark in ihrer Fragestellung und vor allem auch der Erwartung an ihre jeweiligen Quellen.

Als ein erstes Beispiel kann hier das Gefolgschaftssystem genannt werden. Aufgrund von Beschreibungen in schriftlichen Quellen (Gallus Anonymus, Thietmar von Merseburg) wurden die mit Waffenbeigabe Bestatteten im zentralpolnischen Gebiet – d.h. Końskie ausgeschlossen – als der innere Zirkel von (militärischen) Administratoren und im Vergleich mit Funden in der Kiewer Rus' als warägische Krieger oder Söldner identifiziert.[54] Als Vertreter des Herrschers war die Gefolgschaft vor Ort für die Sicherung und Konsolidierung des Reiches zuständig.

Diese Leibgarde oder engere Gefolgschaft wird u.a. von Herbert Jankuhn als „ganz germanisch[e]“[55] Erscheinung gewertet, obwohl sie in den Schriftquellen nicht ethnisch bezeichnet wird. Die Vorgehensweise ist methodisch fragwürdig: Die Interpretation der Toten als Angehörige der Gefolgschaft wird als weiterer Beleg für ihre skandinavische Herkunft gewertet, da die Gefolgschaft an sich germanisch sei – die Gleichsetzung der Begriffe ‚(nord)germanisch' und ‚skandinavisch' wurde gerade in der deutschen Archäologie vor 1945 häufig praktiziert.[56] Eine genauere Argumentation findet sich in der vorliegenden Literatur kaum; im allgemeinen wird die als germanisch bzw. skandinavisch betrachtete Gefolgschaftsorganisation seit den Ausführungen deutscher Vorkriegsarchäologen als weiterer Beleg für die skandinavische Herkunft der Toten – neben ihren Beigaben

[54] U.a. Kostrzewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 2), S. 147; Jażdżewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 7), S. 159; Andrzej Nadolski, Studia nad uzbrojeniem polskim w X, XI, i XII wieku, Łódź 1954, hier besonders S. 105; Nadolski, Abramowicz, Poklewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 4), S. 151; Kostrzewski, Kultura... (wie Anm. 14), S. 291; 310-311; Kara, Siły... (wie Anm. 44), S. 42.

[55] Jankuhn, Wikingerfund... (wie Anm. 2), S. 317.

[56] Wiebke Rohrer, Archäologie und Propaganda. Die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie in der deutschen Provinz Oberschlesien und der polnischen schlesischen Wojewodschaft zwischen 1918 und 1933, in: Berichte und Forschungen, 12, 2004, S. 123-178, hier S. 169-170.

skandinavischer Produktion – betrachtet. Offensichtlich wurde die für den germanischen Raum in Schriftquellen belegte Organisationsform auf das Piastenreich übertragen, ohne dies genau belegen zu können.[57]

Weiterhin erfordert die Vorstellung einer Leibgarde o.ä. aber auch, dass die Anzahl der Gefolgschaftsleute eher überschaubar bleibt, was bei Berücksichtigung aller Bestattungen mit Waffenbeigabe des 10. und 11. Jahrhunderts durchaus nicht der Fall wäre. Der Fundort Końskie ist nur ein Beispiel von zahlreichen weiteren derartigen Bestattungen vor allem in der piastischen Peripherie wie Masowien oder auch Pommern.[58]

Ebenfalls auf die Interpretation archäologischen Fundgutes wirkt sich der Versuch aus, die archäologischen Quellen in Deckung mit schriftlich mehr oder weniger umfangreich belegten meist politisch relevanten Ereignissen zu bringen. Auch hierfür ist das Gefolgschaftssystem ein gutes Beispiel; ein weiteres ist die Identifizierung der Toten in Lutomiersk mit Anhängern des Kiewer Adligen Świętopełk,[59] und in dieselbe Kategorie fällt auch der Versuch, Końskie und andere masowische Gräberfelder mit Kriegern Jarosławs des Klugen in Verbindung zu bringen. Diese hätten den mit den Kiewer Herrschern verwandten Piasten zur Zeit des masowischen Aufstandes um 1047 geholfen, das Land wieder unter Kontrolle zu bringen und seien zur weiteren Überwachung hier stationiert und schlussendlich bestattet worden.[60]

An den Beispielen sollte deutlich geworden sein, wie sich archäologische Auswertungen nicht nur geschichtswissenschaftliche Untersuchungen heranziehen, sondern sich sogar an ihnen in Fragestellung und Ergebnissen orientieren. Es bleiben Fragen: Sollte die Ur- und Frühgeschichte ein mit der Geschichtswissenschaft abgestimmtes Bild der Vergangenheit entwickeln? Zumal die politische Geschichte auf diese Weise in den Vordergrund gerückt wird? Kann die politische Geschichte in diesem Fall überhaupt Untersuchungsgegenstand der Archäologie sein, d.h. ermöglichen archäologische Quellen Erkenntnisse über diesen Bereich der Vergangenheit? Da in diesem Fall die politische Geschichte nicht von der ethnischen Deutung zu trennen ist, muss auf die oben erwähnten Zweifel und Kritikpunkte verwiesen werden. Insgesamt möchte ich mich Sebastian Brather anschließen, der anhand der von ihm bearbeiteten Beispiele aus der Prähistorischen und Frühgeschichtlichen Archäologie vielmehr zu dem Schluss kommt, sozial-, wirtschafts- und kulturgeschichtliche Fragestellungen seien bei weitem quellenadäquater als die

---

[57] Zur Gefolgschaft im germanischen Sinne: Christoph Landolt, Heiko Steuer, Dieter Timpe, Gefolgschaft, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 10 (2. Auflage), Berlin 1998, S. 533-554.

[58] Vgl. Władysław Duczko, Obecność skandynawska na Pomorzu i słowiańska w Skandynawii we wczesnym średniowieczu, in: Lech Leciejewicz, Marian Rębkowski, Hrsg., Salsa Cholbergiensis. Kołobrzeg w średniowieczu, Kołobrzeg 2000, S. 23-44.

[59] Jażdżewski, Cmentarzysko... (wie Anm. 7), S. 160; Kiersnowska, O pochodzeniu... (wie Anm. 19), S. 64.

[60] U.a. Kiersnowska, O pochodzeniu... (wie Anm. 19), S. 69-70; etwas skeptischer Kurasiński, Topory... (wie Anm. 32), S. 211.

ethnische Deutung und damit in diesem Fall auch die politische Ereignisgeschichte.[61]

Die Zusammenarbeit mit der Sprachwissenschaft, ihren Quellen und Ergebnissen, ist für die archäologische Forschung meines Erachtens gleichermaßen problematisch. Insbesondere die Orts- und Personennamenforschung wird in der Interpretation der frühpiastischen Bestattungen mit Waffenbeigabe als Unterstützung herangezogen. Häufig werden Ortsnamen, die anscheinend linguistisch auf die Waräger verweisen, meist Bildungen auf skandinavische Worte wie *vargar* oder *berserkr*, als Hinweis auf ihre Anwesenheit gedeutet.[62] Grundsätzlich ist dieses Vorgehen denkbar, allerdings sollte bedacht werden, dass auch die Sprachwissenschaft keine absoluten Belege liefern kann.[63] Außerdem besteht die Gefahr eines ‚interdisziplinären Zirkelschlusses': für die aktuelle Forschung konnte kein so offensichtliches Beispiel gefunden werden; der Sprachwissenschaftler Max Vasmer nutzte allerdings archäologische „Feststellungen" anhand von Fundorten wie Łubowo als „Ausgangspunkt" für seine Untersuchungen zur Gegenwart skandinavischer Bevölkerung auf dem Gebiet des Piastenreiches.[64] In einem derartigen Fall zeigt sich das Problem, dass sich die verschiedenen Wissenschaften gegenseitig mit Belegen versorgen, die zu Prämissen neuer Forschungen werden oder als allgemein anerkannte Forschungsmeinungen tradiert werden können. Zudem wird ein allzu großes Vertrauen in die Richtigkeit von Ergebnissen anderer Forscher sichtbar; Quellen und Ergebnissen der Nachbardisziplinen wird eine weniger kritische Haltung als den Vertretern der eigenen Wissenschaft entgegengebracht.[65]

Gleiches zeigt sich in der Personennamenforschung, mit dem für das Fallbeispiel durch die Zeiten hindurch entscheidenden Beispiel des Dagome iudex-Regestes. In dieser Quelle des 12. Jahrhunderts unterstellt ein Herrscher namens Dago die *civitas Schinesghe*, was im allgemeinen mit ‚Gnesener Reich' als Bezeichnung für das frühe Piastenreich übersetzt wird, dem Heiligen Stuhl. Dago wird gewöhnlich mit Mieszko I. gleichgesetzt, warum er allerdings in diesem Dokument

---

[61] Sebastian Brather, Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen, Berlin 2004 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 42).

[62] Kiersnowska, O pochodzeniu... (wie Anm. 19), S. 63; Kazimierz Skalski, Problem wykorzystania źródeł archeologicznych do badań nad składem drużyny pierwszych Piastów, in: Kwartalnik Historyczny, 102/2, 1995, S. 85-96, hier S. 92.

[63] Vgl. Kurt Langenheim, Die Bedeutung der Wikinger für Schlesiens Frühgeschichte, in: Altschlesien, 6, 1936, S. 273-316, hier S. 311, dessen Überzeugung nach bestimmte Ortsnamen die Anwesenheit von Skandinaviern im Piastenreich „bezeugen" bzw. „belegen"; sowie Stefan Zimmer, Indogermanisch und Indogermanen. Sprachwissenschaft und Archäologie, in: Die Kunde, N.F., 57, 2006, S. 183-200, der sich bezüglich der Indogermanistik kritisch zur Verknüpfung sprachwissenschaftlicher und archäologischer Ergebnisse äußert.

[64] Max Vasmer, Beiträge zur slavischen Altertumskunde. 3. Wikingisches bei den Westslaven, in: Zeitschrift für slavische Philologie, 7, 1930, S. 142-150, hier S. 142.

[65] Als ein Beispiel für dieses Vertrauen vgl. Skalski, Problem... (wie Anm. 62), S. 96, der im Gegensatz zu Grabinventaren „namenkundliche Beweise" (Hervorhebung W.R.; „dowody toponomastyczne") für gangbare Argumentation in der ethnischen Deutung hält.

einen anderen Namen als den üblichen benutzt haben könnte, ist ungeklärt.[66] Für archäologische Untersuchungen entscheidender war die Meinung von Sprachwissenschaftlern seit Anfang des 20. Jahrhunderts, Dago sei ein germanischer Name – eine willkommene Unterfütterung der ‚normannistischen' Theorien. Ohne diesen ‚Beleg' einer germanischen bzw. wikingischen Herkunft des Piastengeschlechtes würde ein wichtiger Baustein fehlen, ohne den die mutmaßlich skandinavischen Fundstücke nicht die ganze Breite der normannistischen Theorien hätten tragen können. In der deutschen Archäologie und Geschichtswissenschaft setzte sich die Gleichsetzung Dagos mit Mieszko I. seit dem Beitrag Robert Holtzmanns endgültig durch.[67] Seine Ausführungen wurden in der volksgeschichtlichen Archäologie der Zwischenkriegs- und nationalsozialistischen Zeit zu Überzeugungen, ein weiteres Zeugnis unkritischen Verhaltens gegenüber nachbarwissenschaftlichen Untersuchungen: „Der richtige, in der Kommendationsurkunde des ‚Reiches Gnesen' für den ersten großen polnischen König Misico erwähnte Name heißt Dago und deutet damit absolut sicher auf germanische Herkunft",[68] so Jankuhn in seinem Beitrag zu Łubowo.

In der modernen Archäologie finden sich ebenfalls Argumentationen mittels der Personennamenforschung.[69] Insgesamt ist es wie bei der Zusammenarbeit mit der Geschichtswissenschaften auch im Fall der Sprachwissenschaften schwierig, festzustellen, inwiefern die nachbarwissenschaftlichen Ergebnisse zur Unterstützung eigener Erkenntnisse dienten und dienen oder vielmehr die eigenen Forschungen an anderen Disziplinen orientiert sind.

„Historiker, Onomasten, Sprachforscher und Volkskundler kontrollierten nicht gegenseitig ihre Ergebnisse, sondern griffen sie umstandslos zur Legitimierung ihrer eigenen Vorannahmen und Ergebnisse auf."[70] Matthias Middell und Ulrike Sommer bezogen sich hierbei ausschließlich auf die Zwischenkriegszeit, jedoch scheint dieses Prinzip auch in späteren Zeiten noch aktuell zu sein. Unterstützt werden die dargestellten Zweifel an einer Vorgehensweise, die ihre Interpretationen nach Quellen und Ausarbeitungen anderer Disziplinen auszurichten

[66] Generell über das Regest: Brygida Kürbisówna, Dagome iudex – studium krytyczne, in: Początki Państwa Polskiego. Księga Tysiąclecia, Band 1, Organizacja polityczna, Poznan 1962, S. 363-424; Jerzy Strzelczyk, Mieszko Pierwszy, Poznan 1992, besonders S. 182-196.

[67] Robert Holtzmann, Böhmen und Polen im 10. Jahrhundert. Eine Untersuchung zur ältesten Geschichte Schlesiens, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, 59, 1918, S. 1-37. Zur Geschichte des Ursprungs dieser Identifizierung: Kürbisówna, Dagome... (wie Anm. 66), S. 398. Kürbisówna ist zudem der Ansicht, in den eindeutig normannistisch ausgerichteten Publikationen sei mit der Gleichsetzung Dagos und Mieszkos „die philologische Interpretation sichtlich missbraucht" („wyraźnie nadużywano interpretacji filologicznej") worden (Kürbisówna, Dagome... [wie Anm. 66], S. 401).

[68] Jankuhn, Wikingerfund... (wie Anm. 2), S. 316-317.

[69] Vgl. Kiersnowska, O pochodzeniu... (wie Anm. 19), besonders S. 65 zu skandinavischer Abstammung von Personennamen im Adelsgeschlecht der Habdanks/Awdańcy.

[70] Matthias Middell, Ulrike Sommer, Die Dynamik der Volksgeschichte, in: Dies., Hrsg., Historische West- und Ostforschung in Zentraleuropa zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg – Verflechtung und Vergleich, Leipzig 2004 (Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur im 20. Jahrhundert, 5), S. VII-XVIII, hier S. XVI.

scheint – oder zumindest ihre Sichtweise auf die eigenen Quellen dadurch beeinflussen lässt –, durch Brathers Untersuchung verschiedener Fallbeispiele der Ur- und Frühgeschichte: „Unterschiedliche Quellen – schriftliche, sprachliche oder archäologische – bedürfen einer je adäquaten Klassifizierung und Auswertung, um jeweils spezifische Aussagen zur Vergangenheit zu erlauben. Die Vermengung von Quellen und Fragestellungen muß unlösbare methodische Probleme mit sich bringen. Denn unterschiedliche Aspekte oder Bereiche der Vergangenheit (Sprache, Sachkultur, Politik) folgen – bei aller wechselseitigen Abhängigkeit und Beeinflussung – unterschiedlichen zeitlichen und räumlichen Entwicklungen; Kongruenz und Synchronität kommen nur in Ausnahmefällen vor.“[71]

Das Motto „getrennt marschieren, vereint schlagen“, das im Zusammenhang mit interdisziplinären Ansätzen häufig propagiert wird, kann demnach darüber hinwegtäuschen, dass selten tatsächlich ‚getrennt marschiert' wird, sondern die Marschroute von vornherein an Quellen, Fragen und Bedingungen anderer Fächer orientiert ist. Eine quellenadäquate Vorgehensweise kann daher nicht immer gewährleistet werden. Zudem werden ‚Interpretations-Traditionen', die auf derartige Weise beeinflusst wurden, innerhalb eines Faches häufig ohne großes Hinterfragen weitergegeben, wodurch die heutige Sichtweise der Dinge durch frühere methodische Mängel ebenso verzerrt werden kann – ganz zu schweigen von den politischen, ideologischen und sonstigen Einflüssen und Zwängen, denen die heutige Forschung ausgesetzt ist.

[71] Brather, Ethnische Interpretationen... (wie Anm. 61), S. 624.

Die Stammeseliten und das Phänomen des Kulturwandels. Grundlegende Bemerkungen anhand des Beispiels der Nomadenvölker der euroasiatischen Steppen im Mittelalter

Aleksander Paroń

Es scheint eine ziemlich allgemeine Überzeugung zu sein, dass ein Kennzeichen der nomadischen Gesellschaften der besonders stark ausgeprägte Kulturkonservatismus ist. Sein wesentliches Merkmal sei eine starke Anhänglichkeit an die eigentümliche Lebensweise, die im Zusammenhang mit den Lebensbedingungen in den Steppen entstanden sei. Manche der Gelehrten, wie z.B. der ausgezeichnete russische Forscher Anatolij Khazanov, sind geneigt zu behaupten, dass gerade im Falle der Steppenvölker Eurasiens jeder grundlegende Kulturwandel, besonders aber der Übergang zur Sesshaftigkeit, meistens allein durch den ökologischen Wandel bedingt worden wäre. Erst die Auflassung jener für die Nomaden von den Umweltbedingungen geeigneten Gebiete habe diesen die Möglichkeit für eine Ansiedlung eröffnet und demzufolge für die partielle oder völlige Akkulturation.[1] Von wesentlicher Bedeutung für den hier skizzierten Prozess wären auch die Beziehungen zwischen den Steppenvölkern und der sich in neuer Umgebung angesiedelten,

---

[1] Anatolij M. Khazanov, Characteristic Features of Nomadic Communities in the Eurasian Steppes, in: Wolfgang Weissleder, Hrsg., The Nomadic Alternative. Modes and Models of Interaction in the African-Asian Deserts and Steppes, The Hague, Paris 1978, S. 119-126; Ders., Nomads and the Outside World, Cambridge 1984 (Cambridge Studies in Social Anthopology, 44), S. 83-84, 198-202; Ders., Ecological Limitations of Nomadism in the Eurasian Steppes and Their Social and Cultural Implications, in: Asian and African Studies, 24, 1990, S. 1-15.

ackerbautreibenden Bevölkerung gewesen. Das demographische Potential dieser war meistens größer als bei den Nomaden und habe ihrer früher oder später erfolgten Assimilation vorgegriffen.[2]

Im Wesentlichen sind diese zutreffenden Vorstellungen zu bestätigen. Es ist aber auch festzustellen, dass sich im Fall der nomadischen Eliten der Vorgang des Kulturwandels nicht so eindeutig darstellt. Vor allem ist darauf hinzuweisen, dass der Kulturkonservatismus nicht nur für die nomadischen Gesellschaften typisch ist. Es scheint, dass in jeder Stammesstruktur unabhängig davon, welche internen Kulturvorbilder vorherrschen, die Macht der traditionellen Lebensweise und besonders der mit ihr verbundenen Rechte und Sitten von außenordentlicher Bedeutung ist. Sie hat nämlich insbesondere in der Vorstaatszeit aufgrund des gesellschaftlichen Konformismus das innere Gleichgewichts- und Sicherheitsgefühl aller garantiert, ohne das der Fortbestand der Gemeinschaft unmöglich gewesen wäre.[3] Um auf den Konservatismus der Nomaden zurückzukommen, ist im Vergleich mit ähnlichen Phänomenen, die sich bei anderen traditionellen Gesellschaften zeigen, im Fall der Steppenvölker höchstens von einem graduellen aber nicht grundlegenden Qualitätsunterschied zu sprechen. Zudem ist zu bemerken, dass der Konservatismus der Kulturgemeinschaft den Kulturwandel nicht generell ausschließt, sondern ihn beschränkt und verzögert. Der kulturelle Wandel kann die Folge von Außenkontakten sein, was auch auf die uns interessierenden Nomaden zutrifft. Der Charakter des Wandels war nicht so radikal, dass die Lebensweise der Steppenvölker sich vollständig geändert hätte, aber er löste gesellschaftlich-kulturelle Prozesse von kleinerem Umfang, nicht jedoch geringerer Bedeutung aus.

Es sei daran erinnert, dass der ständige Kontakt mit den Ackerbauern für die Nomaden eine Notwendigkeit war. Ihre Wirtschaft stützte sich in beträchtlichem Maße auf die extensive Viehzucht. Entsprechend empfindlich reagierte sie auf Konjunkturschwankungen, die sich aus den spezifischen, naturräumlichen Bedingungen der Steppen ergaben. Dies erlaubte den Nomaden nie, eine ökonomische Selbständigkeit zu erreichen. Man kann vereinfacht mit Khazanov[4] feststellen, dass die Welt der Bauern sich ohne die Kontakte mit den Nomaden behelfen konnte, im Gegensatz dazu waren Letztere von den Beziehungen mit den Vorherigen stark abhängig.[5] Die alltäglichen Bedarfsartikel ebenso wie die von den Eliten begehrten Luxuswaren wurden dank des Handels, regelmäßiger Plünderungszüge oder auch nur durch die Androhung erpresster Tribute gewonnen. Die Nomaden mussten also ihre Kontakte mit der Außenwelt entweder auf dem Niveau individueller Handelsbeziehungen oder von die ganze Gemeinschaft einschließenden diplomati-

[2] Khazanov, Nomads... (wie Anm. 1), S. 212-227.

[3] Auf den dauerhaften Einfluss der alten „barbarischen“ Stammeskulturen, als auch auf ihre hohe Bedeutung für die Entwicklung der europäischen Gesellschaften im Mittelalter hat letztens Karol Modzelewski hingewiesen. Ders., Barbarzyńska Europa, Warschau 2004, passim (französische Übersetzung: L'Europe des barbares, Paris, 2006).

[4] Khazanov, Nomads... (wie Anm. 1).

[5] Khazanov, Nomads... (wie Anm. 1), S. 69-84, besonders S. 82.

schen Verhandlungen aufnehmen und lenken. Die Aufrechterhaltung des Warenverkehrs war tatsächlich sehr oft durch die politischen Faktoren bedingt, wie dies unlängst Sechin Jagchid am Beispiel der Auseinandersetzungen des chinesischen Reiches mit der Steppenwelt gezeigt hat.[6]

In einer solchen Situation kam der Elite der Nomaden eine Schlüsselstellung zu, und dies unabhängig davon, ob sie Stammesgemeinschaften oder bereits frühe Staaten vertreten haben. Es geht hier nicht nur um die offensichtliche Labilität, die für politische Strukturen der Steppen sehr charakteristisch ist. So folgte nach einer Phase der Entwicklung und Expansion oftmals in der Geschichte der nomadischen Imperien eine Periode der Zersplitterung.[7] Es dominierten im zentralen Eurasien dann kleinere Staatseinheiten oder sogar lose Stammesföderationen.[8] Von größerer Bedeutung, insbesondere im Zusammenhang mit dem uns interessierenden Kulturtransfer, war ein anderer Umstand; wenn die eurasischen Steppenomaden in Kontakt mit den südlich und östlich benachbarten Ackerbauern traten, gerieten sie zugleich in die Einflusszone von Staaten, die Erben einer alten, im Altertum verwurzelten Zivilisation waren. Ich denke hier an Byzanz und Persien, das im frühen Mittelalter von dem Kalifat der Abbasiden ersetzt wurde, sowie an China. Die Nomaden befanden sich also in einer Sphäre politischer und kultureller Beeinflussung der genannten Imperien. Die nomadischen Eliten, unabhängig von ihrer Entwicklungsstufe, wurden dabei zum Objekt diplomatischer Vorgänge, deren Vorgehensweisen und Standards von den jahrhundertealten Erfahrungen mit Kontakten zu Steppenvölkern profitierten. Das Hauptziel dieser diplomatischen Be-

[6] Sechin Jagchid, Patterns of Trade and Conflict between China and the Nomads of Mongolia, in: Zentralasiatische Studien, 11, 1977, S. 177-204; Ders., The Historical Interaction between the Nomadic People in Mongolia and the Sedentary Chinese, in: Gary Seaman, Daniel Marks, Hrsg., Rulers from the Steppe: State Formation on the Eurasian Periphery, Los Angeles 1991 (Ethnographics Monograph Series, Monograph No. 2), S. 63-91; Ders., Van Jay Symons, Peace, War, and Trade along the Great Wall. Nomadic-Chinese Interaction through Two Millennia, Indianapolis 1989, S. 24-51, 79-113. Vor allem denke ich hier an die Politik des chinesischen Hofes, der den Außenhandel streng beaufsichtigte, und somit auch den Warenverkehr mit den Nomaden steuern konnte.

[7] Gute Beispiele dafür sind die Schicksaale der von europäischen Hunnen (4.-5. Jahrhundert n. Chr.) und der von alten Türken kreierten Imperien (6.-7. Jahrhundert n. Chr.). Vgl. Otto J. Maenchen-Helfen, The World of the Huns. Studies in Their History and Culture, Los Angeles, London 1973, S. 147-161 (deutsche Übersetzung: Welt der Hunnen. Eine Analyse ihrer historischen Dimension, Wien 1978); Denis Sinor, The Hunic Period, in: Ders., Hrsg., The Cambrigde History of Early Inner Asia, Cambrigde 1990, S. 177-205, 449-451 (mit weiterführender Literatur); Ders., The Establishment and Dissolution of the Türk Empire, in: Ders., The Cambrigde… (wie in dieser Anm.), S. 285-316, 478-483 (mit weiterführender Literatur); Sergej Klaštornyj, Dmitrij Savinov, Stepnyje imperii drevnej Evrazii, Sankt-Peterburg 2005, S. 33-35 (über die Hunnen), S. 89-110 (über die alten Türken).

[8] Zur Eigenart der politischen Verfassung der Nomadenvölker: Khazanov, Nomads... (wie Anm. 1), S. 228-302 (hier auch weiterführende Literatur); Ders., The Early State among the Eurasian Nomads, in: Henri J. M. Claessen, Peter Skalník, Hrsg., The Study of the State, The Hague 1981, S. 155-176; Antal Bartha, The Typology of Nomadic Empires, in: Popoli delle stepe: Unni, Avari, Ungari, Band 1 (Settimane di Studio del Centro Italiano di Studi Sull'Alto Medioevo, 35), Spoleto 1988, S. 151-174; Omelian Pritsak, Stammesnamen und Titulaturen der Altaischen Völker, in: Ural-Altaische Jahrbücher, 24, 1952, S. 49-104; Ders., The Distinctive Features of the *Pax nomadica*, in: Popoli delle stepe... (wie in dieser Anm.), Band 2, S. 749-780; Peter B. Golden, The Qipčaqs of Medieval Eurasia: An Example of Stateless Adaptation in the Steppes, in: Seaman, Marks, Hrsg., Rulers... (wie Anm. 5), S. 132-157; Elçin Kürsat-Ahlers, Zur frühen Staatenbildung von Steppenvölker, Berlin 1994.

mühungen war natürlich, die Steppenvölker nach dem eigenen Vorteil zu lenken. Als minimales Verhandlungsziel ist es meistens wohl um die Beseitigung oder mindestens Beschränkung der nomadischen Plünderungszüge gegangen; maximal wurde die Instrumentalisierung der Nomaden zur Realisation eigener politischer Interessen in den Steppen angestrebt.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist für uns die Frage, wie sich die nomadischen Eliten in der oben dargestellten Situation verhalten haben? Von vornherein muss man hierbei die Vorstellung ablehnen, dass jeder die Gemeinschaft berührende Kulturwandel auf einen heftigen Widerstand getroffen wäre. Vieles war von einer Reihe von Faktoren abhängig, darunter sind zu erwähnen: die Autorität der einzelnen Mitglieder der Elite, das Maß ihrer Unabhängigkeit gegenüber dem Standpunkt der übrigen Gemeinschaft, das Geschick bei der Konsolidierung der eigenen Stellung und Entwicklungsstufe in diesem Prozess, das Bewusstsein der eigenen Ziele und der Bedürfnisse der Gemeinschaft und die Fähigkeit, Letztere zu befriedigen. Schließlich ist ein wichtiger Faktor, ob es gelingt, jene Gefahren zu beseitigen, die sich für die Eigenständigkeit der Steppenvölker aus dem ständigen Kontakt mit der in vieler Hinsichten sehr attraktiven Kultur der agrarischen Gesellschaften ergeben konnten. Üblicherweise schreibt man den Eliten die Rolle eines Mediums zu, das fremden Kulturwerten ausgesetzt, diese entweder annimmt oder ablehnt. Gemäß ihrem Verhalten bestimmen sie die kulturellen Leitbilder einer Gesellschaft und entscheiden somit über den Umfang kulturellen Wandels. Im Falle der traditionellen Nomadengesellschaften konnten jedoch die Stammeseliten nicht immer die von ihnen verbreiteten „neuen Werte“ der gesamten Gemeinschaft aufdrängen; noch mehr, es scheint sogar so, dass sie sich diese selbst oft nicht ohne Rücksicht auf die Meinung der übrigen Stammesmitglieder, besonders der Stammesoberschicht aneignen durften.[9] Daher bestimmte die Fähigkeit, diese Vermittlerstelle für eigene Ziele zu nutzen und zugleich, mit den eigenen Stammesgenossen taktvoll umzugehen, wesentlich die Rolle der Eliten im Prozess des

[9] Sehr bedeutsam ist in diesem Zusammenhang die Distanzierung der Stammesmehrheit gegenüber die Annahme der fremden Religionen durch die Mitglieder der Eliten. Die Nachrichten der Quellen deuten oft auf einen starken Widerstand seitens der Gemeinschaft. Die Folgen der Bekehrung hätten manchmal ein tragisches Ende gehabt, wovon das Beispiel der zwei vornehmen Skythen zeugt, Anacharsis und Skyles, die von ihren eigenen Brüdern getötet worden seien (vgl. Herodotos, Historiae, erklärt von Heinrich Stein, Band 1, Heft 2, Berlin 1877, Buch IV, S. 70-77). Ahmed ibn Fadlān, der Diplomat der Abbasiden, hat in seinem Bericht über seine Reise in den Jahren 921-922 zum Khan der Volga-Bulgaren die Geschichte des „kleinen Yanāls“, eines Herrschers der Uzen (eines türkischen Volkes, das in dieser Zeit auf dem Gebiet des heutigen Kasachstan gelebt hat) erzählt: „Er hatte sich zum Islam bekehrt, es wurde ihm aber gesagt: ‚Wenn du den Islam annimmst, dann kannst du nicht unser Häuptling sein.’ So gab er den Islam auf.“ Ibn Fadlān’s Reisebericht, hrsg. von A. Zeki Validi Togan (Abhandlungen für die Kunde der Morgenlandes, 24,3), Leipzig 1939, S. 25-26. Es scheint, dass in bestimmten Umständen die Annahme der fremden Religion mit der Ausgrenzung aus der einheimischen Gemeinschaft gleichgesetzt wurde. Religiöse Angehörigkeit wurde also als ethnisch empfunden. Solche Denkweise lässt sich in der Aussage eines Mongolen erkennen, der kategorisch widersprochen hätte, dass Sartak, der Sohn Batu-khans, ein Christ gewesen wäre; er wäre nämlich kein Christ gewesen, sondern ein Mongole (*Nolite dicere quod dominus noster sit christianus. Non est enim christianus sed Moal*, Guilellmus de Rubruc, Itinerarium, in: Anastasius van den Wyngaert, Hrsg., Sinica Franciscana, Band. 1, Florenz 1929, S. 205).

Kulturtransfers und zudem den Charakter des ihn begleitenden Kulturwandels. Unter den möglichen Verhaltensweisen in diesem Vorgang kann man auf der einen Seite die Arrivierten erblicken, die sich ganz bewusst mit ihren Anhängern von der traditionellen Lebenswelt getrennt hatten, um sich an die Fremden anzuschließen. Auf der anderen Seite befanden sich die vorsichtigen Anführer, die die langfristigen Interesse des ganzen Volkes berücksichtigten und auf seine Identität, auch im kulturellen Sinne, achten.

Als illustratives Beispiel der erstgenannten Vorgehensweise soll die Person des Kegen dienen. Es ist einer der Anführer der Petschenegen, eines türkischen Volkes, das vom Ende des 9. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts die Schwarzmeersteppe bewohnte.[10] Nach einer Niederlage im Streit um den Vorrang innerhalb der Gemeinschaft hatte er zusammen mit seinen Anhängern die Grenze des byzantinischen Kaisertums überschritten und war am Hofe Konstantinopels in Dienst getreten. Kegen hat zudem die Taufe empfangen, die Patricioswürde erreicht und schließlich als Magister in Patzinakien die Herrschaft über einige kleine Festungen an der Niederdonau übernommen.[11] Kegens Entscheidung hat sich auch aus innenpolitischen Vorraussetzungen ergeben. Der wesentliche Antrieb für sie war nämlich das Ringen der Mitglider der Oberschicht der Petschenegen um Macht. Sowohl der Bekenntniswechsel als auch die angenommene Titulatur, die durch das erhaltene Siegel von Johannes-Kegen (Johannes war sein Taufenname) bezeugt

---

[10] Zur Kultur und Geschichte der Petschenegen: Akdes Nimet Kurat, Peçenek Tarihi, Istambul 1937; Petre Diaconu, Les Petchénègues au Bas-Danube, Bucarest 1970; Omeljan Pritsak, The Pečenegs: a Case of Social and Economic Transformation, in: Archivum Eurasiae Medii Aevi, 1, 1975, S. 211-235; Edward Tryjarski, Pieczyngowie, in: Krzysztof Dąbrowski, Teresa Nagrodzka-Majchrzyk, Edward Tryjarski, Hunowie europejscy, Protobułgarzy, Chazarowie, Pieczyngowie, Breslau 1975, S. 479-625; Andreas Pálóczi-Horváth, Petschenegen, Kumanen, Jassen. Steppenvölker im mittelalterlichen Ungarn, Budapest 1989, S. 9-38; Peter B. Golden, The Peoples of the South Russians Steppes, in: Denis Sinor, Hrsg., The Cambridge History of Early Inner Asia, Cambridge 1990, S. 256-284; Ders., An Introduction to the History of the Turkic Peoples. Ethnogenesis and State-Formation in Medieval and Early Modern Eurasia and the Middle East, Wiesbaden 1992, S. 264-270; Ders., Pechenegs, in: Encyclopaedia of Islam (New Edition), Band VIII (Ned – Sam), Leiden 1995, S. 289-90; Elisabeth Malamut, L'Image byzantine des Petchénègues, in: Byzantinische Zeitschrift, 86, 1995, S. 105-147; Victor Spinei, Marile migraţii din estul şi sud-estul Europe în secolele IX-XIII, Iaşi 1999, S. 88-151 (englische Übersetzung: The Great Migrations in the East and South East of Europe from the Ninth to the Thirteenth Century, Cluj-Napoca 2003); Igor O. Knjaz'kij, Vizantija i kočevniki juznorusskich stepej, Kolomna 2000, S. 5-59; Gennadij N. Garustovič, Vladimir A. Ivanov, Oguzy i pečenegi v evrazijskich stepjach, Ufa 2001; Svetlana A. Pletnjova, Kočevniki juznoruskich stepej v epochu srednevekov'ja (IV-XIII veka). Učenoje posobije, Voronez 2003, S. 113-135, 239-246 (mit weiterführender Literatur).

[11] Ioannes Scylitzes, Synopsis Historiarum, hrsg. von Joannes Thurn (Corpus Fontium Historiae Byzantinae, Band 5), Berlin 1973, S. 455-460. Zu Kegens Schicksal vgl.: Vasilij G. Vasilievskij, Vizantija i Pečenegi, in: Ders., Trudy, Band 1, Sankt-Petersburg 1908, S. 1-22; Diaconu, Les Petchenègues... (wie Anm. 9), S. 56-64; Malamut, L'Image... (wie Anm. 9), S. 118-123; Jarosław Dudek, Pieczęć magistra Jana Kegena jako wyraz polityki Bizancjum wobec stepowców w połowie XI w., in: Stanisław Rosik, Przemysław Wiszewski, Hrsg., Causa creandi. O pragmatyce źródła historycznego (Acta Universitatis Wratislaviensis No 2783, Historia 171), Breslau 2005, S. 327-342; Aleksander Paroń, Zjawisko kontaktu kulturowego i zmiany kulturowej w społecznościach koczowniczych na przykładzie Pieczyngów, in: Sławomir Moździoch, Hrsg., Stare i nowe w średniowieczu. Pomiędzy innowacją a tradycją (VII Spotkania Bytomskie), Breslau 2008 (im Druck).

wird[12], unterstreichen jedoch in aller Deutlichkeit seine bewusste Eingliederung in die Verwaltungsstrukturen und gesellschaftlichen Eliten des byzantinischen Staates. Zu unterstreichen ist auch die Tatsache, dass Kegens Entscheidung von seinen Anhängern, die zwei der dreizehn petschenegischen Stämme vertreten haben, akzeptiert wurde. Es ist schwierig einzuschätzen, inwieweit er sich der kulturellen Konsequenzen seiner Entscheidung bewusst war und ob er bereit war, diese alle zu tragen. Es scheint jedoch, dass er die Folgen, die sich aus dem Wechsel der politischen Loyalität ergeben hatten, gut genug verstand, da er sich bald an das tatkräftige Bekämpfen der ehemaligen Stammesgenossen gemacht hat.

Man kann noch viel mehr Beispiele solcher Art anführen.[13] Es kann wohl als eine gut begründete Überzeugung gelten, dass die Machthaber der Nachbarstaaten, vor allem am byzantinischen und chinesischen Hofe, mit allen ihnen zugänglichen Maßnahmen versuchten, die fremden Eliten durch den eigenen Reichtum, Prunk und Macht für ihre politischen Ziele zu gewinnen. Vom Standpunkt der Nomaden aus betrachtet, drängt sich die Bemerkung auf, dass die Diplomaten der großen Reiche in gewissem Grade an der Erscheinung von Renegaten und Verrätern interessiert waren. Sehr bezeichnend für unsere Überlegungen ist das Beispiel von Edekon, dem hunnischen Aristokraten und Botschafter am Hofe des Kaisers The-

[12] Ivan Jordanov, Sceau d'archonte de Patzinakia du XIe siècle, in: Études balkaniques, 2, 1992, S. 79-82; Werner Seibt, Marie-Luise Zarnitz, Das byzantinische Bleisiegel als Kunstwerk, Wien 1997, S. 131-132.

[13] Die Indienstnahme bei fremden Völkern von manchmal zahlreichen Mitgliedern der Nomadengruppen ist ein oft beobachtetes Phänomen in der Geschichte des mittelalterlichen Europa. Bedeutsam in dieser Hinsicht sind die Erfahrungen des Ungarischen Königtums. Die Chroniken, die Ungarn betreffen, reichen in die Zeiten Gejzas und des heiligen Stephan (10./11. Jahrhundert) zurück und überliefern die Nachricht der Ankunft von vielen fremden Völkern in Europa, unter denen auch Steppenvölker – die Petschenegen (Bisseni/Bessi), die Choresmier (Hismahelite seu Saraceni) und die Kumanen (Cumani) – sich gefunden hätten (Chronici Hungarici composito saeculi XIV, hrsg. von A. Domanovszky, in: Scriptores Rerum Hungaricarum, Band I, Budapest 1937, S. 303-304). Die Anwesenheit der Letzteren unter den Gruppen von Migranten ist wahrscheinlich anachronistisch. Die Ankunft der Kumanen wurde jedoch für das 12. und 13. Jahrhundert unwiderleglich bewiesen (Chronici Hungarici… [wie in dieser Anm.], S. 444-445; Rogerii de Torre Magiore, Carmen Miserabile, hrsg. von László Juhász, in: Scriptores… [wie in dieser Anm.], Band 2, Budapest 1938, S. 553-557). Vgl.: Klagelied, in: Hansgerd Göckenjan, James R. Sweeney, Der Mongolensturm. Berichte von Augenzeugen und Zeitgenossen 1235-1250, Graz, Köln, Wien 1985, S. 141-146. In der Kiever Rus' befand sich schon vor dem Mongolensturm ein von Einwanderern bestehendes ethnisches Nomadenkonglomerat, das in den russischen Quellen *Černi Klobuci* („Schwarze Mützen") genannt wurde. Vgl. Dmitrij A. Rasovskij, Pečenegi, torki i berendei na Rusi i v Ugrii, in: Seminarium Kondakovianum, 6, 1933, S. 1-66; Ders., Rus', černye klobuki i polovcy v XII v., in: Festschrift für Petur Nikov, Sofia 1940, S. 369-78; Hansgerd Göckenjan, Hilfsvölker und Grenzwächter im mittelalterlichen Ungarn, Wiesbaden 1972 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europas, 5); Svetlana A. Pletnjova, Drevnosti černych kobukov, Moskau 1973 (Archeologija SSSR, svod archeologičeskich istočnikov, Heft E1-19); Andreas Pálóczi-Horváth, Situation des recherches archéologiques sur les Comans en Hongrie, in: Acta Orientalia Academiae Scientiarum Hungaricae, 27, 1973, S. 201-209; Ders., L'Immigration et l'Etablissment des Comans en Hongrie, in: Acta Orientalia Academiae Scientiarum Hungaricae, 29, 1975, S. 313-333; Teresa Nagrodzka-Majchrzyk, Czarni Klobucy, Warschau 1985; Peter B. Golden, The *Černi Klobuci,* in: Ders., Nomads and Their Neighbours in the Russian Steppe Turks. Khazars and Qipchaqs, Aldershot 2003, s. 97-107 (erste Auflage: Ántal Berta et alii, Hrsg., Symbolae Turcologicae. Studies in Honour of Lars Johanson on his Sixtieth Birthday [Swedish Research Institute in Istanbul. Transactions, Band 6], Stockholm 1996).

odosios II im Jahre 449 n. Chr.[14] Während eines Besuchs in Konstantinopel wurde er zum Attentat auf seinen Machtgeber bewegt. Außerdem hat Konstantinos VII. Porphyrogennetos dem eigenen Sohn und Thronnachfolger empfohlen, die Bewirtung oder gar den längeren Aufenthalt der Eliten mancher Nomadenvölker am Hofe herbeizuführen. Sie sollten in der Hauptstadt unter der Obhut eines speziellen Beamten bleiben.[15] Diese „Gäste" haben in den Plänen der byzantinischen Diplomatie sicherlich eine doppelte Rolle gespielt: zum einen als Geiseln, dank denen man das vom Standpunkt Konstantinopels aus erwünschte Verhalten der nomadischen Kontrahenten erzwingen konnte. Zum anderen waren diese „Gäste" potentielle künftige Anführer ihres Volkes und somit ein geeignetes Instrument zur Verbreitung der byzantinischen Politik. Ein Aufenthalt, besonders ein langer, in der Hauptstadt des byzantinischen Kaisertums schuf die Möglichkeit für eine ausgiebige Akkulturation. Dies konnte die Vertreter der Steppenaristokratie dem byzantinischen Hof gegenüber loyaler und gehorsamer machen, aber es musste auch nicht unbedingt gelingen. Auch bei dem Reich der Mitte wurden lange Besuche von adligen Nomaden zusammen mit einem gelegentlich außerordentlich zahlreichen Gefolge, manchmal erreichte dies sogar einige tausend Mitglieder, als diplomatisches Mittel praktiziert.[16] Als Mittlerinnen der chinesischen Kultur an den Höfen der Steppenvölker waren auch chinesische Herzoginnen der nomadischen Elite zur Frau gegeben.[17]

Manche von den oben beschriebenen Erscheinungen haben den nomadischen Eliten die Chancen für den Gewinn von erheblichem Einkommen und Prestige eröffnet. Zugleich haben sie jedoch auch sehr ernste Gefahren mit sich gebracht. Dies war, wie wir auf Grund von manchen Quellen vermuten können, manchen vorsichtigen und erfahrenen Anführern der Nomaden ersichtlich. Hierauf weisen Bemerkungen hin, die in der Inschrift zur Feier Kül-Tegins zu finden sind, die von seinem Bruder Bilgä-khan (716-734), Herrscher der Kök-Türken, ausgefertigt wurde. Die türkischen Völker, dem Autor der Inskription zufolge, angelockt durch süße Worte und verführerischen Reichtum, hätten begonnen, sich in der Nähe von

[14] Priscos Panita, Fragmentum 5, in: Excerpta de legationibus, hrsg. von Carolus de Boor, Band I, Teil II, Berlin 1903, S. 579-581. Vgl. Aus der Gotengeschichte des Rhetors und Sophisten Priskos, in: Ernst Doblhofer, Hrsg., Byzantinische Diplomaten und östliche Barbaren. Aus den Excerpta de legationibus de Konstantinos Porphyrogenetos ausgewählte Abschnitte des Priskos und Menander Protektor, Graz 1955 (Byzantinische Geschichtsschreiber 4), S. 23-26.

[15] Constantine Porphyrogenitus, De administrando imperio, griechischer Text hrsg. von Gyula Moravcsik, englische Übersetzung von Romilly J. H. Jenkins (Corpus Fontium Historiae Byzantinae, 1), Washington 1967, S. 48. Vgl. Klaus Belke, Peter Soustal, Hrsg., Die Byzantiner und ihre Nachbarn. Die „De administrando imperio" gennante Lehrschrift des Kaisers Konstantinos Porphyrogennetos für seinen Sohn Romanos, Wien 1997 (Byzantinische Geschichtsschreiber, 19), S. 71. Zur Anwesenheit von Fremden am chinesischen Kaiserhof vgl.: Liu Mau-Tsai, Die chinesichen Nachrichten zur Geschichte der Ost-Türken (T'u-Küe), I. Buch, Wiesbaden 1958 (Göttinger Asiatische Forschungen 10), S. 424-425.

[16] Jagchid, Symons, Peace... (wie Anm. 6), S. 82-85, 100, 138. Die Beispiele der zahlreichsten Botschaften sind aus dem 15. Jahrhundert (Ming-Zeit).

[17] Liu Mau-Tsai, Die chinesichen Nachrichten... (wie Anm. 14), S. 392-395; Jagchid, Symons, Peace... (wie Anm. 6), S. 141-164.

Chinas Grenzen anzusiedeln, was verursacht habe, dass sie sich schädliche Gewohnheiten angeeignet hätten. In der Folge seien „viele von dem türkischen Volk zugrunde gegangen."[18] Mit Sicherheit geht es in dieser Quelle um die Zersplitterung der Steppengemeinschaft, die nicht nur eine Konsequenz ihrer körperlichen Degradation gewesen wäre, sondern auch des Verschwindens ihrer tradierten Identität.

Das Problem stellte sich jedoch nicht so einfach dar, wie es sich aus der Formulierung des oben zitierten Textes ergibt. Das Bewusstsein jener Gefahren, die sich aus den Kontakten mit dem kulturell hoch entwickelten politischen Zentrum ergaben, führte die Nomaden nie zur einer vollständigen Isolation. Ohnehin erlaubte allein schon die oben skizzierte, besondere Wesensart des ökonomischen Systems der Steppennomaden keine so radikale Lösung. Hinzuzufügen ist noch, dass in der Inskription für Kül-Tegin keine weiteren Beobachtungen dieser Art zu finden sind. Erwähnt werden dort ausschließlich die Entfernung von den Grenzen Chinas und die Errichtung von Siedlungen im Ottüken-Land, einem heiligen Platz, der das Machtzentrum von vielen Steppenimperien des Früh- und Hochmittelalters gewesen ist.[19] Die Kontakte mit den Nachbarvölkern wurden jedoch von den Eliten der Nomaden nicht nur als notwendiges Übel empfunden. Solche Beziehungen konnten für sie, das haben wir schon oben gezeigt, die Quelle von beträchtlichem Einkommen und Ansehen werden, was zur Stärkung ihrer gesellschaftlichen Stellung beitrug. Oft erkennt man das Bestreben der Eliten nach der Kontrolle über die Distribution der unentbehrlichen Waren und ihre Bemühungen, sich selbst die Rolle als Garanten des ständigen Zustroms der materiellen Güter zu sichern.[20] Gelegentlich verursachten solche Bestrebungen eine interne Rivalität

[18] Pamjatnik v čest' Kjul'-Tegina, in: Sergej E. Malov, Hrsg., Pamjatniki drevnetjurkskoj pis'mennosti, Moskau, Leningrad 1951, S. 19-20 (Originaltext in alttürkischen Runen), S. 27-28 (phonetische Umschrift), S. 34-35 (russische Übersetzung). Vgl. Vilhelm Thomsen, Alttürkische Inschriften aus der Mongolei in Übersetzung und mit Einleitung, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 78, Neue Folge 3, 1924, S. 141-142. Der Annahme von manchen chinesischen Kulturmustern hat sich auch Tonjukuk, der Berater von den Khanen der Blauen Türken (Kök-Türken), stark widersetzt. Als der uns schon bekannte Bilgä Städte, Wälle und buddhistische Tempel zu bauen beabsichtigte, hat ihm der türkische Staatsmann davon entschieden abgeraten. Er versuchte den Herrscher zu überzeugen, dass die Verwirklichung dieser Absichten den Wandel sowohl von der Lebensweise als auch von den Sitten der Nomaden verursachen müsste, was im Folge die Türken militärisch schwächen würde und den Chinesen erleichtern würde, sie zu besiegen. Bilgä hat Tonjukuk zugestimmt. Vgl. Kiu-t'ang-schu, in: Liu Mau-Tsai, Die chinesischen Nachrichten... (wie Anm. 14), S. 172-173.

[19] Thomas T. Allsen, Spiritual Geography and Political Legitimacy in the Eastern Steppe, in: Henri J. M. Claessen, Jarich G. Oosten, Hrsg., Ideology and the Formation of Early States, Leiden, New York, Köln 1996, S. 116-135; Elçin Kürsat-Ahlers, The Role and Contents of Ideology in the Early Nomadic Empires of the Eurasian Steppes, in: Claessen, Oosten, Hrsg., Ideology… (wie in dieser Anm.), S. 143-147. Dort sollten der Inschriften nach die Karawanen aus China angekommen sein.

[20] Es scheint, dass dieses Phänomen bis zu einem gewissem Grade die oft von den fremden Autoren beschriebene „unermessliche Habgier" der Nomaden erklärt. Vgl. Denis Sinor, The Greed of the Northern Barbarians, in: Ders., Studies in Medieval Inner Asia, Brookfield 1997, S. 171-182; Matthias Hardt, The Nomad's Greed for Gold: from the Fall of the Burgundians to the Avar Treasure, in: Richard Corradini et al., Hrsg., The Construction of Communities in the Early Middle Ages. Texts, Ressources and Artefacts, Leiden, Boston 2003, S. 95-107.

innerhalb der Stammeseliten. Sehr bezeichnend ist das Beispiel der zwei protobulgarischen Stämme der Utriguren und Kutriguren (559 n.Chr.). So war die Elite der Utriguren bereit, für den Tributpreis, der alljährlich von Kaiser Justinian dem Großen gezahlt wurde, eine große Untreue gegen ihre Stammverwandten, die Kutriguren, zu begegnen.[21]

Ansonsten wurde der Transfer der materiellen Güter manchmal von einem Technologientransfer begleitet. Größerer Achtung haben sich jene fremden Handwerker erfreut, die gern aufgenommen oder sogar gezielt von den Mitglieder der Oberschicht der Nomaden zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse angeworben wurden. Sie haben die zur Machtdemonstration unersetzlichen Luxusartikel angefertigt. Die Vorbilder für jene Güter entlehnten sie den benachbarten Hochkulturen, genauso wie manche Verwaltungstechnik und ideologische Begründung des eigenen Herrschaftsanspruchs.

Im Zusammenhang mit diesen Erscheinungen ist die Entstehung von Städten in der Steppe ein interessantes Beispiel für die Aufnahme fremder Einflüsse.[22] Die Mehrheit dieser Gründungen diente hauptsächlich der Machtrepräsentation. Für die Stadtgründungen waren also keine ökonomischen und sozialen, sondern rein politische Faktoren entscheidend. Bei der Ausgestaltung ihrer Machtzentren mussten die Steppenherrscher zwangsläufig die Monarchen der Nachbarstaaten nachahmen. Es war allein schon nur durch die Anstellung fremder Fachleute möglich, die eigenen Absichten zu verwirklichen. Der Fortbestand von diesen Städten war stärker als in irgendeiner anderen Kultur von dem Willen und Schicksal des Herrschers abhängig; obgleich durch die Kaufleute und durch die zum Bedarf der Machtelite produzierenden Handwerker dort auch ein wirtschaftliches Potential vorhanden war. Die Geschichte von Ordu-Balyk und Karakorum bezeugt diese Auffassung. Ordu-Balyk, die früheste dieser Städte, ist in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts am Ufer des Orchons von dem uighurischen Khan Balyklyk erbaut worden. Die Mongolen haben sie später Chara-Balgasun umbenannt. Nach einer kurzen Glanzzeit wurde sie im Jahre 840 von den Kirgisen, die auch das uighurischen Khaganat zerstört haben, dem Erdboden gleichgemacht.[23] Ähnlich, nur ein wenig glücklicher, war das Schicksal der mongolischen Stadt Karakorum, die in einer Entfernung von etwa einem Tag von Ordu-Balyk errichtet wurde. Der Überlieferung zufolge sei ihr Gründer kein Geringerer als Chingis-Khan gewesen. Die

---

[21] Menander, Fragmentum I, in: Excerpta… (wie Anm. 13), Band I, Teil I, S. 170-171. Vgl. Aus dem Geschichtswerk Menanders, in: Doblhofer, Hrsg., Byzantinische Diplomaten... (wie Anm. 13), S. 88-89. Sie wollten zwar nicht ihre Stammesgenossen angreifen, waren jedoch bereit, ihnen die Pferde abzunehmen, was die Kutriguren kampfunfähig machen sollte.

[22] Von der ursprünglichen Fremdheit solcher Erscheinungen zeugt der Mangel an eigenen Begriffen für die Stadt in den altaischen Sprachen. Vgl. Denis Sinor, The Origin of Turkic *Balïq* „Town“, in: Ders., Essays in Comparative Altaic Linguistics, Bloomington 1990, S. 95-102 (erste Auflage: Central Asiatic Journal, 25, 1981); vgl. Teresa Nagrodzka-Majchrzyk, Geneza miast u dawnych ludów tureckich (VII-XII w.), Breslau 1978, S. 19-27.

[23] Nagrodzka-Majchrzyk, Geneza... (wie Anm. 21), S. 42-43; Eleonora Novgorodova, Die Städte der alten Mongolei, in: Walter Heissig, Claudius C. Müller, Hrsg., Die Mongolen, T. 2, Innsbruck, Frankfurt/Main 1989, S. 42.

Hauptstadt des mongolischen Imperiums ist sie jedoch erst in der Zeit Ögedeis (1227-1242) geworden und hat diesen Status bis zum Tode von Khan Möngkes (1259) beibehalten. Ein tödlicher Streit zwischen den Brüdern Ariq Böge und Kubilai, als auch die Verlagerung der Hauptstadt nach Peking unter Kubilai hat Karakorum schließlich zum Wachposten an der Ulusgrenze zwischen den sich bekämpfenden Činggisiden gewandelt. Diese Situation hat den langsamen Abstieg der Stadt verursacht, die am Ende des 16. Jahrhunderts praktisch nicht mehr bestand. Mit der Zeit haben die Mongolen selbst vergessen, wo sich die historische Hauptstadt ihres Staates befunden hatte.[24]

Anzumerken ist auch, dass die Errichtung eines festen Machtzentrums gar nicht an den Wandel der Lebensweise des Herrschers und seines Hofes gebunden sein musste. Die Nomadenmachthaber sind weiter über die Steppe gewandert und haben jeweils nur kurze Zeit in ihren Lieblingsstädten verbracht. Während dieser Aufenthalten haben jedoch manche von den Herrschern in einem Zelt gewohnt, das vor den Stadtmauer aufgestellt wurde.[25] Es wäre schwierig, ein deutlicheres Beispiel für eine Einstellung anzugeben, in der die Anhänglichkeit an die traditionellen eigenen Gebräuche mit der vorsichtigen Annahme fremder Einflüsse verbunden ist.

Diese Überlegungen zusammenfassend ergibt sich, dass die These der unüberwindlichen Kraft des nomadischen Konservatismus, der jeden Kulturwandel von vornherein ausgeschlossen oder zumindest außerordentlich begrenzt hätte, abzulehnen ist. Gerade der stetige Kontakt mit Gesellschaften einer andersartigen Kultur hat vielmehr günstige Voraussetzungen für den Wandel geschaffen. Die Rolle der nomadischen Eliten darin war von einer Reihe von Faktoren abhängig. Es scheint jedoch, dass sie unter bestimmten Umständen nicht nur bereit waren, den Wandel zu akzeptieren, sondern auch ein aktives Interesse an seiner in beschränktem Umfang verlaufenden Durchsetzung hatten.

Keine starke Abneigung gegen die Kultur der sesshaften Bevölkerung verhinderte die Bereitschaft der Nomaden zur Benuzung oder eben zur Aneignung der fremden Kulturwerte. Es scheint, dass außer einiger radikaler Einstellungen meistens die Neigung zu einem eigenartigen, teilweise instinktiven Kulturspiel stärker

---

[24] Sergej V. Kiselev, Nikolaj Ja. Merpert, Iz istorii Kara-Koruma, in: Kiselev et al., Hrsg., Drevnemongol'skie goroda, Moskau 1965, S. 123-137; Kiselev, Merpert, Dvorec Kara-Koruma, Iz istorii... (wie in dieser Anm.), S. 138-166; Aleksandr N. Tkačev, Karakorum v XIII veke, in: Mongolica. Pamjati akademika Borisa Jakovleviča Vladimircova (1884-1931), Moskau 1986, S. 219-231; Allsen, Spiritual Geography… (wie Anm. 18), S. 121-128; Udo B. Barkmann, Qara Qorum – Fragmente zur Geschichte einer vergessenen Reichshauptstadt, in: Bonner Contributions to Asian Archaeology, 1, 2002, S. 5-21.

[25] So hätten die Herrscher des uighurischen Kaganats (747-840) getan, die nur die Sommermonate in ihrer Hauptstadt verbrachten. Vgl. Nagrodzka-Majchrzyk, Geneza... (wie Anm. 21), S. 46, 50. Ruy Gonzalès de Clavijo, Botschafter von König Heinrich III. von Kastilien zu Tamerlan, hätte ein ähnliches Benehmen des mongolischen Herrschers während seines Aufenthaltes in Samarkand beobachtet. Ders., Dnevnik putešestija ko dvoru Timura v Samarkand v 1403-1406 gg., hrsg. von Izmail Sreznewskij, Sankt-Petersburg 1881, S. 265-66. Vgl. Felicitas Schmieder, Europa und die Fremden. Die Mongolen im Urteil des Abendlandes vom 13. bis in das 15. Jahrhundert, Sigmaringen 1994 (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters, 16), S. 36.

gewesen ist. Es gestattete einerseits die Annahme von den fremden Kulturmustern, zwang jedoch andererseits zu einer konsequenten Verteidigung der Elemente von der einheimischen Identität, die die Erhaltung der Eigentümlichkeit, besonders im politischen Sinne, garantierten. Die Einstellung der durchschnittlichen Mitglieder der nomadischen Gesellschaften wurde eigentlich durch ein nicht völlig bewusstes Andersseinsgefühl gestaltet. Im Fall der Eliten dürfen wir aber eine oft höhere Stufe von kulturellem Selbstbewusstsein postulieren. Die letzte Kategorie wurde während der Kontakte mit sesshaften Gemeinschaften zu einem starken Unterstreichen der politischen Unabhängigkeit genötigt. Es scheint, dass dieser Sachzustand aus den krassen Unterschieden zwischen den beiden (nomadischen und sesshaften) Kulturen erfolgte. Die auf Kulturkategorien gegründete Distinktion zwischen dem Eigenen und dem Fremden ist einer von den wichtigsten Faktoren, die die Identität der verschiedenen Gesellschaftsgruppen schaffen, deshalb kann sie meistens eine wesentliche Rolle im Entstehungsprozess der politischen Einheiten spielen.[26] Im Fall der Nomaden haben wir jedoch mit einer Einstellung zu tun, die sowohl durch kulturelles als auch durch politisches Bewusstsein kreiert wurde. Nomade zu sein, eine bestimmte Lebensweise zu führen war für die Steppeneliten mit der politischen Unabhängigkeit anscheinend ziemlich gleichbedeutend. Die Akkulturation wie auch der ihr begleitende Wandel des Lebensmodells konnte gleichzeitig als Gefahr für die Identität, aber auch für die politische Freiheit betrachtet werden. Eine solche Denkweise scheint gerade aus der in chinesischen Quellen bewahrten Äußerung des Tonjukuk entnommen werden können.[27]

Die Befürchtungen des türkischen Staatsmannes mussten aber nicht unbedingt von allen nomadischen Häuptlingen komplett geteilt werden. Waren sie doch aus den konkreten Erfahrungen entsprungen, die durch die Beziehungen mit dem Chinesischen Kaisertum entstanden waren. Das Reich der Mitte konnte, genau so wie das Byzantinische Reich, auf ausgezeichnete Weise die eigene kulturelle Überlegenheit ausnützen, sie den Umständen entsprechend instrumentalisieren und in den Kontakten mit den Nomaden (und nicht nur mit ihnen) wurde sie ein politisches Werkzeug. Dieses Werkzeug war besonders gefährlich, weil es eine Faszination für die fremde Kultur erweckte, die die einheimischen Kulturmuster beeinflussen konnte. Die Steppeneinwohner nahmen jedoch nicht immer Verbindungen mit diesen höher entwickelten Imperien auf. Man sollte auch nicht vergessen, dass manchmal – wie z.B. im Fall der Goldenen Horde[28] – die nomadischen Eliten ihre Herrschaft den viel zahlreicheren sesshaften Gesellschaften aufzudrängen imstande waren. In solcher Situation – könnte man meinen – wären die Bedingungen in den wechselseitigen Verhältnissen für die Nomaden günstiger gewesen. Aber be-

---

[26] Vgl. Walter Pohl, Telling the Difference: Signs of Ethnic Identity, in: Ders., Helmut Reimitz, Hrsg., Strategies of Distinction. The Construction of Ethnic Communities. 300-800, Leiden, Boston, Köln 1998, S. 17-69 (sowie die anderen Beiträge in diesem Band).

[27] Vgl. Anm. 18.

[28] Vgl. Boris Grekov, Aleksander Jakubovskij, Zolotaja Orda i ejo padnenie, Moskau 1950; Bertold Spuler, Die Goldene Horde. Die Mongolen in Rußland 1223-1502, Wiesbaden 1956.

sonders in solchen Situationen grenzten sie sich von der von ihnen unterjochten ackerbautreibenden Mehrheit ab, höchstwahrscheinlich wegen der Befürchtung ihres Identitätsverlustes, der gleichzeitig den Verlust ihrer politischen Dominanz bedeutet hätte.

Keramik als Beispiel für Kulturtransfer. Bemerkungen zu den Kontakten zwischen Sachsen und Nordwestböhmen aufgrund der frühmittelalterlichen Keramik*

Martina Kotková

In den letzten Jahren befasste sich eine interdisziplinär arbeitende Projektgruppe, welche die Forschungsbereiche Archäologie, Geschichte und Sprachwissenschaft umfasste[1], am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig unter dem Titel „Herrschaft, Kommunikation, Landschaft: Wandlungsprozesse und integrative Strukturbildungen in den Einzugsgebieten ostmitteleuropäischer Flüsse" mit dem Abschnitt des Elbtals im heutigen Grenzgebiet zwischen Tschechien und Sachsen, genauer gesagt dem Gebiet zwischen den Städten Leitmeritz (tsch. Litoměřice) und Pirna. Dabei handelt es sich größtenteils um unwegsame Gebirgslandschaften des Elbsandsteingebirges (tsch. Labské pískovce) und des Böhmischen Mittelgebirges (tsch. České středohoří). Landschaftsprägend sind aber auch die Mündungsbereiche der Elbnebenflüsse Eger (tsch. Ohře), Biela (tsch. Bílina) und Polzen (tsch. Ploučnice). Diese Region bildet den einzigen Wasserabfluss des Böhmischen Beckens und entsprechend interessant war die von jeher für den überregionalen Verkehr, so dass ihr

* Das Manuskript des vorliegenden Beitrages wurde im Februar 2008 abgeschlossen.

[1] Geschichte: Nadine Sohr M.A.; Sprachwissenschaft: Dr. Christian Zschieschang; Archäologie: bis 2005 Torsten Riese M.A., seither die Verfasserin. Besonders meinen Kollegen Doris Bulach M.A., Dr. Christian Zschieschang und Roman Grabolle M.A. danke ich für fruchtbare Diskussionen und die sprachliche Überarbeitung meines Textes.

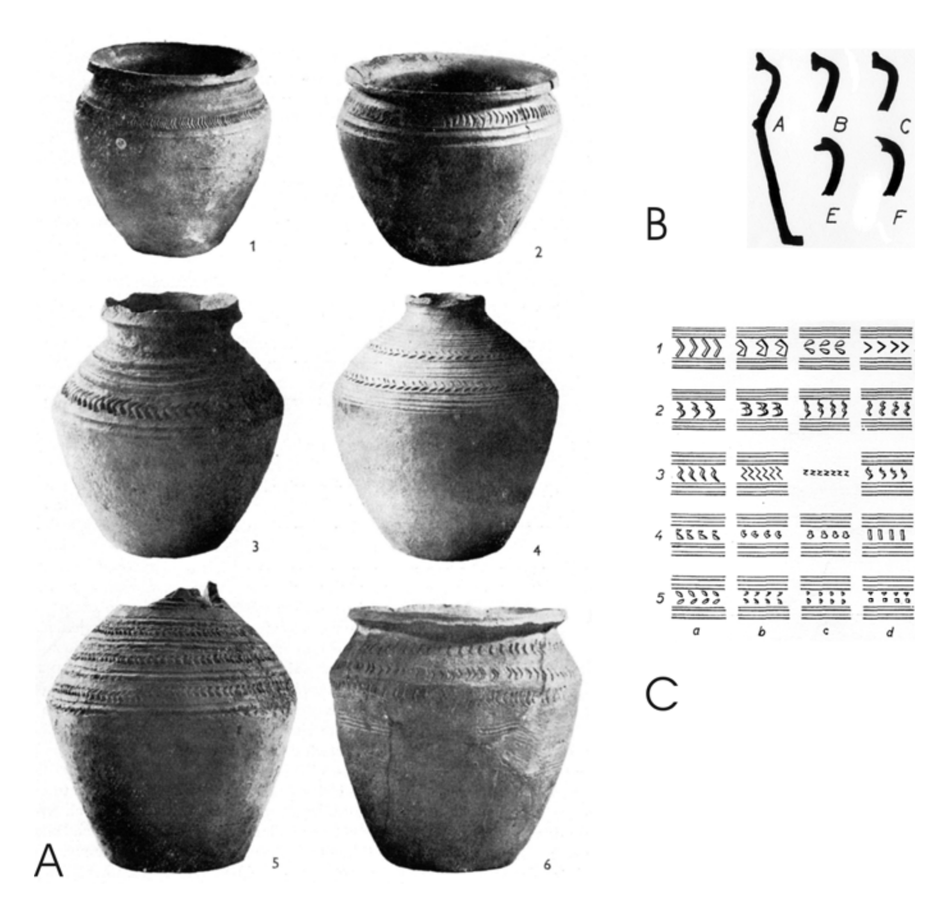


Abb. 1: A - Keramik des Zabrušaner Typs nach Zdeněk Váňa, Slovanská...(wie Anm. 12). obr. 1-3: 1 Staňkovice (okr. Louny); 2, 6 Bohušovice n. O. (okr. Litoměřice); 3 Zabrušany (okr. Teplice); 4 Most; 5 Litoměřice; B - Die Gefäßprofile der Keramik des Zabrušaner Typs; C - Die Verzierungsmotive der Keramik des Zabrušaner Typs.

eine erhebliche geschichtliche Bedeutung zukommt.

Seit dem Neolithikum kann von einer engen Verbindung über das Erzgebirge zwischen Sachsen und Nordwestböhmen ausgegangen werden. Vor dem Hintergrund der frühmittelalterlichen Besiedlung auf beiden Seiten des Erzgebirges ist es möglich, die wichtigsten Wegverbindungen zu rekonstruieren. In Nordwestböhmen finden sich Spuren der Besiedlung in unmittelbarer Nähe zu den steil ansteigenden Höhenzügen, in Sachsen überschreitet die Besiedlung nur ausnahmsweise eine Höhe von 200 m über dem Meeresspiegel. Die Besiedlungsareale zu beiden Teilen des Erzgebirges nähern sich in dessen östlichem Teil einander an. Dort ist auch die älteste und bis Anfang des 12. Jahrhunderts einzige Landverbindung zu suchen, für die sich die Bezeichnungen Kulmer Steig (tsch. Chlumecká stezka) und

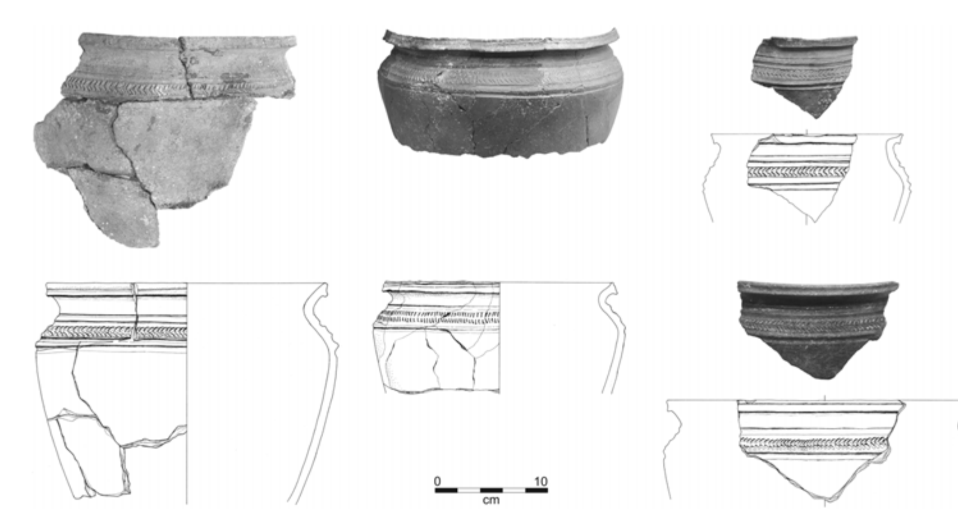


Abb. 2: Beispiel der Zabrušaner Keramik aus dem Burgwall Vlastislav. Zeichnung: Lucie Ráslová, Foto: Martina Kalíšek.

Sorbensteig (tsch. Srbská cesta)[2] einbürgerten. Daneben gab es während des hohen und späten Mittelalters im Westen mehrere nordwest-südöstlich orientierte „böhmische Steige" (*semita bohemica)*, die das Erzgebirge durchquerten und so weitere Verbindungen zwischen Mitteldeutschland und dem böhmischen Becken herstellten. Während in der deutschen Forschung jedoch zumeist von einem hohen Alter dieser Verkehrsadern ausgegangen wird und diese bis in das 9./10. Jahrhundert und noch weiter zurückgeschrieben werden[3], setzen in jüngster Zeit tschechi-

---

[2] Ivan Vávra, Srbská cesta [Der Sorbenweg], in: Historická geografie 17, 1978, S. 369-432; Klaus Simon, Knut Hauswald, Der Kulmer Steig vor dem Mittelalter. Zu den ältesten sächsisch-böhmischen Verkehrswegen über das Osterzgebirge, in: Arbeits- u. Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, 37, 1995, S. 9–98.

[3] Renate Wißuwa**,** Die Entwicklung der Altstraßen im Gebiet des heutigen Bezirkes Karl-Marx-Stadt von der Mitte des 10. Jh. bis zur Mitte des 14. Jh. Ein Beitrag zur Rekonstruktion des Altstraßennetzes auf archäologischer Grundlage, ungedruckte Dissertation, Pädagogische Hochschule Dresden, 1987; Dies., Die Entwicklung eines Verkehrsnetzes in Sachsen unter besonderer Berücksichtigung der Pässe des Erzgebirges und des Vogtlandes [Vývoj dopravní sítě v Sasku se zvláštím zřetelem k pasům v Krušných horách a na území Vogtlandu], in: Archaeologica historica 23, 1998, S. 89–95; Ingolf Gräßler, Der Frühbusser Steig im Mittelalter. Verlaufswandel eines überregionalen Verkehrsweges im sächsischen Westerzgebirge, in: Rainer Aurig, Reinhardt Butz, Ingolf Gräßler, André Thieme, Hrsg., Im Dienste der historischen Landeskunde. Beiträge zu Archäologie, Mittelalterforschung, Namenkunde und Museumsarbeit vornehmlich aus Sachsen. Festschrift für Gerhard Billig, Beucha 2002, S. 295–308; Ders., Pässe über das Erzgebirge. Paßwege und Paßstraßen zwischen Freiberger und Zwickauer Mulde im Mittelalter, in: Rainer Aurig; Steffen Herzog; Simone Lässig, Hrsg., Landesgeschichte in Sachsen. Tradition und Innovation (Studien zur Regionalgeschichte 10), Bielefeld 1997, S. 97-108; Andreas Christl, Klaus Simon, Nutzung und Besiedlung des sächsischen Erzgebirges und des Vogtlandes bis zur deutschen Ostkolonisation, in: Germania, 73, 1995, S. 441–462. Dazu vgl. auch Manfred Ruttkowski, Altstraßen im Erzgebirge; Archäologische Denkmalinventarisation Böhmische Steige, in: Arbeits- u. Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, 44, 2002, S. 264-297.

sche Archäologen und Historiker die Entstehung der böhmischen Steige über das vergleichsweise hohe Mittel- und Westerzgebirge erst in den Beginn des 12. Jahrhunderts an.[4] So wurde im Zusammenhang mit dem Reisebericht Ibrāhīm ibn Ya'qūbs eine weitere Route bereits für das 10. Jahrhundert vermutet, die über das Einzugsgebiet der Mulde in das Gebiet um Most geführt habe. Neueren Untersuchungen zufolge ist mit dieser Route allerdings erst ab der zweiten Hälfte des 12. Jh. zu rechnen.[5] In eine ältere Zeit reicht möglicherweise eine durch Zwickau führende Verkehrsverbindung im westlichen Teil des Erzgebirges zurück, die seit dem Beginn des 12. Jh. belegt ist.[6] Somit ist davon auszugehen, dass neben der Elbe und dem Kulmer Steig weitere, das Erzgebirge überschreitende Verkehrswege erst im Zuge des hochmittelalterlichen Landesausbaus insbesondere von Norden her im zuvor weitgehend unbesiedelten Erzgebirge entstanden.[7]

Im Mittelpunkt dieses Beitrags werden die Nachweise von Kontakten zwischen beiden Gebieten anhand der frühmittelalterlichen Keramik stehen. Da in einem erst jüngst abgeschlossenen Beitrag diese Frage teilweise bereits ausführlich erörtert wurde[8], sollen an dieser Stelle die Problematik lediglich kurz umrissen und einige neue Zusammenhänge aufgezeigt werden. Im Vordergrund steht hierbei eine Keramik, die wir nach dem heutigen Kenntnisstand in die Zeit vom Ende des 9. Jahrhunderts bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts datieren. Es handelt sich um eine spezielle Ware, die von der übrigen regionalen Keramikproduktion in beiden Gebieten leicht zu unterscheiden ist. Sie ist für das nordwestböhmische Gebiet archäologisch besser herausgearbeitet worden. Dort werden mittlerweile bereits mehrere regionale Keramiktypen[9] (bzw. nach der aktuellen Terminologie Kera-

---

[4] Jan Klápště, Raně středověké Mostecko a síť dálkových cest [Das Gebiet von Most im Frühmittelalter und das Netz der Fernwege], in: Archeologické Rozhledy, 37, 1985, S. 502-515; Jan Blažek, Eva Černá, Tomáš Velímský, Zur Siedlungsgeschichte der böhmischen Seite des Erzgebirges, in: Germania, 73, 1995, S. 463-479; Eva Černá, Komunikační síť v SV části Krušných hor v období vrcholného středověku a její kontext s polohami sklářských hutí [Wegenetz im NÖ-Teil des Erzgebirge im Hochmittelalter und ihr Zusammenhang mit den Lagen der Glashütten], in: Archaeologica historica, 23, 1998, S. 97–110.

[5] Klápště, Raně středověké Mostecko... (wie Anm. 4); Eva Černá, Tomáš Velímský, Výsledky rekognoskace středověké cesty z Mostu do Freibergu, in: Archaeologia historica, 15, 1990, S. 477-487; Tomáš Velímský, Studium středověkých cest a problematika vývoje osídlení levobřežní části oblasti Labských pískovců [Studium der mittelalterlichen Wege und Problematik der Besiedlungsentwicklung im linksufrigen Teil des Elbsandsteingebiets], in: Archaeologia historica 17, 1992, S. 349-364.

[6] Oldřich Kotyza, Jindřich Tomas, Příspěvek k problematice přechodů Krušných hor v raném středověku [Ein Beitrag zur Problematik der Übergänge des Erzgebirges im frühen Mittelalter], in: Kristina Kaiserová, Hrsg., Čechy a Sasko v proměnách dějin [Böhmen und Sachsen im Wandel der Geschichte], Ústí nad Labem 1993 (Acta Universitatis Purkynianae, Philosophica et Historica I, Slavogermanica II), S. 373–390, hier S. 380.

[7] Klápště, Raně středověké Mostecko... (wie Anm. 4); Velímský, Studium... (wie Anm. 5).

[8] Martina Kotková, Keramik des Zabrušaner Kreises als Quelle für die Kontakte zwischen Sachsen und Nordwestböhmen im Frühmittelalter, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, 48/49, 2006/2007, S. 139-153.

[9] Josef Bubeník, Petr Meduna, Zur frühmittelalterlichen Keramik in Nord-West-Böhmen, in: Čeněk Staňa, Hrsg., Slawische Keramik in Mitteleuropa vom 8. bis zum 11. Jahrhundert. Internationale Tagungen in Mikulčice I., Brno 1994, S. 183-192.

mikkreise)[10] unterschieden. Vor diesem Hintergrund wurde vor einiger Zeit eine Auswertung der keramischen Funde vom Burgberg Meißen vorgenommen und dabei auch die Frage nach möglichen Kontakten zwischen dem Meißner Gebiet und Nordwestböhmen aufgeworfen.[11] Bei einem erneuten Vergleich des Materials und der Beurteilung durch tschechische Archäologen wurde jedoch festgestellt, dass aus Meißen mit hoher Wahrscheinlichkeit keine nordwestböhmische Ware vorliegt. Eine Ausnahme sind einige sicher der Zabrušaner Keramik zuweisbare Stücke.

Aus diesem Grund und wegen ihrer erwähnten ganz spezifischen Erscheinung richtet sich im Folgenden das Interesse auf die Keramik des Zabrušaner Kreises gewidmet, die vor fast 50 Jahren von Zdeněk Váňa genauer definiert wurde.[12] Es handelt sich um doppelkonische Töpfe mit einer Verzierung aus gestempelten Zweig- und Fischgrätmotiven in Kombination mit Horizontallinien (Abb. 1, 2). Zum ersten Mal wurde eine solche Keramik in größeren Mengen bei der Ausgrabung des Burgwalls Zabrušany geborgen, der ihr auch seinen Namen verlieh.[13]

Aus Sachsen und den angrenzenden Regionen sind gegenwärtig 19 Fundorte mit dem Vorkommen dieser Keramik bekannt (Abb. 3). Die meisten der mitteldeutschen Funde stammen aus Burgwällen (Nr. 53, 54, 56, 57, 58, 61, 62, 64, 65, 66, 68, 69, 70, 71), die übrigen aus Siedlungen (Nr. 55, 59, 63, 67). Zu den bereits in meinem früheren Artikel[14] betrachteten Fundorten wurden noch einige Lokalitäten hinzugefügt (Nr. 67-71). Es handelt sich um ein Keramikbruchstück aus der Befestigung Altoschatz-Rosenthal, Ot. von Oschatz (Lkr. Torgau-Oschatz)[15] und vermutlich ein weiteres aus der offenbar slawischen Siedlung Leippen, Gem. Ketzerbachtal (Lkr. Meißen)[16]. Weiterhin sind noch einige Fundstücke aus der Ober-

---

[10] Josef Bubeník, Jan Frolík, Zusammenfassung der Diskussion zur gemeinsamen Terminologie der grundlegenden keramischen Begriffe [Shrnutí diskuse o společné terminologii základních keramických pojmů], in: Lumír Poláček, Hrsg., Slawische Keramik in Mitteleuropa vom 8. bis zum 11. Jahrhundert. Internationale Tagungen in Mikulčice II., Brno 1995, S. 127-130.

[11] Arne Schmid-Hecklau, Die archäologischen Ausgrabungen auf dem Burgberg in Meißen. Die Grabungen 1959–1963, Dresden 2004 (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Band 43); Ders., Archäologische Studien zu den Kontakten zwischen dem Markengebiet und Böhmen im 10. und 11. Jahrhundert, in: Arbeits- u. Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, 45, 2003, S. 231-261.

[12] Zdeněk Váňa, Slovanská keramika zabrušanského typu v severozápadních Čechách [Die slawische Keramik des Zabrušaner Typus in Nordwestböhmen], in: Památky Archeologické, 52, 1961, S. 465-476; Kotková, Keramik... (wie Anm. 8).

[13] Alexandra Rusó, Příspěvek k poznání slovanského hradiště u Zabrušan [Beitrag zur Erkenntnis des slawischen Burgwalls in Zabrušany], Regionální muzeum v Teplicích, Teplice 1991; Dies., Statistické hodnocení keramiky ze Zabrušan a Chlumce, in: Památky Archeologické, 85, 1994, S. 34-81.

[14] Kotková, Keramik... (wie Anm. 8).

[15] Joachim Herrmann, Peter Donat, Hrsg., Corpus archäologischer Quellen zur Frühgeschichte auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik. 7. bis 12. Jahrhundert, 4. Lieferung. Bezirke Cottbus, Dresden, Karl-Marx-Stadt und Leipzig, Berlin 1985, hier 151/37:71.

[16] Herrmann, Donat, Hrsg., Corpus... (wie Anm. 15), 116/28:4.

lausitz zu überprüfen: Keramik aus Spittwitz (sorb. Spytecy), Gem. Göda (sorb. Hodźij, Lkr. Bautzen)[17] und wahrscheinlich auch Funde von den Burgwällen Kirschau (sorb. Korzym; Lkr. Bautzen)[18] und der Landeskrone in Görlitz-Biesnitz[19].

Nr.	**Kr.**	**Lokalität**	**?**	**G**	**B**	**S**	**Anzahl der ZK**
Böhmen							
1	DC	Děčín, Malý Písek, Rozbělesy				X	1
2	UL	Ústí n. L., Předlice				X	1
3	UL	Hliňany				X	1
4	LT	Prackovice n.L.		X			1
5	LT	Libochovany		X			1
6	LT	Litoměřice,Domský pah.			X		2
7	LT	Litoměřice, Staré Šance		X			1
8	LT	Vlatislav			X		3
9	LT	Třebenice		X			1
10	LT	Bohušovice n.O., Šance		X		X	1
11	LT	Vrutice		X			1
12	LT	Kleneč		X			1
13	LT	Budyně n.Ohří	?				1
14	LT	Radovesice		X			1
15	LT	Libochovice		X			1
16	LT	Sedlec		X			1
17	LT	Hazmburk (Klapý)			X		1
18	LT	Levousy			X		1
19	LT	Lovosice		X			1
19	LT	Lovosice		X			1
20	TP	Teplice, knížecí cihelna		X			1
21	TP	Duchcov				X	1
22	TP	Ledvice		X			1
23	TP	Zabrušany			X		3
24	TP	Želénky	?				2
25	LT	Dolánky n. Ohří		X			1
26	TP	Bžany		X			1
27	TP	Velvěty		X			1
28	TP	Žalany				X	1

[17] Herrmann, Donat, Hrsg., Corpus... (wie Anm. 15), 107/125:5, 18.

[18] Herrmann, Donat, Hrsg., Corpus... (wie Anm. 15), 107/60:6.

[19] Herrmann, Donat, Hrsg., Corpus... (wie Anm. 15), 110/1:24; Jasper von Richthofen, Die Landeskrone bei Görlitz – eine bedeutende slawische Befestigung in der östlichen Oberlausitz, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, 45, 2003, S. 263-300, Abb. 19:1

29	TP	Rtyně n. Bílinou		X		X	1
30	TP	Bílina			X		2
31	TP	Kučlín	?				0
Nr.	**Kr.**	**Lokalität**	**?**	**G**	**B**	**S**	**Anzahl der ZK**
32	TP	Břežánky				X	2
33	TP	Hrdlovka				X	3
34	MO	Mariánské Radčice	?				0
35	MO	Bečov				X	1
36	UL	Ústí n. L., Krásné Březno, Podskalí				X	1
37	MO	Libkovice				X	2
38	MO	Jenišův Újezd				X	2
39	MO	Most	?	X			1
40	MO	Komořany	?				2
41	MO	Holešice				X	1
42	MO	Souš				X	2
43	MO	Chouč				X	1
44	LN	Dolánky-Rubín			X		1
45	LN	Louny (u sv. Petra)	?				1
46	LN	Březno u Loun				X	1
47	LN	Žatec	?				1
48	LN	Staňkovice		X			1
49	RA	Dřevíč-Kozojedy			X		1
50	PS	Budeč			X		1
51	UL	Ústí n.L., ul. Hradební; ul. Velká hradební			X	X	1
52	TC	Bezemín - "Švédskéšance"		X			1
Sachsen							
53	PIR	Dohna-Schloßberg, Burgberg			X		1
54	PIR	Dohna-Robisch,Robsch, Raupscher, Raubbusch			X		1
55	DD	Leuben				X	1
56	MEI	Dresden-Briesnitz			x		2
57	MEI	Meißen			X		2
58	MEI	Zehren-Burgberg			X		3
59	DD	Laubach, Kr.Großenhain				X	1
60	MEI	Jessen	X				1
61	MEI	Mettelwitz			X		1
62	MEI	Nossen			X		1
63	TO	Kreina				X	1

64	MTL	Kollmichen			X		1
65	MTL	Nauberg			X		1
66	BLK	Kretzschau-Groitzschen			X		1
Nr.	**Kr.**	**Lokalität**	**?**	**G**	**B**	**S**	**Anzahl der ZK**
67	MEI	Leippen				X	1
68	TO	Altoschatz-Rosenthal			X		1
69	BZ	Spittwitz			X		1
70	BZ	Kirschau			X		1
71	BZ	Görlitz-Biesnitz, Landeskrone			X		1

Tab. 1: Liste der Fundorte. Die Nummern entsprechen Karte 1, Kr. DC-Děčín; UL-Ústí nad Labem; LT- Litoměřice; TP - Teplice; MO - Most; LN - Louny; PS - Praha-sever; RA - Rakovník; TC - Tachov; PIR - Lkr. Sächsische Schweiz; DD - Dresden; MEI - Lkr. Meißen; RG - Lkr. Riesa-Großenhain; TO - Lkr. Torgau-Oschatz; MTL - Muldentalkreis; BLK - Burgenlandkreis, BZ - Lkr. Bautzen.; G - Gräberfeld, B - Burgwall, S - Siedlung, Anzahl der Fundstücke der Zabrušaner Keramik Anzahl der ZK - Die Zahlen entsprechen den Symbolen auf Karte 2, Abb. 4.

Neue Erkenntnisse zur Zabrušaner Keramik konnten bei einer Durchsicht der Funde vom Zehrener Burgberg in den Beständen des Landesamtes für Archäologie in Dresden gewonnen werden. Neben den wenigen bereits bekannten Fundstücken wurden ungefähr hundert Scherben neu der Zabrušaner Keramik zugeordnet (vorläufig ungefähr 10 Prozent des bislang zeichnerisch erfassten Materials bzw. 15 Prozent der gezeichneten Wandungsstücke mit Verzierungen).[20] Diese große Menge findet bislang nur in Nordwestböhmen Parallelen.[21]

Von der böhmischen Seite des Erzgebirges stehen nach der Erwähnungen in der Literatur bisher 52 Fundorte mit Vorkommen der Zabrušaner Keramik zur Verfügung (Tab. 1). Sowohl hier als auch in Sachsen fällt der schlechte Stand der Fundpublikationen zu den entsprechenden Lokalitäten ins Auge. Daher stellt die nachfolgende Liste keinen fehlerlosen und endgültigen Stand dar, sondern dient nur als vorläufige Bilanz, die zukünftig hoffentlich verbessert und ergänzt werden kann, um ein genaueres Bild von der Verbreitung zu erlangen und sie besser siedlungs- und kulturgeschichtlich interpretieren zu können.

Wie die Karte 1 (Abb. 3) zeigt, stammen die Funde der Zabrušaner Keramik aus Sachsen und den angrenzenden Regionen überwiegend aus Burgen. In Nordwestböhmen sind zwar gleichfalls Funde aus Befestigungen bekannt, mehrheitlich wurden sie jedoch aus Gräberfeldern und Siedlungen geborgen, überwiegend im Gebiet der Biela. Dieses Gebiet darf als wichtiges Produktionsgebiet zusammen mit dem schon oben erwähnten vermuteten Produktionszentrum auf der Burg Zabrušany angesehen werden. Möglicherweise spiegeln diese Unterschiede in den

[20] Zur Auswahl der Funde, vgl. Kotková, Keramik... (wie Anm. 8), Abb. 6.

[21] Kotková, Keramik... (wie Anm. 8).

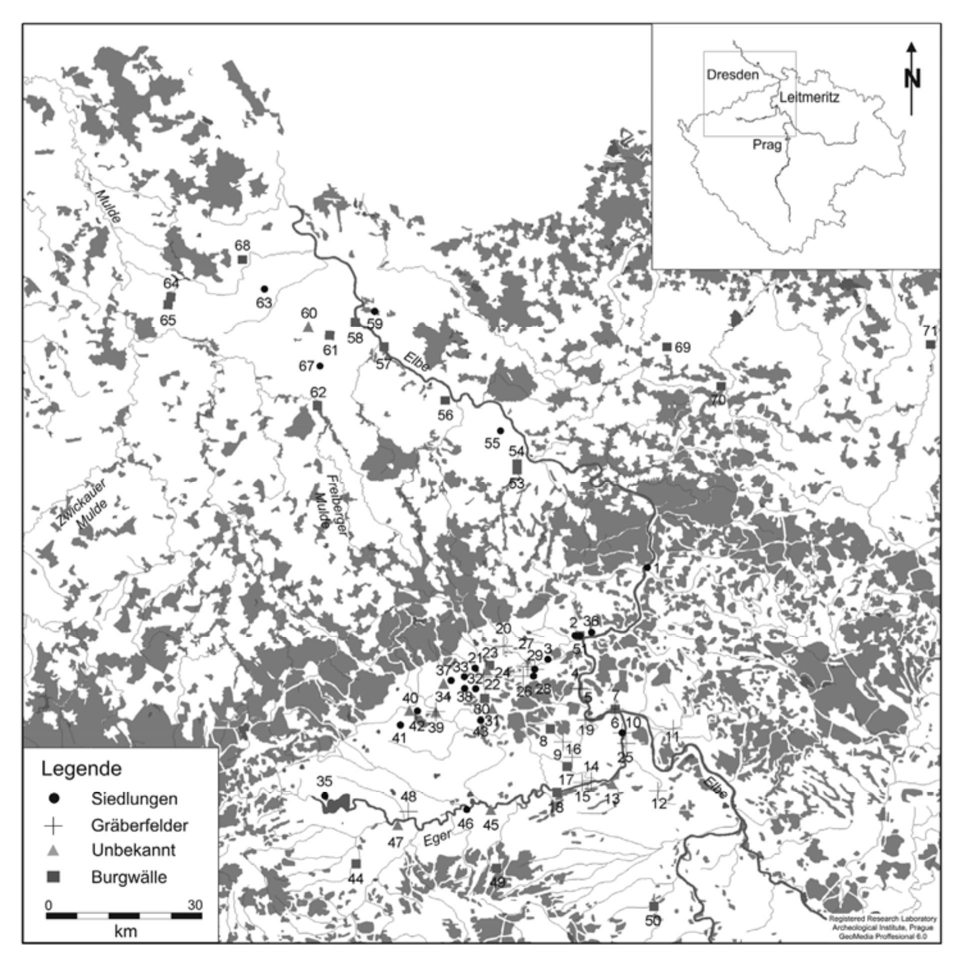


Abb. 3: Karte 1. Verbreitungskarte der Zabrušaner Keramik nach den Quellengattungen.

Befundgattungen zwischen Nordwestböhmen und Mitteldeutschland sowie innerhalb Nordwestböhmens allerdings nur den aktuellen Forschungsstand wider.

Überlegungen zur Deutung dieser unterschiedlichen Fundorte erscheinen daher bis zum Abschluss der Neuaufnahme der sächsischen Funde noch verfrüht. Ein ähnliches Ergebnis lässt sich bei einem Blick auf die Karte 2 (Abb. 4) feststelen, in der die Quantität der Funde dargestellt ist. Im Hinblick auf diese Kartierung ist darauf hinzuweisen, dass es sich bei den quantitativen Angaben um Näherungswerte handelt. Dies ist durch den Forschungsstand, die Qualität der Bearbeitung und der Publikation, sowie durch den Charakter der Funde und Befunde bedingt. Es handelt sich um ungefähre Summen der jeweils vorliegenden Scherbenzahlen, nicht jedoch um die Anzahl der Gefäße, obwohl eine Berechnung der Mindestindividuenzahl aufgrund der Fragmente teilweise durchaus möglich wäre.

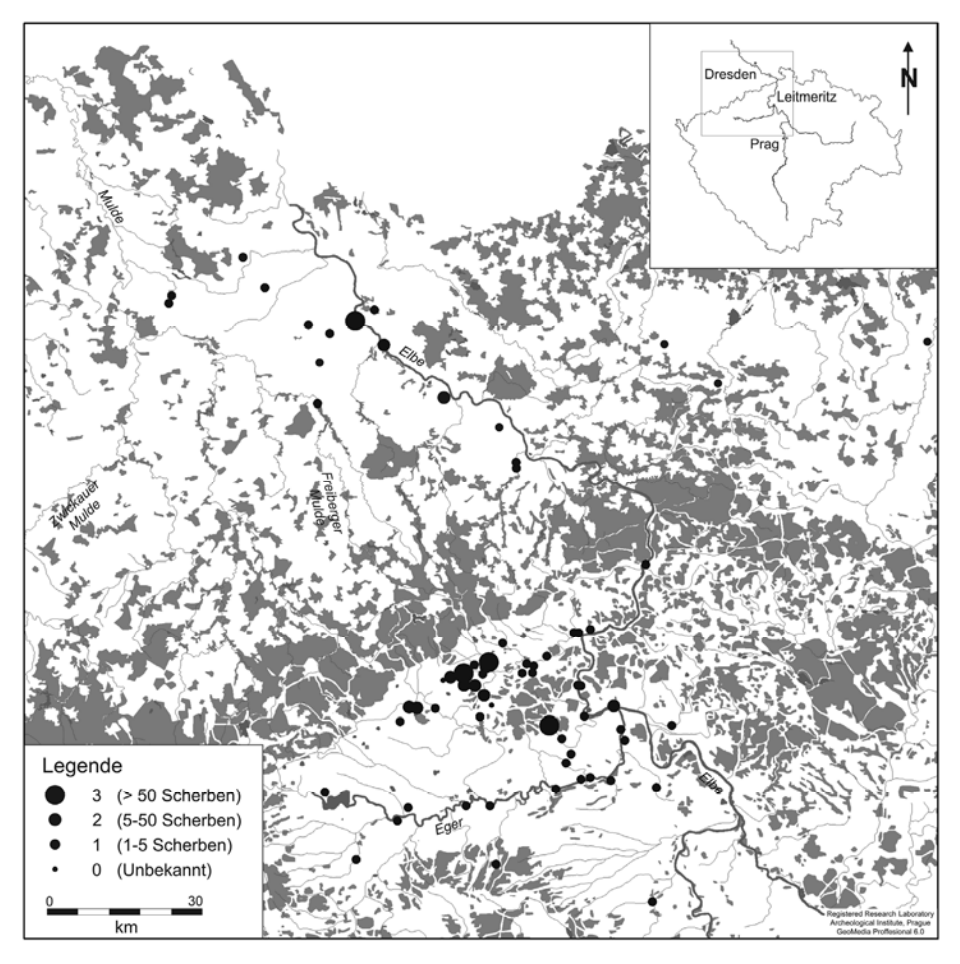


Abb. 4: Karte 2. Verbreitungskarte der Zabrušaner Keramik unter Berücksichtigung der Anzahl der Funde.

Dieses Verfahren wurde gewählt, um einen quantitativen Eindruck von den Fundmengen zu vermitteln.[22] Dazu wurde auch eine Abstufung der Symbolgröße

[22] Die Einteilung der Intervalle wurde dabei derart gewählt, dass eine übersichtliche und aussagekräftige Darstellung zur besseren Vorstellung der quantitativen Verteilung möglich ist. Es ist mir bewusst, dass die Anzahl der Funde in einzelnen Lokalitäten sehr unterschiedlich ist, deshalb will ich hier die Lokalitäten unter den Symbolen 3 und 4 nennen. Es handelt sich um Zabrušany, von wo bislang etwa 150 Bruchstücke bekannt sind. Bei Vlastislav sind es ungefähr 100 Stücke, eine genauso große Menge wurde bei den Ausgrabungen in Hrdlovka gewonnen. Aus Bílina stehen etwa 50 Exemplare zur Verfügung und aus Souš ebenfalls fast 50. Aus Litoměřice liegen etwa 20 Bruchstücke vor, ebenso aus Jenišův Újezd, Břežánky, Libkovice, Želénky und Komořany. Aus dem Fundkomplex von Zehren kennen wir bislang etwa 100 Fundstücke, aus Meißen über 30 und aus Dresden-Briesnitz etwa 10. Es handelt sich um eine ungefähre Schätzung der Stücke nach den Angaben in der Literatur und verschiedenen Hinweisen von Archäologen, die noch im Einzelnen nachgeprüft werden müssen.

vorgenommen, die auf den ersten Blick die Verbreitungszentren im Tal der Bílina gegenüber den weiter entfernten Fundorten erkennen lässt. Diese Darstellungsweise kann ein genaues Abbild der einstigen Verbreitung nicht ersetzen, das vorzulegen einer späteren Abhandlung überlassen bleibt. Als Erklärung für das Vorkommen in unterschiedlichen Quellengattungen und in verschiedenen Mengen könnte eine differenzierte Funktionalität dieser Keramik in den einzelnen Räumen herangezogen werden. Auf der Karte 2 ist in Böhmen eine starke Konzentration im Gebiet zwischen dem Erz- und dem Böhmischen Mittelgebirge und im Flussgebiet der Biela zu erkennen. Schwächer ist das Fundaufkommen im Leitmeritzer Gebiet, wobei es sich meistens nur um einzelne Grabfunde handelt. Das derzeitig geringste Vorkommen ist im Saatzer Gebiet auszumachen. Aus der Umgebung von Prag kennen wir lediglich ein einziges Exemplar aus dem Burgwall Budeč. Ein einzelner, weit entfernter Fund steht aus dem slawischen Hügelgräberfeld in Bezemín zur Verfügung. In Sachsen konzentrieren sich die Fundstellen mit Zabrušaner Keramik im Gebiet zwischen Elbe und Mulde. Nur der Fund aus Kretzschau-Groitzschen bei Zeitz in Sachsen-Anhalt weicht wesentlich davon ab.

Aus diesem Verteilungsbild ergibt sich die Frage, wie das häufige Auftreten dieser Keramik auf der anderen Seite des Erzgebirges, das weit nach Norden streut, gegenüber den relativ wenigen und auffallend kompakt verbreiteten Funden in den südlich benachbarten Gebieten Böhmens zu erklären ist. Das Vorkommen des Zabrušaner Typs in Sachsen lässt sich vorerst nicht endgültig erklären, jedoch können hierfür verschiedene Modelle des Kulturtransfers in Betracht gezogen werden. Es kann sich um eine Verbreitung durch Handel, durch Abgaben oder in Folge der Umsiedelung der Menschen handeln. Außerdem käme eine lokale Herstellung durch die einheimische Bevölkerung in Betracht, die auf Nachahmungen oder ähnliche Produktionstraditionen zurückgehen könnte. Die entscheidende, aber auch überaus schwer zu beantwortende Frage lautet dann, warum und wie sich das Herstellungsmuster ausgebreitet hat.[23] Eine Möglichkeit, hierzu genauere Aussagen zu gewinnen, bilden eingehende Analysen der Herstellungsweise der Keramik, der Herkunft der Rohstoffe u.ä.

Die Entdeckung der vergleichsweise großen Mengen von Zabrušaner Keramik unter den Funden des Zehrener Burgbergs gab den Anlass, eine naturwissenschaftliche Analyse durchzuführen. Unter den Funden wurden mittels einer makroskopischen Untersuchung einige ausgewählt, die von Form, Rand und Verzierung ungefähr dem böhmischen Material entsprechen, aber von der technologischen Seite keine erkennbaren Unterschiede zu der übrigen Keramik aus dem heutigen Sachsen zeigen (2 Stücke aus Meißen, 2 aus Zehren, 1 aus Dresden-Briesnitz). Diese wurden um einige andere Stücke aus mehreren sächsischen und zum Vergleich auch aus einigen nordwestböhmischen Fundplätzen ergänzt, so dass insgesamt 30

Diese Anzahl spiegelt natürlich den Forschungsstand und die Fundumstände (Lesefunde, Rettungs- oder Forschungsgrabung, primäre oder sekundäre Fundlage oder anderes) wider.

[23] Kotková, Keramik... (wie Anm. 8).

Keramikbruchstücke von verschiedenen Fundorten untersucht wurden (Tab. 2). In dieser Größenordnung sind aussagekräftige und zuverlässige Ergebnisse zu erwarten.

Lokalität	Kat.-Nr.	Anzahl der Funde für Analyse
Vlastislav	8	11
Zabrušany	23	4
Bílina	30	2
Dohna - Robsch	54	1
Briesnitz	56	2
Meißen	57	5
Zehren	58	4
Köllmichen	64	1

Tab. 2: Fundorte und Zahl der Funde, die für die naturwissenschaftlichen Analysen ausgewählt wurden.

Die Ausführung der Analysen übernahm das Institut für Keramik und Glas unter der Leitung von Doc. Vladimír Hanykýř und Ing. Alexandra Kloužková[24] an der Hochschule für Chemie und Technologie in Prag (Ústav keramiky a skla, Vysoká škola chemicko-technologická v Praze). Um die geographische Distribution dieses markanten Keramikkreises genauer analysieren zu können, wurden erstens detailliert die Technologie dieser Keramik (Erfassung und Charakterisierung der Unterschiede), zweitens die Struktur des Tones und der Magerung sowie die Technik der Gefäßherstellung und drittens die Qualität des Brandes untersucht. Es wurden Dünnschliff-, Röntgenbeugungs- und Röntgenfluoreszenzanalysen durchgeführt. Diese Analysemethoden werden normalerweise für die Untersuchung moderner Keramik angewendet. Dazu mussten der Gleichgewichtswassergehalt, das Raumgewicht, die Wasseraufnahme, die offene Porosität und die scheinbare Dichte festgestellt werden. Die genannten physikalischen Eigenschaften charakterisieren die Keramik. Außerdem wurde die chemische Grund- und Begleitzusammensetzung festgestellt, da sie für die Herkunftsbestimmung von großer Bedeutung sind. Zurzeit werden die gewonnenen Ergebnisse der Analysen ausgewertet und es haben Diskussionen über deren Interpretation begonnen. Das Ziel soll sein, die Beziehung der ausgewählten Fragmente untereinander festzustellen und gleichzeitig einen Beitrag zur Debatte über das Vorkommen dieser Keramik auf beiden Seiten des Erzgebirges bis weiter stromabwärts der Elbe zu liefern.

Von den Ergebnissen dieser naturwissenschaftlichen Analysen wird es abhängen, welche Art von Kulturtransfer im Frühmittelalter im Zusammenhang mit der Zabrušaner Keramik vorauszusetzen ist.

[24] Für die Zusammenarbeit und die Hilfe, die den normalen Rahmen überschreitet, danke ich herzlich.

- Sollte das Material aus den sächsischen Fundorten mit dem Material der nordwestböhmischen Zabrušaner Keramik übereinstimmen, dann wäre von Exporten der Gefäße über das Erzgebirge auszugehen.
- Sollten die Gefäße jedoch aus Materialien verschiedener geographischer Herkunft hergestellt worden sein (wobei aber lokal anstehender Ton verschiedener Gebiete aus geologischer Sicht keine großen Unterschiede aufweisen muss), dann sind jeweils lokale Produktionen einheimischer Töpfer vorauszusetzen, die auswärtige Keramik nachahmten. Warum und in welche Richtung diese Rezeption erfolgte, ist dann wieder eine Frage der historischen Interpretation. Es könnte sich z.B. um die Fertigung vor Ort durch „böhmische" Töpfer handeln, die eventuell als wandernde Spezialisten durchs Land zogen oder nördlich des Erzgebirges angesiedelt wurden.

Neben dem Handel müssen weitere Möglichkeiten der Verbreitung in Betracht gezogen werden. So könnte die Zabrušaner Keramik auch als eine lokal in Sachsen hergestellte Keramik interpretiert werden. Hätte Werner Coblenz in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts dieser Keramik mehr Aufmerksamkeit gewidmet, hätten wir es heute eventuell nicht mit Keramik des Zabrušaner, sondern des Zehrener Kreises zu tun. Deshalb ist Vorsicht bei den Interpretationen geboten, damit sie nicht das Ergebnis falsch gestellter Fragen sind. Bei der Lokalproduktion muss zwischen der Herstellung durch die einheimische Bevölkerung oder durch die zugewanderte ansässige Bevölkerung unterschieden werden, wofür es gute vergleichende Parallelen in Nordeuropa[25] und Skandinavien gibt.[26]

---

[25] Sebastian Brather, Feldberger Keramik und frühe Slawen. Studien zur nordwestslawischen Keramik der Karolingerzeit, in: Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift, 35, 1994, S. 613–629; Ders., Nordwestslawische Siedlungskeramik der Karolingerzeit – Fränkische Waren als Vorbild?, in: Germania, 73, 1995, S. 403–420; Ders., Feldberger Keramik und frühe Slawen. Studien zur nordwestslawischen Keramik der Karolingerzeit, Bonn 1996 (Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 34).

[26] Błażej Stanisławski, Wczesnośredniowieczna ceramika słowiańska w Skandynawii, in: Marek Dworaczyk u.a., Hrsg., Świat Słowian wczesnego średniowiecza, Stettin, Breslau 2006, S. 565-576; Torbjörn Brorsson, The Slavonic Feldberg and Fresendorf Pottery in Scania, Sweden, in: Brigitta Hårdh, Lars Larsson, Hrsg., Centrality – Regionality: the Social Structure of Southern Sweden During the Iron Age, Lund 2003 (Uppåkrastudier 7. Acta archaeologica Lundensia, Series in 8), S. 223-234; Ders., Pottery from Early Viking Age Graves in the Baltic Region. Towards the Interpretation of a Society, in: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern Jahrbuch, 51, 2003, S. 361-373; Torbjörn Brorsson, Błażej Stanisławski, Ceramika słowiańska typu Feldberg i Fresendorf w Skanii na tle produkcji garncarskiej wczesnośredniowiecznego Wolina, in: Materiały zachodniopomorskie, Tom XLV, Stettin 1999, S. 283-312; Mats Roslund, Gäster i Huset. Kulturell överföring mellan slaver och skandinaver 900 till 1300 [Guests in the House. Cultural transmission between Slavs and Scandinavians 900 to 1300], Vetenskapssocieteten i Lund 2001.

Auf den Handel mit Keramik kann eine Erwähnung aus der im 14. Jahrhundert entstandenen so genannten Gründungsurkunde des Leitmeritzer Stiftes hindeuten. Es handelt sich um den Anspruch des Stiftes auf die Hälfte der Zolleinnahmen der ankommenden und abfahrenden Schiffe auf der Elbe. Unter diesen befindet sich auch das altertümliche Wort *grrnecne*[27] (*grnec*, was als Topf übersetzt werden kann), der an den Handel mit Keramikwaren oder mit durch Töpfe geschützten Gütern, beispielsweise Honig, denken lässt. Meiner Meinung nach könnte diese Erwähnung vor allem als Beleg für Keramikhandel angesehen werden. Aufgrund des Kontextes der anderen altertümlichen Begriffe der Zölle kann vermutet werden, dass diese Situation in die ältere frühmittelalterliche Periode projizierbar ist. Dabei wird natürlich die Frage offen bleiben, ob es sich um Gefäße als Ware handelte oder ob es um den Transport der Keramik als Behälter für ein archäologisch nicht nachweisbares Produkt ging.

Die genannten naturwissenschaftlichen Untersuchungsverfahren erfordern einen erheblichen zeitlichen Aufwand und ihre kulturgeschichtliche Interpretation hat mit großer Umsicht zu erfolgen. Da die Analyseergebnisse bislang nur teilweise vorliegen, soll an dieser Stelle auf vorschnelle Vermutungen verzichtet werden. Vielmehr sind die Resultate nach gründlicher Auswertung zu einem späteren Zeitpunkt darzulegen.

Zusammenfassend muss bei der Frage nach der Verbreitung der Keramik des Zabrušaner Kreises in Sachsen der Unterschied zwischen der Distribution von Erzeugnissen, der Bewegung von Produzenten und der lokalen Herstellung berücksichtigt werden. Wie schon bei der Definition dieser Keramik konstatiert wurde, handelt es sich um ein Material, das eine spezifische, sehr ausgeprägte Verzierung aufweist, die auf den ersten Blick auch in Publikationen erkennbar ist. Ob die Keramik homogen ist, kann allerdings erst nach der Auswertung ihrer technischen Merkmale festgestellt werden. Aufgrund der Verbreitung der Zabrušaner Keramik ergibt sich auch die Frage nach der möglichen relativen Synchronisation der einzelnen Lokalitäten, die im Vordergrund der weiteren Arbeit stehen wird. Diese könnte dann, besonders anhand ihrer Vorkommen auf den Burgen, bei der Erklärung der historischen Prozesse in Nordwestböhmen, Mitteldeutschland und bei einem Vergleich der Regionen untereinander helfen.

[27] Codex diplomaticus et epistolarius regni Bohemiae (CDB) I., hrsg. von G. Friedrich, Prag 1907, Nr. 383, S. 363.

Vom Ungarn der Árpáden zum Polen der Piasten. Zur Entstehung und zum Schicksal der sogenannten *Ungarisch-polnischen Chronik*

Adrien Quéret-Podesta

Mit der sog. *Ungarisch-polnischen Chronik* haben wir zweifellos eine Quelle, die an der Kreuzung zweier historiographischer Traditionen steht. Natürlich bemerkt man dies an der Bezeichnung „ungarisch-polnisch" schon, aber darüber hinaus gibt es noch viele andere Elemente in dieser Chronik, welche die Geschichte Ungarns und Polens gleichzeitig betreffen. Beispielsweise kann man in dieser Chronik eine Beschreibung der ungarisch-slawischen Beziehungen zur Zeit Attilas und Árpáds sowie Informationen über die verbannten ungarischen Fürsten Andreas, Levente und Béla finden. Diese Quelle unterstreicht die Freundschaft zwischen Polen und Ungarn: So enthält sie beispielsweise die Beschreibung eines Treffens zwischen Stefan dem Heiligen und Mieszko I., bei dem die gemeinsame Grenze festgelegt werden sollte. Tatsächlich ist diese Episode ein bedeutsamer Anachronismus. Stefan ist nämlich erst um 997 und damit fünf Jahre nach dem Tod von Mieszko I. Fürst von Ungarn geworden. Die interessantesten Episoden dieser Chronik sind aber m. E. erstens die Erwähnung der polnischen Prinzessin Adelheid als Gemahlin Gézas und Mutter Stefans des Heiligen, die mit dieser Quelle zum ersten Mal genannt wird, und zweitens die Nachrichten über eine polnisch-ungarische „Rivalität" um die königliche Krone für die Zeit um 1000. Man kann diese beiden Motive in vielen polnischen Quellen des Spätmittelalters – besonders in Annalenwerken – wiederfinden. Der Einfluss unserer Chronik auf die polnische mittelalterliche Geschichtsschreibung ist somit offensichtlich.

In der ungarischen Geschichtsschreibung des Spätmittelalters findet man dagegen keine beweisbare Beeinflussung durch die *Ungarisch-polnische Chronik*. Unübersehbar enthält unsere Chronik zudem Angaben, die sich von denen der anderen ungarischen Quellen des Mittelalters unterscheiden. Ergänzend anzumerken ist, dass es viele Anachronismen und Ungenauigkeiten in der *Ungarisch-polnischen Chronik* gibt. Alle diese Elemente wurden insbesondere im Laufe des 20. Jahrhunderts von der Geschichtsforschung als Argumente gegen die Glaubwürdigkeit unserer Quelle bewertet. So verblieb die Chronik, nach Meinung mehrerer Forscher, ein mysteriöser und unklarer Text. Problematisch erschien auch die Frage des Ortes und des Zeitpunktes ihrer Entstehung, ebenso die Identität des Autors.[1] Einen wichtigen Beitrag zum Anstoß einer erneuten Diskussion lieferte am Ende der 1990er Jahre die Monographie des polnischen Forschers Ryszard Grzesik.[2] Das Werk Grzesiks ist aber nicht der einzige Hinweis auf das wiedererwachte wissenschaftliche Interesse an der *Ungarisch-polnischen Chronik*: Man mag hier beispielsweise auch an das Werk des slowakischen Mediävisten Martin Homza denken.[3]

In diesem Beitrag werde ich mich mit dem Problem der kulturellen Einflüsse auf die Entstehung der *Ungarisch-polnischen Chronik* sowie mit der Frage der Transmissions- und Rezeptionsprozesse dieser Quelle in der ungarischen und polnischen Geschichtsschreibung beschäftigen. Im ersten Teil werde ich versuchen, die Herkunft aller Motive der *Chronik* kurz zusammenzufassen. Der zweite Teil wird sich auf das Problem der Rezeption unserer Quelle in der ungarischen Geschichtsschreibung konzentrieren. Anschließend werde ich die Transmissionsprozesse behandeln. Ich werde darin die wichtige Rolle der Eliten und besonders der Prinzessin Salome aufzeigen. Die Frage nach dem Vorgang der Rezeption unserer *Chronik* in der polnischen historiographischen Tradition werde ich in einem vierten Abschnitt behandeln, um abschließend beide Rezeptionsprozesse vergleichend zu betrachten.

[1] Zur Forschungsgeschichte der *Ungarisch-polnischen Chronik*: Ryszard Grzesik, Kronika węgiersko-polska: z dziejów polsko-węgierskich kontaktów we średniowieczu, Warschau, Posen 1999, S. 5-18. Einige ältere Werke über diese *Chronik*: Pierre David, La Prétendue Chronique hungaro-polonaise. Etudes historiques et littéraires sur la Pologne médiévale, Band IV, Paris 1931; Brygida Kürbis, Kronika węgiersko-polska, in: Słównik starożytności Słowiańskich, Band 2, Breslau, Warschau, Krakau 1964, S. 522-523. Über die Bedeutung Ungarns in der polnischen Forschung des 20. Jahrhunderts: Leszek Zygner, Pole, Ungar, zwei Brüder... Das mittelalterliche Ungarn und seine Bewohner in der Deutung der polnischen Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, in: Natalie Fryde, Pierre Monet, Otto Gerhard Oexle, Leszek Zygner, Hrsg., Die Deutung der mittelalterlichen Gesellschaft in der Moderne, Göttingen 2006, S. 199-236.

[2] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1).

[3] Martin Homza, Pokus o interpretáciu úlohy kňažnej Adelaidy v Uhorsko-pol'skiej kronike, in: Ders., Mulieres suadentes. Presviedčajúce ženy, Bratislava, 2002, S. 110-143; Ders., Úvahy nad sys-témom vlastných osobných mien v Uhorsko-polsk'iej *kronike*, in: Ders., Mulieres suadentes..., S. 144-158.

1 Die Entstehung der *Ungarisch-polnischen Chronik* und der Einfluss mittelalterlicher ungarischer sowie christlicher und polnischer Motive

Wie eingangs erwähnt, bildet das am Ende der 1990er Jahre erschienene Werk des polnischen Forschers Ryszard Grzesik einen sehr wichtigen Beitrag zur Erneuerung der Diskussion über die Entstehung der Ungarisch-polnischen Chronik. Grzesiks Meinung nach ist diese Quelle in dem Zeitraum von 1221 bis 1234 (vermutlich 1226/1227) am Hof des ungarischen Fürsten Koloman (ungar. Kálmán), des ältesten Sohnes des ungarischen Königs Andreas II., verfasst worden.4 Koloman beherrschte zuerst Halicz (Galizien, heute in der westlichen Ukraine) und war seit dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts Fürst von Slawonien (Teile des heutigen Kroatien und Serbien). Seine Gemahlin war Salome, die Tochter des Krakauer Herzogs Leszek I. des Weißen. So waren die Beziehungen Kolomans mit der slawischen Welt und besonders mit Polen eng. Der Auffassung Grzesiks nach könnten diese Beziehungen die Entstehung der Ungarisch-polnischen Chronik sowie die Wanderung dieser Quelle nach Polen erklären.5 Für den polnischen Forscher war der Autor der Chronik vermutlich ein ungarischer Anonymus von vielleicht südslawischer Herkunft.6 In der Forschung gilt die Hypothese Grzesiks heute als die glaubwürdigste; ich werde mich daher in den folgenden Ausführungen auf die Hypothese des polnischen Mediävisten zur Entstehung der Ungarisch-polnischen Chronik stützen.

Die meisten Informationen der *Ungarisch-polnischen Chronik* stammen aus ungarischen Quellen. Unter diesen Quellen lässt sich die Hauptquelle unserer *Chronik* eher leicht ausmachen: Es ist die *Vita* Stefans des Heiligen, die von Hartwik, Bischof von Raab (heute Györ, im nordwestlichen Ungarn) geschrieben wurde. Der Einfluss dieser hagiographischen Quelle aus dem frühen 12. Jahrhundert auf die *Ungarisch-polnische Chronik* ist vor allem an der Episode über die polnisch-ungarische „Rivalität“ um die vom Heiligen Stuhl verliehene Krone zu erkennen. Diese Episode erscheint zum ersten Mal im Werk Hartwiks.[7] Nach Hartwiks Dafürhalten habe der polnische Herrscher Mieszko I. – der doch bereits 992 gestorben war – einen Abgesandten nach Rom geschickt, um die Krone vom Papst zu erbitten. Ungefähr gleichzeitlich habe sich auch Bischof Asrik auf Geheiß Stefans nach

[4] Ryszard Grzesik, Książe węgierski żonaty z córką Mścisława halickiego. Przyczynek do czasu i miejsca powstania Kroniki węgiersko-polskiej, in: Kwartalnik Historiczny, 102, 1995, Band 4, S. 23-35; Ders., Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 208-212.

[5] Grzesik, Książe węgierski... (wie Anm. 4); Ders., Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 208-212; siehe auch: Ders., Legitimierungsfunktion der ungarisch-polnischen Chronik, in: Erik Kooper, Hrsg., The Medieval Chronicle. Proceedings of the 1st International Conference, Amsterdam 1999, S. 144-154.

[6] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 211.

[7] Hartwik, Leben Stefans des Heiligen, Kap. 9, in: Legenda Sancti Stephani regis major et minor, atque legenda ab Hartvico episopo conscripta, hrsg. von Emma Bartoniek, Budapest 1992 (erste Ausgabe 1938) (Scriptores Rerum Hungaricarum, Band II), S. 413-414.

Rom gewandt, um Hilfe zur Bildung einer kirchlichen Organisation in Ungarn zu erlangen und um eine Krone für Stefan zu erbitten. Weiterhin erfahren wir bei Hartwik, dass die Krone für Stefan Asrik übergeben worden sei. Der Papst nämlich habe den Besuch eines Engels erhalten, der ihm vorausgesagt habe, dass am folgenden Tag ein Abgesandter – Asrik – eines „unbekannten Volkes“ zu ihm kommen werde und er die Krone diesem Abgesandten zu geben habe.[8] Diese Episode zusammen mit der anachronistischen Erwähnung Mieszkos kann man auch trotz gewisser Variationen in der *Ungarisch-polnischen Chronik* wiederfinden.[9] Eine wichtige Änderung ist der Auftritt eines gewissen Lamberts, „Bischof von Krakau“ als Abgesandter Mieszkos.[10] Ryszard Grzesiks Meinung nach handelt es sich um Lambert Sulla, Bischof von Krakau im 11. Jahrhundert.[11] Wie der polnische Mediävist schreibt, war vielleicht Lambert die einzige kirchliche Figur Polens, die dem Autor unserer Quelle bekannt war[12]; die Erscheinung Lamberts in der *Chronik* scheint diesem Forscher „sehr logisch“[13] zu sein und sie soll vermutlich als ein Versuch betrachtet werden, die Glaubwürdigkeit der „Kronen-Episode“ zu erhöhen.

Die anderen ungarischen Quellen der *Ungarisch-polnischen Chronik* lassen sich nicht so leicht erkennen. Ryszard Grzesik bemerkt jedoch, dass man einige Motive der *Chronik* – besonders die Geschichte der drei verbannten Fürsten – auch in anderen mittelalterlichen ungarischen Quellen finden kann. Dieses Motiv erscheint beispielsweise mit leichten Änderungen in den um 1282-1285 niedergeschriebenen *Gesta Ungarorum* des Simon von Kéza oder in Chroniken des 14. Jahrhunderts. Grzesik zufolge hätten die Autoren dieser Werke dieselben Quellen benutzt, um zu diesem gemeinsamen Motiv zu gelangen.[14] Der polnische Forscher setzt hinzu, dass diese Urquelle, die einen bedeutenden Einfluss auf unsere Chronik ausgeübt hätte, identisch mit den verlorenen *Gesta Ungarorum* aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bzw. aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts sei.[15]

Das wichtigste Motiv unserer *Chronik*, das nicht mit älteren ungarischen Quellen zu verbinden ist, ist das Fragment über Adelheid, die als Schwester Mieszkos I., Gemahlin des ungarischen Fürsten Gézas sowie Mutter Stefans des Heiligen erwähnt wird.[16] Wie bereits gezeigt, erscheint die Figur der polnischen Prinzessin

[8] Hartwik, Leben Stefans... (wie Anm. 7), Kap. 9, S. 413-414.

[9] Ungarisch-polnische Chronik, Kap. 5 und 6, in: Chronicon Hungaro-Polonicum, hrsg. von József Déer, Budapest 19992 (erste Ausgabe 1938) (Scriptores Rerum Hungaricarum, Band II), S. 307-310.

[10] Ungarisch-polnische Chronik (wie Anm. 9), Kap. 5, S. 307.

[11] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 153.

[12] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 153.

[13] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 153.

[14] Ryszard Grzesik, Polska Piastów i Węgry Arpadów we wzajemnej opinii (do 1320 roku), Warschau 2003, S. 18; Ders., Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 55-75.

[15] Grzesik, Polska Piastów... (wie Anm. 14), S. 18; Ders., Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 55-75; Ryszard Grzesik, The Hungarian Roots of the Hungarian Polish Chronicle, Diplomschrift-Master degree thesis, Budapest Central European University, 1994, S. 49-100.

[16] Ungarisch-polnische Chronik (wie Anm. 9), Kap. 3 und 4, S. 305-306.

Adelheid zum ersten Mal in der *Ungarisch-polnischen Chronik*. Der Autor der *Chronik* schildert, wie Adelheid ihren Gemahl Géza für das Christentum gewonnen habe und zeigt somit ihre für die Christianisierung Ungarns bedeutende Rolle.[17] So haben wir hier mit dem bekannten mittelalterlichen und christlichen Motiv der *mulier suadens* zu tun.[18] Die zwei zur Zeit bekanntesten Spezialisten unserer Chronik, Ryszard Grzesik und Martin Homza, denken jedoch, dass die Elemente, welche von unserem Autor zur Konstruktion der Figur Adelheids verwendet wurden, nach Polen verweisen würden.[19] Wie auch die Mehrheit der polnischen Forscher vermeint Grzesik hinter der Figur Adelheids die Gemahlin Bélas I. zu erkennen. Sie wird in hochmittelalterlichen Quellen als Tochter Mieszkos II. genannt.[20] Homza nimmt dagegen an, dass es sich bei der Adelheid unserer Chronik vermutlich um die böhmische Prinzessin und Gemahlin Mieszkos I. Dąbrówka handle.[21] Nach Auffassung des slowakischen Mediävisten hätte die Prinzessin Salome mit der Hilfe ihres polnischen Geleits die bedeutendste Rolle in der Transmission der Figur Dąbrówkas gespielt.[22] Auf jeden Fall haben wir es mit einer Figur von polnischer Herkunft zu tun. Man kann dies vielleicht mit dem Wunsch des Autors erklären, ein polnisches Vorbild zum Ausbau der Figur der polnischen Adelheid zu benutzen. Ein solcher Wunsch steht natürlich mit der Frage der Glaubwürdigkeit in Zusammenhang. Man kann aber auch vermuten, dass die Benutzung eines polnischen Vorbilds das Ergebnis der Kontakte zwischen dem Autor und dem polnischem Geleit der Salome ist. Es könnte schließlich aber auch sein, dass die Erscheinung einer polnischer Figur die Konsequenz dieser beiden Faktoren war.

Obwohl schwierig näher zu bestimmen, können wir sagen, dass Salome vermutlich eine Rolle in der Entstehung der *Ungarisch-polnischen Chronik* gespielt hat. Ihr Ehebund mit Koloman hatte zweifellos einen starken Einfluss auf die Entstehung unserer *Chronik*. Sehr wahrscheinlich war das polnische Geleit Salomes eine wichtige Informationsquelle für den Autor der *Ungarisch-polnischen Chronik*. Wir können nämlich vermuten, dass er von eben diesem Geleit einige Motive und Themen der ältesten polnischen Traditionen erfuhr.

---

[17] Ungarisch-polnische Chronik (wie Anm. 9), Kap. 3, S. 305.

[18] Zu diesem Motiv, siehe Martin Homza, The Role of Saint Ludmila, Doubravka, Saint Olga and Adelaïde in the Conversions of their Countries, in: Przemysław Urbańczyk, Hrsg., Early Christianity in Central and East Europe, Warschau 1997, S. 187-202; Ders., Mulieres suadentes... (wie Anm. 3), S. 23-45.

[19] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 135; Homza, Pokus o interpretáciu... (wie Anm. 3), S. 142-143.

[20] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 135.

[21] Homza, Pokus o interpretáciu... (wie Anm. 3), S. 142.

[22] Homza, Pokus o interpretáciu... (wie Anm. 3), S. 142-143.

2 Die Rezeption der *Ungarisch-polnischen Chronik* in der ungarischen Geschichtsschreibung

Wie schon in der Einleitung unterstrichen, gibt es keine sichtbaren Spuren eines Einflusses der *Ungarisch-polnischen Chronik* auf die mittelalterliche ungarische Geschichtsschreibung. Dies wird deutlich an dem Fehlen einer Abschrift dieser Quelle unter den mittelalterlichen ungarischen Handschriften. In der neuesten Forschung haben sich zwei Hypothesen ausgebildet, die diese Situation zu erklären suchen. Zum einen könnte das Fehlen eine Folge des Tatarenangriffs auf Ungarn 1241 sein.[23] Die ungarischen Handschriften und Kopien der *Ungarisch-polnischen Chronik* wären in dieser stürmischen Periode gestohlen oder verbrannt worden. Zum anderen könnte das Exemplar der *Chronik,* das nach Polen gelangte, zu diesem Zeitpunkt das einzige gewesen sein[24].

Wir müssen auch bemerken, dass sich das wichtigste der neuen Motive unserer *Chronik*, nämlich die Erwähnung Adelheids, nicht in den spätmittelalterlichen ungarischen Quellen finden lässt. Es gab somit keine Transmission der Figur Adelheids, die vom Autor der *Chronik* und vermutlich unter Bezugnahme auf polnische Vorbilder konstruiert wurde. In allen ungarischen mittelalterlichen Quellen ist aber zu finden, dass die Gemahlin Gézas – und die Mutter Stefan des Heiligen – die Prinzessin Sarolt gewesen sei. Sarolt, die Tochter des „Gyula" (Fürst) von Siebenbürgen, war eine christliche Prinzessin – sie war nach dem griechisch-byzantinischen Ritus getauft worden. Die Gemahlin Gézas erscheint jedoch weder in den mittelalterlichen ungarischen Quellen noch in den hochmittelalterlichen europäischen Quellen als „*mulier suadens*"[25] und unübersehbar hat die Beschreibung der Gemahlin Gézas in diesen Quellen nichts mit der Figur Adelheids gemein.

Zum Schluss dieser kurzen Analyse der Rezeption unserer *Chronik* in der ungarischen historiographischen Tradition können wir feststellen, dass die *Ungarisch-polnische Chronik* kein Erbe in Ungarn hinterlassen hat. Diese Quelle verbleibt somit abgesondert in der Landschaft der ungarischen Geschichtsschreibung des Mittelalters. Ihre Isolation und ihr untypischer Charakter sind offensichtlich. Man kann sogar sagen, dass diese Quelle der *Outsider* der ungarischen Geschichtsschreibung ist.

[23] Grzesik, Książe węgierski... (wie Anm. 4), S. 34.

[24] Grzesik, Książe węgierski... (wie Anm. 4), S. 35.

[25] Beispielsweise in der *Chronik* Thietmars von Merseburg – der für die Gemahlin Gézas die Bezeichnung *beleknegini* erwähnt – oder in der *Vita Sancti Adalberti* Bruns von Querfurt. Vgl. Kronika Thietmara (Thietmar von Merseburg, Chronicon), hrsg. von Marian Zygmunt Jedlicki, Posen 1953, B. VIII, Kap. 3-4, S. 584-585; Brun von Querfurt, S. Adalberti Pragensis episcopi et martyris vita altera, hrsg. von August Bielowski, Lemberg 1864 (Monumenta Poloniae Historica / Pomniki dziejowe Polski, Band 1), Kap. 23, S. 211. Man kann sogar sagen, dass diese Quellen eine negative Beschreibung der ungarischen Prinzessin enthalten.

3 Die Wanderung der *Ungarisch-polnischen Chronik* nach Polen

Die neueste Forschung räumt der Prinzessin Salome eine bedeutende Rolle im Transmissionsprozess der *Chronik* ein. Nach Ryszard Grzesik und Martin Homza hätte vermutlich Salome die *Ungarisch-polnische Chronik* mit sich genommen, als sie nach dem Tod ihres Gemahls Koloman (1241) nach Polen zurückgefahren sei.[26] Grzesik unterstreicht jedoch, dass dies nur eine Hypothese ist[27] und dass die ungarische Prinzessin Kinga, die mit Bolesław V. dem Keuschen verheiratet war, ebenso die *Chronik* mit sich nach Polen hat bringen können[28]. Über den Grund des Transfers können wir leider auch nur Hypothesen äußern. Im Fall der Salome kann man vermuten, dass sie – oder ihr Gemahl Koloman – die *Chronik* von der Hand des Autors als Geschenk bekommen hätte, und dass sie dieses Geschenk mit sich zurück nach Polen gebracht hätte. Im Fall der Kinga kann man denken, dass sie vielleicht die Handschrift von Salome bekommen hätte: Die *Chronik* wäre vielleicht in den Augen der polnischen Prinzessin eine Art Handbuch über die gemeinsame polnische und ungarische Geschichte gewesen, das für das künftige Leben der jungen ungarischen Prinzessin in Polen nützlich sein konnte; aber das ist schon sehr spekulativ. Auf jeden Fall hat für Ryszard Grzesik die eigentliche Identität der Trägerin der *Chronik* keine große Bedeutung, da die Reisen Kingas (1239) und Salomes (1241) etwa zeitgleich stattfanden.[29] In unserer kurzen Analyse des Transmissions- und Rezeptionsprozesses der *Ungarisch-polnischen Chronik* spielt die Frage der Identität des Trägers (oder in diesem Fall vielleicht besser der Trägerin) unserer Quelle nach Polen nur eine sekundäre Rolle (obwohl es m. E. zweifellos interessant wäre zu wissen, ob die *Ungarisch-polnische Chronik* durch ungarische oder durch polnische Hand nach Polen gekommen ist). Tatsächlich sind viele Ähnlichkeiten zwischen Kinga und Salome zu bemerken. Beide gehörten zur höchsten Aristokratie ihrer Zeit und wir haben hier mit einem guten Beispiel des Einflusses der Eliten auf den kulturellen Austausch zu tun. Es ist auch wichtig zu beachten, dass beide Prinzessinnen das gleiche Reiseziel hatten: Beide sind nach Kleinpolen und genauer nach Krakau, der Hauptstadt des Herzogtums Kleinpolen, gelangt. So kann man behaupten, dass das „polnische Leben“ der *Ungarisch-polnischen Chronik* in Krakau begonnen hat.

---

[26] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 212; Ders., Książe węgierski... (wie Anm. 4), S. 34; Homza, Pokus o interpretáciu... (wie Anm. 3), S. 143.

[27] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 212; Ders., Polska Piastów... (wie Anm. 16), S. 18.

[28] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm.1), S. 212.

[29] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm.1), S. 212.

4 Die Elemente der *Ungarisch-polnischen Chronik* in den polnischen mittelalterlichen Quellen

Die erste polnische Quelle, die aus der *Ungarisch-polnischen Chronik* stammende Informationen enthält, ist die *Vita maior sancti Stanislai* des Dominikaners Vinzent von Kielcza. Diese Quelle, die in den 60er Jahren des 13. Jahrhunderts geschrieben wurde[30], enthält das Motiv der polnisch-ungarischen „Rivalität" um eine Krone vom Papst um das Jahr 1000.[31] Für Vinzent von Kielcza sind die Ursachen der Entscheidung des Papstes, die Krone nicht nach Polen zu geben, in den späteren Verbrechen der polnischen Herrscher und vor allem in der Ermordung des heiligen Stanisław, Bischof von Krakau, im Jahre1079 durch Bolesław II. zu suchen.

Seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts kann man einen starken Einfluss der *Ungarisch-polnischen Chronik* auf die polnischen Geschichtswerke bemerken. Diesen Einfluss kann man am besten in den kleinpolnischen und schlesischen Annalen[32] der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sowie des 14. und 15. Jahrhunderts bemerken. Die häufigsten Motive der *Chronik*, die man in diesen Annalen finden kann, sind die Geschichte Adelheids und die schon erwähnte Episode um die Krone. Diese zweite Episode hat eine klare Funktion: Sie soll erklären, warum Polen von Beginn an kein starkes Königtum wie etwa Ungarn gewesen sei. Zu erinnern ist hier an die Teilung Polens in zwei verschiedene Herzogtümer von 1138 bis 1295. Die Geschichtsschreiber dieser Zeit bemühten sich, die Gründe für diese Situation in der ältesten Geschichte sowie in den geschichtlichen Traditionen zu finden. Die Erwähnung Adelheids hat dagegen eine andere Bedeutung: Der Bezug auf diese ansehnliche und trotzdem vermutlich fiktive Person sollte das polnische Nationalbewusstsein stärken.

Die Einverleibung dieser Motive der *Ungarisch-polnischen* Chronik in die polnischen Quellen verbindet zwei Mechanismen, die zur gleichen Zeit funktionierten[33]:

---

[30] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 98.

[31] Vinzent von Kielcza, Vita maior sancti Stanislai, hrsg. von Wojciech Kętrzyński, Lemberg 1873 (Monumenta Poloniae Historica, Band IV), Buch II, Kap. 27, S. 392-393.

[32] Zum Einfluss der *Ungarisch-polnischen Chronik* auf die polnische Annalistik, siehe Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 102-115; Gerard Labuda, Główne linie rozwoju rocznikartswa polskiego w wiekach średnich, in: Kwartalnik Historyczny, 78, 1971, S. 831, 834 und 835. Zur Geschichte der spätmittelalterlichen polnischen Annalistik, siehe Wojciech Drelicharz, Annalistyka małopolska XIII-XV wieku. Kierunki rozwoju wielkich roczników kompilowanych, Krakau 2003. Quelleneditionen: Polnische mittelalterliche Annalen, in: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores, Bände XIX und XXIX oder Monumenta Poloniae Historica, Bände II und III.

[33] Die polnischen Mediävisten haben erschlossen, dass den Chronisten und Annalisten sehr oft kein originales Manuskript unserer Chronik vorlag und sie bereits Überarbeitungen dieser *Chronik* benutzt haben. Der Einfluss unserer Quelle auf die polnische Geschichtsschreibung war nur in einigen Fällen unmittelbar, wie in der *Vita maior sancti Stanislai* oder auf das Werk Jan Dlugoszs. Man kann daher sagen, dass die Zahl der polnischen Handschriften des Spätmittelalters, die Abschriften der *Ungarisch-polnischen Chronik* enthielten, vermutlich klein war. Heute gibt es übrigens nur vier dieser Handschriften – wir wissen aber auch durch Beschreibungen von Forschern des 19. sowie des frühen 20 Jahrhunderts, dass es eine weitere, heute verlorene Handschrift gegeben hat. Die erhaltenen Handschriften enthalten eigentlich zwei Versionen der *Chronik*: Die „lange Fassung", die dreimal erhalten ist, beinhaltet vor allem die politischen und historischen Elemente. Sie befindet sich in Handschriften die

Diese Mechanismen sind der Reproduktions- und der Umarbeitungsprozess. Der Reproduktionsprozess lässt sich sehr leicht in den polnischen Quellen und besonders in den Annalen entdecken. Die meisten spätmittelalterlichen Quellen, welche die älteste Geschichte Polens erzählen, enthalten die Geschichte Adelheids und die „Kronen-Episode“, wobei dieses letztere Motiv noch etwas häufiger erscheint. Diese zwei Episoden sind mittels ihrer Rezeption durch die Chronisten und insbesondere durch die Annalisten somit wichtige Elemente des spätmittelalterlichen traditionellen Berichts über die Entstehung des Königreiches der Piasten geworden.

Der Umarbeitungsprozess lässt sich auch leicht in der polnischen Geschichtsschreibung – und dabei am besten in der Annalistik – sehen. Allerdings ist er etwas komplizierter. Auffallend ist ein fundamentaler Unterschied zwischen den Umarbeitungsprozessen der zwei Motive der *Ungarisch-polnischen Chronik*. So hat die Geschichte Adelheids nur kleine Veränderungen erfahren. Ganz anders ist dies mit der Kronen-Episode, die wiederholt in den polnischen Quellen verändert wurde. Diese Veränderungen sind von verschiedener Natur, aber die wichtigsten betreffen die Namen der Protagonisten dieser Episode. Es erscheint nämlich beispielsweise Ende des 13. Jahrhunderts in den polnischen Quellen der richtige Name des Papstes, Silvester II. Dieser Unterschied erscheint schon in den Annalen, die in den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts geschrieben wurden und ist eine Konsequenz der Veränderungen, die vermutlich in das letzte Drittel des 13. Jahrhunderts fallen.[34] Eine andere Veränderung der *Ungarisch-polnischen Chronik* in der polnischen Geschichtsschreibung betrifft den Namen des polnischen Herrschers. In einigen Quellen – beispielsweise in den Annalen des 15. Jahrhunderts – ist der Name Bolesławs Chrobry an die Stelle seines Vaters Mieszko als polnischer Herrscher getreten. Die anderen wichtigen Veränderungen betreffen die Datierung dieser Episode, die in der historischen Tradition um das Jahr 1000 datiert ist. Jedoch kann man in einigen Annalen das Datum 982 finden (das Datum 997 findet sich nur in der *Chronik* des Jan Długosz). Eine interessante Abwandlung findet man auch in den *Sędziwoj- Annalen*.[35] Nach dem Autor dieser Quelle hätte es sogar zwei Versuche polnischer Herrscher gegeben, die Krone vom Papst zu erlangen: Der erste habe unter Mieszko um 982 stattgefunden und der zweite um 1000. Meiner Meinung nach kann man alle diese Veränderungen mit dem Wunsch der polnischen Annalisten erklären, die Anachronismen sowie die Ungenauigkeiten der *Ungarisch-polnischen Chronik* zu korrigieren. Neben diesen großen Veränderungen gibt es auch in den Quellen kleine Variationen, die vor allem die Schreibweise der Namen der Abge-

---

ansonsten nur geschichtliche Werke enthalten. Die „kurze Fassung“ hat eher einen hagiographischen Charakter; sie ist in einer einzigen Handschrift überliefert, die nur hagiographische Texte enthält. Siehe auch: Béla Karácsonyi, Tanulmányok a magyar-lengyel krónikárol, in: Acta Historica Universitatis Szegedensis de Attila József nominatae. Acta Historica, Band 16, 1964, passim.

[34] Grzesik, Kronika węgiersko-polska... (wie Anm. 1), S. 214.

[35] Annalen von Sędziwoj, hrsg. von M. Perlbach, in: Scriptores, Band XXIX, Hannover 1892 (Monumenta Germaniae Historica), S. 425.

sandten Lambert und Asrik betreffen. Die Existenz aller dieser Veränderungen zeigt uns, dass der Reiz dieser zwei Motive in den Augen der polnischen Geschichtsschreiber über die ganze spätmittelalterliche Periode hinweg erhalten blieb.

Die Funktion aller dieser Veränderungen in den polnischen Geschichtswerken ist meiner Meinung nach klar: Sie sollen alle Ungenauigkeiten der ungarischen Überlieferung korrigieren, um die Glaubwürdigkeit der „Kronen-Episode“ zu untermauern. Diese Sorge um Glaubwürdigkeit, die man übrigens in verschiedenen Momenten der Tradition unserer Quelle beobachten kann, ist ein gewöhnliches Element der mittelalterlichen Geschichtsschreibung. Es bezeugt die Wichtigkeit der „Kronen-Episode“ für die polnischen Geschichtsschreiber.

5 Schluss

Mit der Rezeption der *Ungarisch-polnischen Chronik* in der ungarischen und der polnischen Geschichtsschreibung haben wir es mit zwei sehr verschiedenen Situationen zu tun. Einerseits kann man einen großen Einfluss dieser *Chronik* auf die polnische historische Tradition sehen. Man kann also von einer wirksamen Rezeption zweier wichtiger Motive der Chronik in den polnischen Quellen sprechen. Mit diesem Rezeptionsprozess lassen sich auch einige Veränderungen der Motive bemerken, die man mit der Sorge um Glaubwürdigkeit erklären kann. Obwohl es vielleicht etwas problematisch wäre, von einer eigentlichen Aneignung dieser Motive zu sprechen, muss man bemerken, dass diese Motive ein bedeutender Teil der polnischen mittelalterlichen historischen Tradition geworden sind.

Diese Elemente sind übrigens nicht die einzigen Motive aus ungarischer Herkunft, die von der polnischen Geschichtsschreibung aufgenommen wurden. Beispielsweise werden die genealogischen Informationen über die Familie der Prinzessin Kinga in die polnische Hagiographie oder die Erwähnung Emmerichs, des Sohnes Stefans des Heiligen als Mitbegründer des Benediktinerklosters in Łysa Góra in den *Annalen des Heiligen Kreuzes*[36] zitiert.

Andererseits muss man erkennen, dass es keine Rezeption der *Ungarisch-polnischen Chronik* seitens der ungarischen Geschichtsschreibung gibt. Wie ich schon zeigte, denken die Spezialisten, dass dieses Fehlen hauptsächlich „praktische“ Ursachen gehabt hätte. Es wird jedoch auch die unterschiedliche Bedeutung der Geschichte Polens innerhalb der ungarischen Quellen im Vergleich mit der Ungarns auf die polnische Geschichtsschreibung fassbar. Die Beschreibung der ältesten polnischen Geschichte in der ungarischen Geschichtsschreibung ist eher fragmentarisch und statisch. Die einzige große Ausnahme ist die Erwähnung der Ehebündnisse zwischen den Dynastien der Piasten und der Anjou in den ungarischen Quellen des 14. Jahrhunderts.

[36] Annalen des Heiligen Kreuz, hrsg. von Wilhelm Arndt und Richard Röppel, in: Scriptores, Band XIX, Hannover 1866 (Monumenta Germaniae Historica), S. 5-7.

Es gibt somit eine wichtige Unterscheidung in der Repräsentation der polnisch-ungarischen Beziehungen in den Augen der polnischen und der ungarischen Eliten. Die Analyse der Geschichtsschreibung beider Länder zeigt uns, dass die Existenz guter Beziehungen vor allem für die polnischen Herrscher bedeutsam war. Dieses Ergebnis ist im Rahmen der Forschung zur Geschichte des Motivs der polnisch-ungarischen Freundschaft sehr wichtig. Es bestätigt sich die Hypothese, dass dieses Motiv zunächst eine Schöpfung der polnischen mittelalterlichen Autoren war. Für die Untersuchung dieses Motivs bildet die *Ungarisch-polnische Chronik* eine sehr wertvolle Quelle. Sie ist nämlich die einzige klare Spur eines bedeutenden Interesses für die älteste polnische Geschichte in der ungarischen mittelalterlichen historischen Tradition. Sie ist auch die erste Äußerung des Themas der polnisch-ungarischen Freundschaft im ungarischen Geschichtsbewusstsein.

Die älteste Geschichte der *Ungarisch-polnischen Chronik* von ihrer Entstehung bis zu den Anfängen ihrer Rezeption in Polen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist aber auch ein überzeugender Beweis für die guten Beziehungen zwischen den polnischen Herzogtümern und Ungarn in dieser Periode. Die häufigen Ehebündnisse, die im 13. Jahrhundert insbesondere zwischen den Piasten von Kleinpolen und den Árpáden stattfanden, hatten nämlich Einfluss auf die Entstehung und das Schicksal unserer Quelle. Der Ehebund Salomes mit Koloman hat eine sehr wichtige Rolle in der Genese der *Chronik* gespielt. Den Transfer nach Polen kann man auch mit der Existenz von Ehebündnissen erklären. Die *Ungarisch-polnische Chronik* ist somit ein sehr gutes Beispiel vom Einfluss der Eliten über kulturelle Austauschprozesse. Sie ist auch ein sehr interessantes Zeugnis für die engen Verbindungen zwischen Macht und Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Ostmitteleuropa.

Materielle Kultur und soziale Differenz. Überlegungen zum archäologischen Fundstoff aus einigen mittelalterlichen Burgen des 14. Jahrhunderts östlich der Elbe

Norbert Goßler

Der interpretatorische Brückenschlag von der Auswertung materieller Hinterlassenschaften einer ehemals komplexen Sachkultur zur Rekonstruktion historischer Sozialstrukturen bildet immer ein schwieriges Unterfangen. Entspricht doch die Beziehung zwischen der auf uns gekommenen materiellen Kultur und der gesellschaftlichen Stellung ihrer Schöpfer und Nutzer in seltensten Fällen einer einfachen, linearen Gleichung. Die Alterität historischer Gesellschaften wie der des Mittelalters birgt für den heutigen Betrachter vielmehr die Gefahr, die vergangenen kulturellen Codes, die uns erst den Zugang zu den mittelalterlichen Lebensformen ermöglichen, nicht mehr richtig lesen zu können.

Die materielle Kultur bildet ein wichtiges Element innerhalb dieser Codes, sie ist gleichsam Medium der gesellschaftlichen Kommunikation. Erst der Kontext von Dingen und Ideen – oder anders ausgedrückt die den Dingen zugeschriebene Bedeutung stellt die mittelalterliche Lebenswirklichkeit her.[1] Archäologische Fun-

[1] Gerhard Jaritz, Zwischen Augenblick und Ewigkeit. Einführung in die Alltagsgeschichte des Mittelalters, Wien, Köln 1989, S. 13 ff.; Helmut Hundsbichler, Sachen und Menschen. Das Konzept Realienkunde, in: Helmut Hundsbichler et al., Hrsg., Die Vielfalt der Dinge. Neue Wege zur Analyse mittelalterlicher Sachkultur, Wien 1998 (Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit 3), S. 29-65; Thomas Kühtreiber, „Raum-Ordnungen". Raumfunktionen und

de, die im Mittelpunkt dieses Beitrages stehen, repräsentieren unter dieser Prämisse lediglich ein Segment der ehemaligen Lebenswirklichkeit, da sie zunächst dem ursprünglichen Bedeutungskontext entrissen sind.

Die folgenden Betrachtungen gelten dem spätmittelalterlichen Adel östlich der Elbe, wobei diese Gruppe zu keiner Zeit einen homogenen Block dargestellt hat.[2] Gerade der niedere Adel kann innerhalb dieser Elite als repräsentativ für den spätmittelalterlichen Strukturwandel des Adels gelten, den unter anderem Phänomene wie sozialer Auf- und Abstieg und die Beteiligung am mittelalterlichen Landesausbau prägen. Im Zuge der Kolonisation in der Germania Slavica[3] und weit darüber hinaus gelangten auch die tradierten Wertsysteme westlicher Adelskultur in eine neue Umgebung. Im Folgenden möchte ich untersuchen, welche Beobachtungen sich dabei anhand der archäologisch überlieferten materiellen Kultur aus Burganlagen ergeben, die schlechthin als Symbol für den mittelalterlichen Adel gelten. Werden die eingeübten Formen adeliger Selbstdarstellung beibehalten oder kommt es zu kulturellen Bedeutungswechseln innerhalb des Wertesystems?

Die adeligen Lebenswirklichkeit war und ist auch heute noch maßgeblich vom Standesbewusststein des Adels geprägt: ausschlaggebend sind Faktoren wie herrschaftlich-obrigkeitliches Repräsentationsbedürfnis und Prestigedenken, das sich innerhalb der Sachkultur in Standesattributen und Statussymbolen manifestiert. Auf diese Faktoren werden wir bei der Analyse der archäologischen Funde unser besonderes Augenmerk zu richten haben.

Wenn es um die Wechselwirkungen zwischen Sozialstruktur und materieller Kultur des Mittelalters geht, gilt es auf den Terminus der „Barometerobjekte" hinzuweisen, der durch die Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit im niederösterreichischen Krems geprägt wurde: darunter werden Gegenstände zusammengefasst, „für deren Entwicklung und Verbreitung im Hoch- und Spätmittelalter die entscheidende Bedeutung des Adels nachgewiesen ist"[4]. Als Beispiele sind archäologische Fundgattungen von Burgen wie etwa Ofenkacheln, Fensterglas oder Dachbedeckungen zu nennen. Wichtig sind auch Kleidungs- und Trachtbestandteile, denen eine besondere Wertfunktion zukommt. Bei der Beurteilung einer Eignung als Barometerobjekt kann auch Bedeutung haben, ob dem jeweiligen Gegenstand ein repräsentativer Charakter zukommt oder ob dieser mehr dem „privaten" Leben zugeordnet ist. Ferner spielt

---

Ausstattungsmuster auf Adelsitzen im 14.-16. Jahrhundert, in: Medium Aevum Quotidianum, 55, 2007, S. 61 ff.

[2] Zum mittelalterlichen Adel allgemein, Lexikon des Mittelalters, Band 1, München 2002, Sp. 118-128 sowie Lexikon des Mittelalters, Band 8, München 2002, Sp. 44-49.

[3] Zur Übersicht über dieses Phänomen, siehe Charles Higounet, Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter, München 1990 sowie Christian Lübke, Das östliche Mitteleuropa, München 2004 (Die Deutschen und das europäische Mittelalter), S. 276 ff.

[4] Helmut Hundsbichler, Gerhard Jaritz, Elisabeth Vavra, Tradition? Stagnation? Innovation? Die Bedeutung des Adels für die spätmittelalterliche Sachkultur, in: Harry Kühnel, Hrsg., Adelige Sachkultur des Spätmittelalters, Wien 1982 (Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 5), S. 35-72, besonders S. 53 ff.

auch der soziale Konkurrenzdruck des Adels gegenüber anderen Schichten bzw. innerhalb des Adels selber eine Rolle. Gerade im Spätmittelalter gerieten viele Adelige in eine Statusbedrängnis, die Abgrenzungstendenzen und eine enorme Aufwandsteigerung im Bereich der materiellen Kultur bis hin zu demonstrativem Konsum nach sich zog.[5]

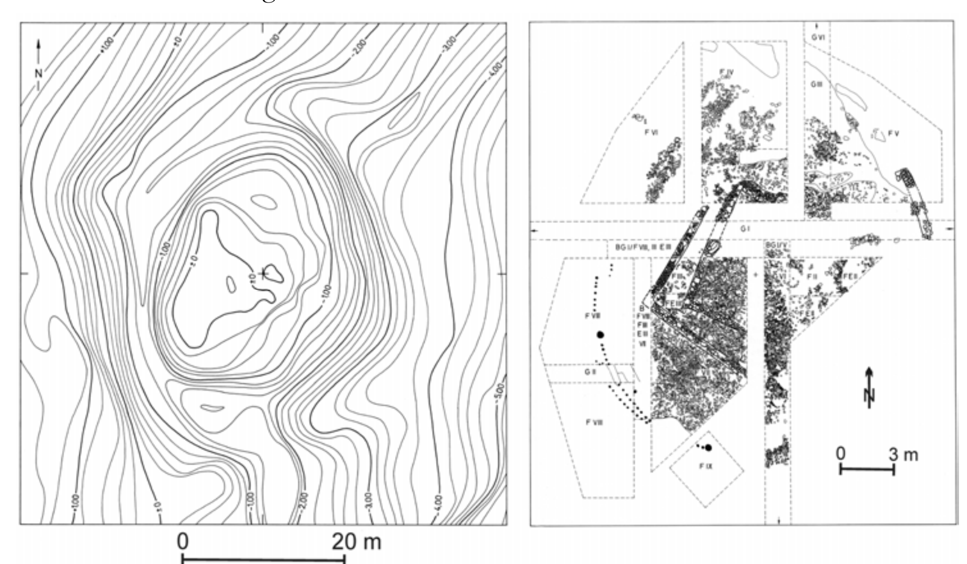


Abb. 1. Topographie des Burghügels von Jenalöbnitz (links) und Grabungsplan der Siedlungen 4/5 (nach Stoll, Jenalöbnitz [wie Anm. 6], S.13 Abb. 1; S. 26 Abb. 10).

Ausgangspunkt unserer Betrachtungen bildet zunächst ein Fundplatz westlich der Elbe aus dem Altsiedelland, an dem wir einige, für den weiteren Verlauf der Untersuchung wichtige Elemente und Tendenzen innerhalb der materiellen Kultur des mittelalterlichen Adels aufzeigen wollen. Der Wohnsitz des niederadeligen Geschlechts derer von Löbnitz im thüringischen Jenalöbnitz und seine Entwicklung verdeutlicht die Karriere adeliger Aufsteiger aus einfachen Verhältnissen, aber auch deren Verwicklung in die Krise des spätmittelalterlichen Adels.[6]

Am Ende des 11. Jahrhunderts wurde dort in einem ländlichen Siedlungskomplex, der bereits seit dem 9. Jahrhundert bestand, ein mehrräumiges Gebäude auf Steinfundamenten errichtet, das möglicherweise eine Ofenanlage mit Heizfunktion sowie an der Außenseite einen Backofen besaß. Im 13. Jahrhundert wurde dann über dieser Siedlung ein etwa 1,40 m hoher Hügel angeschüttet (Abb. 1), der von einem Graben geschützt war, der später auch Wasser führte und durch kleinere

[5] Vgl. dazu die Studie von Roger Sablonier, Zur wirtschaftlichen Situation des Adels im Spªtmittelalter, in: K¿hnel Hrsg., Adelige Sachkultur... (wie Anm. 4), S. 9-34.

[6] Für das Folgende vgl. die Monographie von Hans-Joachim Stoll, Der Bühl von Jenalöbnitz, ein mittelalterlicher Burghügel in Ostthüringen, Stuttgart 1993 (Weimarer Monographien zur Ur- und Frühgeschichte 29).

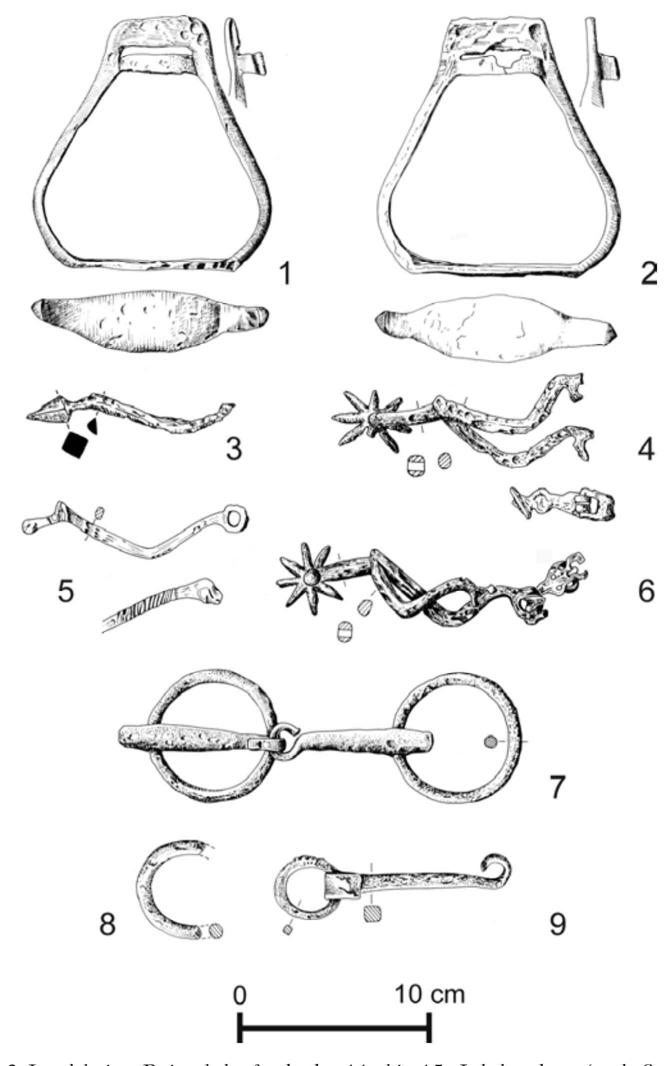


Abb. 2 Jenalöbnitz. Reitzubehörfunde des 11. bis 15. Jahrhunderts (nach Stoll, Der Bühl von Jenalöbnitz... [wie Anm. 6], Taf. XX-XI).

Wälle teilweise befestigt wurde. Auf der Flachmotte standen eine Toranlage, ein Wohngebäude mit Steinfundament und Fachwerkaufbauten sowie ein zugehöriges Wirtschaftsgebäude. Die Anlage wurde am Ende des 13. Jahrhunderts nach einem Brand einplaniert und neu errichtet; die Planierung ermöglichte eine Vergrößerung der Burgfläche, auf der wie in der vorangegangenen Phase ein zentrales Wohngebäude errichtet wurde. Die letzte Besiedlungsphase in Jenalöbnitz im fortgeschrittenen 14. Jahrhundert kennzeichnet eine Aufgabe der Befestigungsgräben. Wohn- und Wirtschaftsfunktionen waren vermutlich in einem mehrgliedrigen Gebäude

mit Steinfundamenten vereint. Das Gehöft wurde dann spätestens am Anfang des 15. Jahrhunderts von seinen Bewohnern verlassen.

Aufgrund einer größeren Anzahl von Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts können wir den Burghügel als Stammsitz des niederadeligen Geschlechtes derer von Löbnitz zuordnen.[7] Mehrere Urkunden bezeichnen Angehörige der Familie als *milites*, also als Ritter. Für die Stellung des Geschlechtes innerhalb des Adels ist unter anderem kennzeichnend, dass die von Löbnitz in den Zeugenlisten der überlieferten Urkunden in der Regel an letzter Stelle unter den Adeligen genannt werden. Für den Aufstieg der Familie zum Niederadel dürfte entscheidend gewesen sein, dass sie offenbar als Ministerialen den Burggrafen von Kirchberg dienten, was sich für das 13. Jahrhundert mit einiger Sicherheit annehmen lässt; es kann allerdings vermutet werden, dass ein entsprechendes Dienstverhältnis schon länger bestand, da schon seit dem 11. Jahrhundert für die Umgebung von Jenalöbnitz eine Verbindung mit dem Herrschaftsgebiet derer von Kirchberg bestand. Ab der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts treten Personen mit dem Namen Löbnitz als Bürger des nahen Jena auf. Die Auflassung der Siedlung spätestens im frühen 15. Jahrhundert könnte also aus der endgültigen Verlegung des Wohnsitzes nach Jena resultieren. – Betrachten wir nun einige ausgewählte Aspekte der materiellen Kultur der Burganlage.

Reitzubehör, das gemeinhin als adeliges Attribut angesehen wird (Abb. 2), tritt bereits in der noch unbefestigten Flachsiedlung des 12. Jahrhunderts auf. Die Bewohner pflegten offensichtlich eine Lebensweise, die sich in einigen Aspekten schon von denen einer bäuerlichen Bevölkerung unterschied. Darauf verweist auch der Fund eines Schreibgriffels (Abb. 3,3); vergleichbare Objekte sind sonst nur aus Burgen, Städten und Klöstern bekannt.[8] Erinnert sei nochmals an das mittels einer Ofenanlage beheizbare Wohngebäude. Insgesamt haben wir hier die ersten Anzeichen für die Lebensweise einer Ministerialenfamilie vor uns, die sich am standesgemäßen Auftreten ihrer adeligen Dienstherren orientiert.

Im 13. und 14. Jahrhundert zeugen vor allem die Aufschüttung des Burghügels und die Anlage einer einfachen Befestigung vom sozialen Aufstieg der Bewohner in den Niederadel. Das erreichte ökonomische und soziale Niveau der Familie von Löbnitz verdeutlichen auch Funde eines Rechenpfennigs aus Zinn (Abb. 3,1), einer Brakteatendose (Abb. 3,2), einer Silberapplikation mit eingeprägtem Buchstaben (Abb. 3,4) sowie importierten Tafelgeschirrs aus Steinzeug und Ofenkacheln.[9]

---

[7] Stoll, Der Bühl von Jenalöbnitz... (wie Anm. 6), S. 76 ff.

[8] Verbreitungskarte für Mittel- und Ostdeutschland bei Wolfgang Timpel, Archäologisch-kulturelle Gebiete und materielle Kultur in den germanisch-deutschen Gebieten vom 8.-13. Jahrhundert, in: Joachim Herrmann, Hrsg., Archäologie in der Deutschen Demokratischen Republik. Denkmale und Funde, Leipzig 1989, S. 261. – Vgl. auch die aktuelle Studie von Kristina Krüger, Archäologische Zeugnisse zum mittelalterlichen Buch- und Schriftwesen nordwärts der Mittelgebirge, Bonn 2002 (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 91).

[9] Zur Keramik Stoll, Der Bühl von Jenalöbnitz... (wie Anm. 6), S. 31, Tabelle 2; S. 69 ff., Tafel XIV,4 - 6.

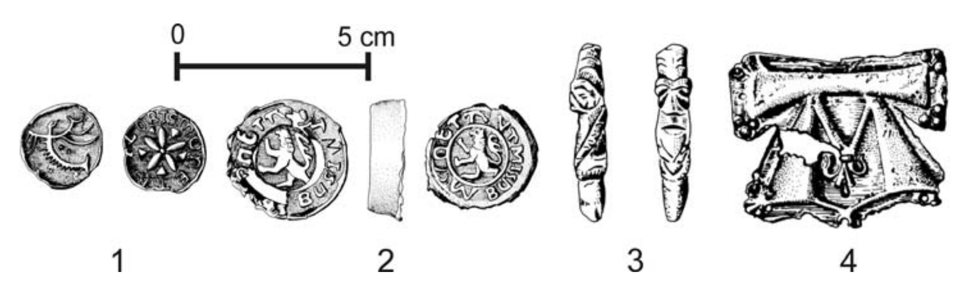


Abb. 3: Jenalöbnitz. Kleinfunde des 12. bis 15. Jahrhunderts (nach Stoll, Der Bühl von Jenalöbnitz... [wie Anm. 6], Taf. XXVII).

Besonders signifikant ist ein eiserner Radsporn mit Resten einer Goldeinlage (Abb. 2,5); solch qualitätvolle Stücke sind auch im Umfeld des zeitgenössischen Hochadels nachzuweisen,[10] wir ersehen daraus, dass der Anspruch der Familie von Löbnitz auf standesgemäße Repräsentation offenbar gewachsen war. Kennzeichnend für die Lebensumstände der Burgbewohner ist allerdings auch, dass sie nach Ausweis entsprechender Funde auch landwirtschaftlichen und handwerklichen Tätigkeiten nachgingen (Abb. 4).
Der insgesamt bescheidene, adelige Wohnsitz des 13. und 14. Jahrhunderts, der wohl in deutlicher Entfernung von der abhängigen Dorfsiedlung errichtet worden war, kann natürlich hinsichtlich seiner Ausstattung und Verteidigungsanlagen nicht mit den gleichzeitigen Höhenburgen aus Stein konkurrieren. In der letzten Siedlungsphase verlieren die Gräben am Burghügel ihre Schutzfunktion und das Anwesen scheint wieder einen verstärkten landwirtschaftlichen Charakter anzunehmen, unter anderem wohl weil einige Angehörige der Familie ins benachbarte Jena übersiedeln. Möglicherweise gehörte die Familie von Löbnitz zu denjenigen Rittergeschlechtern, die von der allgemeinen ökonomischen Krise des Spätmittelalters betroffen war und infolgedessen an Bedeutung verloren, im Zuge dieses Prozesses wurde die soziale Abgrenzung nach unten zunehmend schwieriger, auch unter dem Druck städtischer Eliten und Teilen der Bauernschaft.[11] Trotzdem versuchte man offenbar, den gehobenen Lebensstandard der vorangegangenen Burgsiedlungen in einigen Punkten beizubehalten: das Tafelgeschirr bestand aus Steinzeug und glasierter Keramik, zum Waschen der Hände diente ein tönernes Gießgefäß in Pferdeform[12], die Wohnräume wurden von einem Kachelofen geheizt[13] und wie selbst-

[10] Siehe etwa vergleichbare Radsporen aus der Wiprechtsburg in Sachsen, die sich im 13. Jahrhundert im Besitz der Markgrafen von Meißen befand: Hans-Joachim Vogt, Die Wiprechtsburg Groitzsch. Eine mittelalterliche Befestigung in Westsachsen, Berlin 1987 (Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Dresden 18), S. 124 ff., Abb. 105.

[11] Vgl. dazu Werner Rösener, Ritterliche Wirtschaftsverhältnisse und Turnier im sozialen Wandel des Hochmittelalters, in: Josef Fleckenstein, Hrsg., Das ritterliche Turnier im Mittelalter, Göttingen 1985, S. 323 ff. sowie Sablonier, Zur wirtschaftlichen Situation... (wie Anm. 5), S. 13 ff.; 19 ff.; 25 ff.

[12] Zu Gießgefäßen aus Burgen, siehe Christof Krauskopf, Tric-Trac, Trense, Treichsel. Untersuchungen zur Sachkultur des Adels im 13. und 14. Jahrhundert, Braubach 2005 (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung Reihe A, Forschungen 11), S. 63 ff.; vgl. auch Ulrich Müller, Zwischen Gebrauch und Bedeutung. Studien zur Funktion von Sachkultur am Beispiel mittelalterlichen Hand-

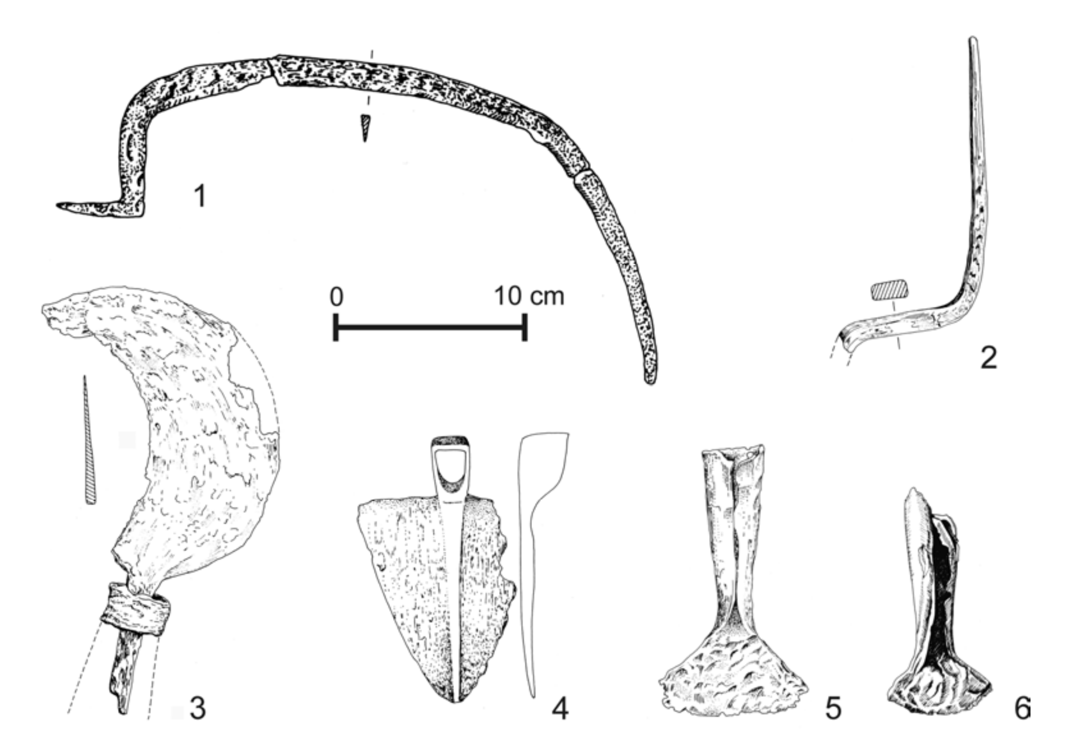


Abb. 4: Jenalöbnitz. Landwirtschaftliches Gerät und Werkzeug zur Holzbearbeitung (nach Stoll, Der Bühl von Jenalöbnitz... [wie Anm. 6], Taf. XXIII-XXIV).

verständlich trug man auch weiterhin Sporen im Bewusstsein der eigenen, alt hergebrachten gesellschaftlichen Stellung.

Unser erstes Burgenbeispiel östlich der Elbe führt uns in die Zeit des deutschen Landesausbaues in der Niederlausitz, der im Gegensatz zu der nördlich benachbarten askanischen Mark Brandenburg auch auf Initiative des neu zugezogenen Niederadels betrieben wurde. Die Familie von Gliechow benannte sich dabei nach ihrem Wohnsitz, der im fortgeschrittenen 13. Jahrhundert am Rand einer vermutlich gleichzeitig entstandenen dörflichen Siedlung mit slawischem Vorgänger angelegt wurde (Abb. 5), man zählte also zum Ortsadel.[14] Das Geschlecht rangierte innerhalb der Adelshierarchie in den Jahrzehnten um die Mitte des 14. Jahrhunderts unter den *vasallos et subditos* (oder: *vasallos et subditos*) ihrer vorgesetzten Herren,

---

waschgeschirrs (5./6. bis 15./16. Jahrhundert), Bonn 2006 (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft), S. 244 ff.; 293 ff.; 297 ff.

[13] Stoll, Der Bühl von Jenalöbnitz... (wie Anm. 6), S. 31, Tabelle 2 (Keramik); 45 ff. (Kacheln); 46 (Aquamanile).

[14] Gerhard Billig et al., Die hochmittelalterliche Wasserburg von Gliechow, Kr. Calau, Potsdam 1990 (Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam 24), S. 206 ff.; Ines Spazier, Mittelalterliche Burgen zwischen mittlerer Elbe und Bober, Wünsdorf 1999 (Forschungen zur Archäologie im Land Brandenburg 6), S. 83 ff.; 182 ff.

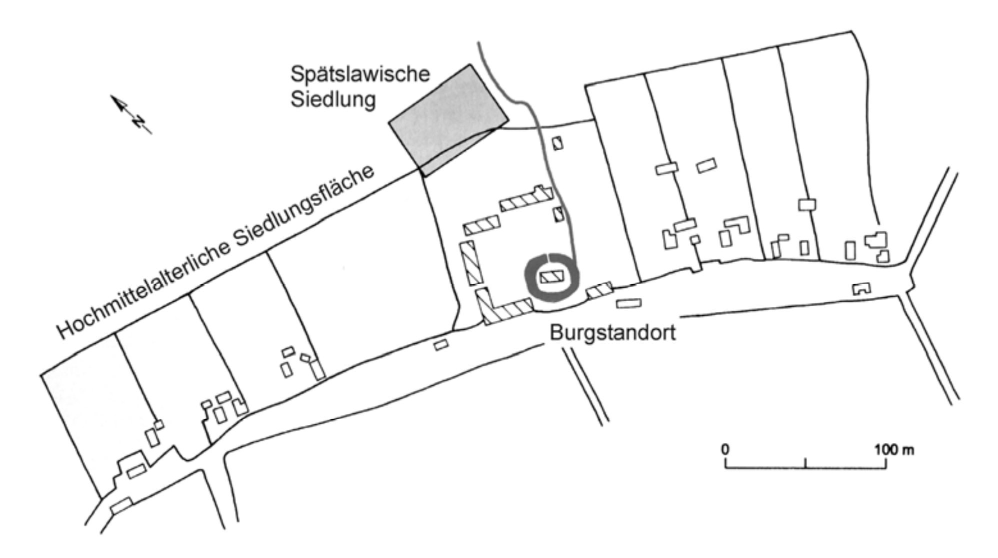


Abb. 5: Burg von Gliechow. Lage innerhalb des Dorfes (nach Spazier, Mittelalterliche Burgen... [wie Anm. 14], S. 83, Abb. 117).

der Grafen von Ileburg, später auch der wettinischen Markgrafen. Angehörige der von Gliechows werden auch als *militares* und *viri strenui* bezeichnet, was sie als niederadelige Ritter ausweist. Am Ende des 14. Jahrhunderts könnte sich ein gewisser sozialer Aufstieg innerhalb des Niederadels abzeichnen, erscheint doch ein von Rüdiger von Gliechow als Zeuge beim Verkauf der Herrschaft Dahme.[15]

Der namensgebende Familiensitz zeigt sich als kleine, bescheidene, ebenerdige Wasserburg, einem Typ, der als prägend für die Burgenlandschaft der Niederlausitz während des deutschen Landesausbaues gelten kann.[16] Seine Fortifikation bestand nach Ausweis der Grabungsbefunde lediglich aus einem 7-8 m breiten Wassergraben mit hölzerner Böschungssicherung und einer vermutlich hölzernen Palisade; in der Burg mit einer Wohnfläche von etwa 21 auf 21 m konnten keine Steinbauten nachgewiesen werden; die Bebauung wird sich auf Fachwerkgebäude beschränkt haben (Abb. 6). Damit hoben sich die von Gliechows zwar von der unmittelbar benachbart lebenden Dorfbevölkerung ab, doch konnten sie sicher nicht mit den Wohnsitzen ihrer Lehnsherren konkurrieren, etwa im 18 km entfernten Sonnewalde, wo heute noch Reste mächtiger Wallanlagen von der großen Burganlage der Grafen von Ileburg-Sonnewalde zeugen (Abb. 7).17

[15] Spazier, Burgen (wie Anm. 14), S. 103; 112 ff.; 182.

[16] Für das Folgende siehe die Befund- und Fundvorlage bei Billig et al., Die hochmittelalterliche Wasserburg... (wie Anm. 14), S. 185 ff.

[17] Spazier, Mittelalterliche Burgen... (wie Anm. 14), S. 102 ff.; 79, Abb. 106; 159, Abb. 194,2; 172 ff.

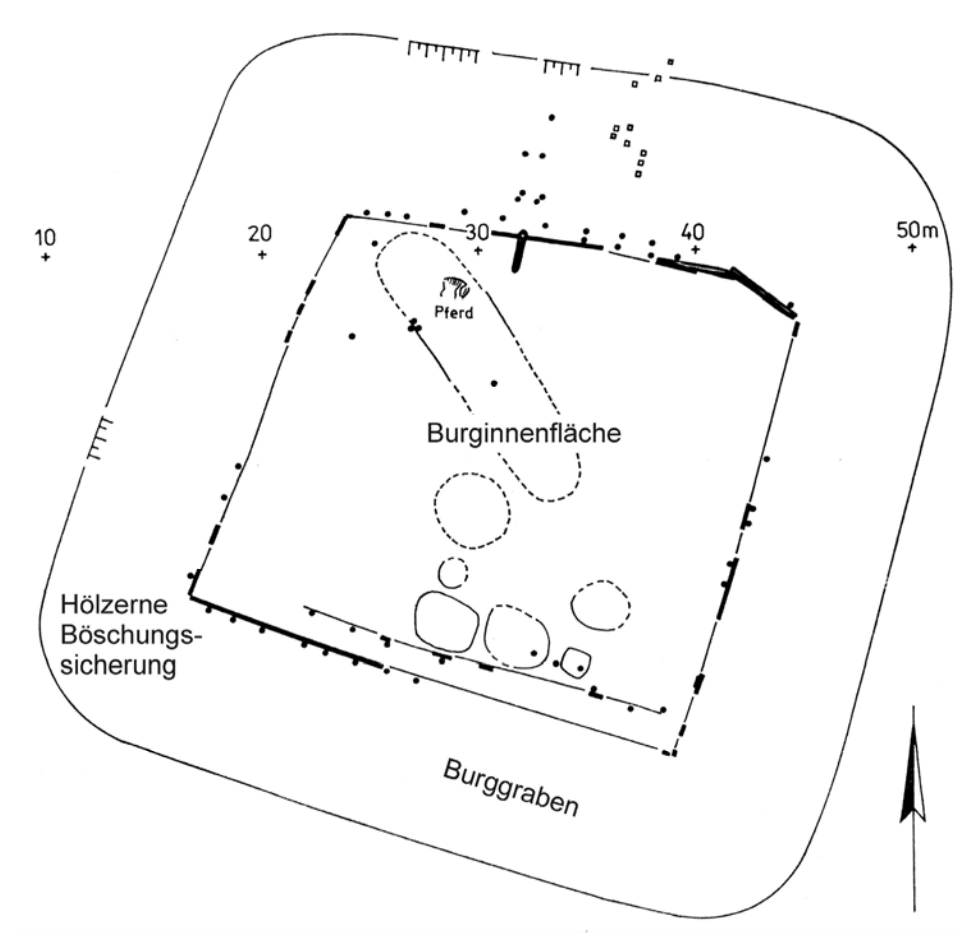


Abb. 6: Gliechow. Befunde zur Burganlage (nach Billig et al., Die hochmittelalterliche Wasserburg... [wie Anm. 14], S. 189, Abb. 4).

Der Alltag auf der Burg von Gliechow war von landwirtschaftlichen Tätigkeiten geprägt, wie Reste von Pflügen oder Rädern aus Holz eindrücklich belegen (Abb. 8); Schweine- und wohl auch Rindfleisch wurde allerdings von den abhängigen Bauern in die Burg geliefert. Bei Tisch und in der Küche dominierten einfaches Geschirr aus Holz und lokal produzierte Keramik (Abb. 9), wenn auch zusätzliches Trink- und Schankgeschirr aus importiertem Glas (Abb. 10,1-2) und Steinzeug (Abb. 10,3) den Willen zur adeligen Repräsentation aufscheinen lassen. Auch einige der Messer weisen eher in ein städtisches Umfeld als in ein bäuerliches Milieu (Abb. 10,4-5). Die günstigen Überlieferungsbedingungen für organische Funde in Gliechow erlauben uns einen Blick auf die Bekleidung: die getragenen Schuhe aus Leder weisen keine Besonderheiten auf (Abb. 11,3-5), lediglich der Nachweis von bemalten Lederresten sowie Zierelementen (Abb. 11,1) macht den

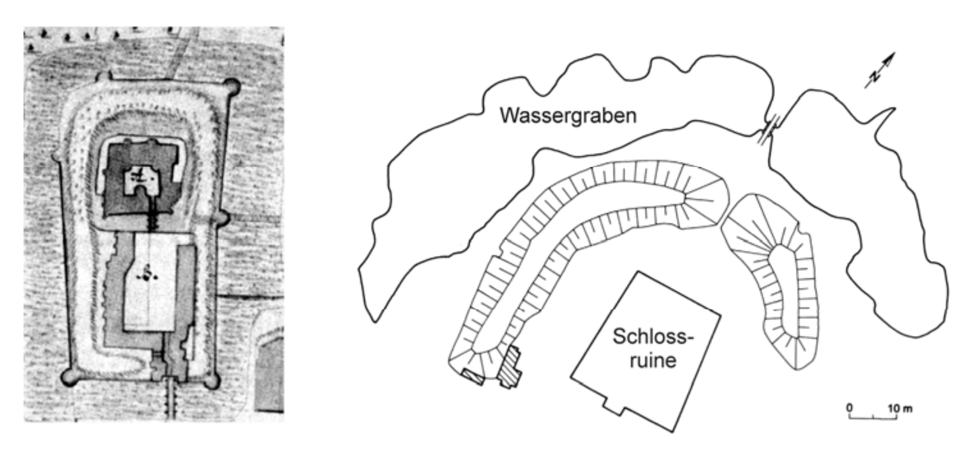


Abb. 7: Sonnewalde. Schlossanlage mit älteren Wallresten. Links: Karte vom Anfang des 18. Jahrhunderts; Rechts: Heutige Topographie (nach Spazier, Mittelalterliche Burgen…[wie Anm. 14], S. 79, Abb. 106; S. 159, Abb. 194,2).

zur bäuerlichen Bekleidung deutlich. Ein besonderes Objekt stellte sicher auch ein Radsporn mit Bunt- oder Edelmetalleinlagen dar (Abb. 11,2). Die benannten Barometerobjekte werden alle in einem repräsentativen Kontext eingesetzt und verweisen somit darauf, dass Selbstdarstellung auch zum Standesverständnis des Ortsadels gehörte, dieser also im Zuge des Landesausbaues an den tradierten Verhaltensmustern festhielt.

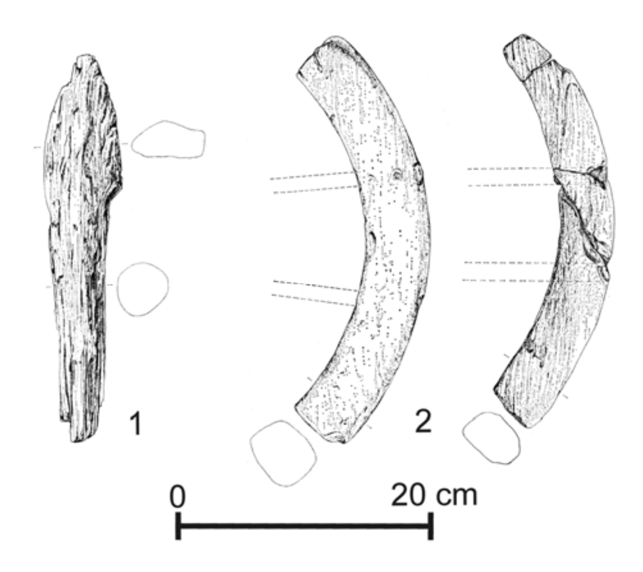


Abb. 8: Gliechow. Holzfunde: 1 Pflugschar; 2 Reste von Wagenrädern (nach Billig et al., Die hochmittelalterliche Wasserburg... [wie Anm. 14], S. 222, Abb. 30)

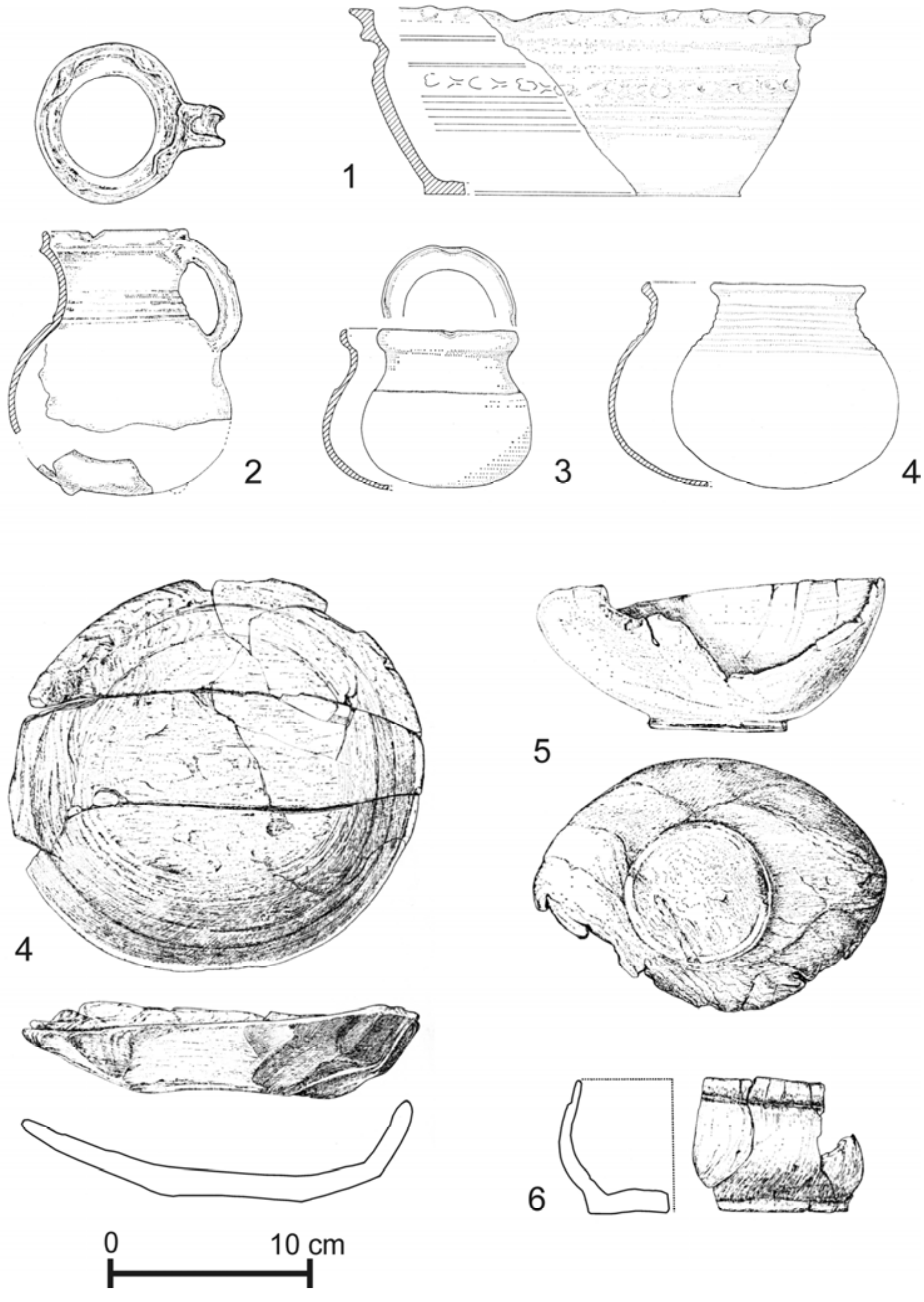


Abb. 9: Gliechow. Tafelgeschirr aus Ton (1-4) und Holz (5-6) (nach Billig et al., Die hochmittelalterliche Wasserburg... [wie Anm. 14], S. 204, Abb. 17; S. 210, Abb. 21; S. 214, Abb. 24; S. 217, Abb. 26; S. 221, Abb. 29).

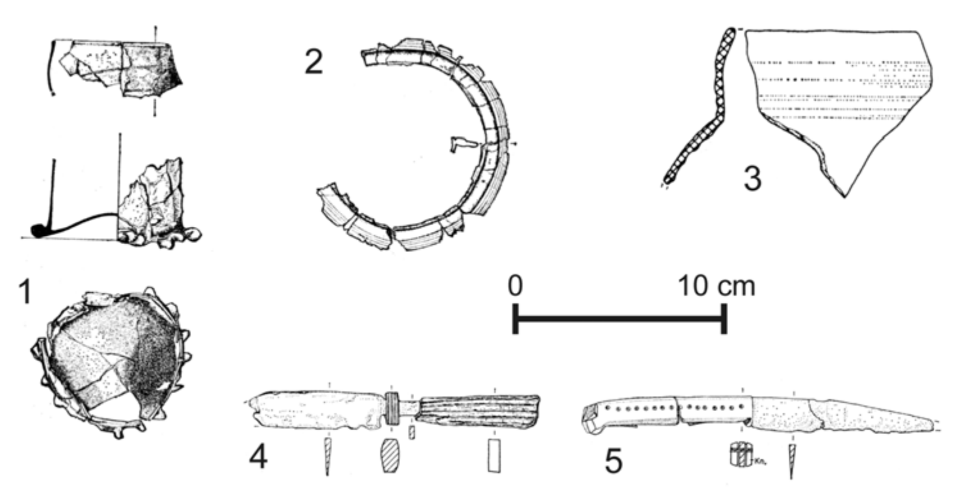


Abb. 10: Gliechow. Tafelgeschirr aus Glas (1-2) und Steinzeug (3); Messer (4-5) (nach Billig et al., Die hochmittelalterliche Wasserburg... [wie Anm. 14], S. 226, Abb. 34;S. 227, Abb. 35).

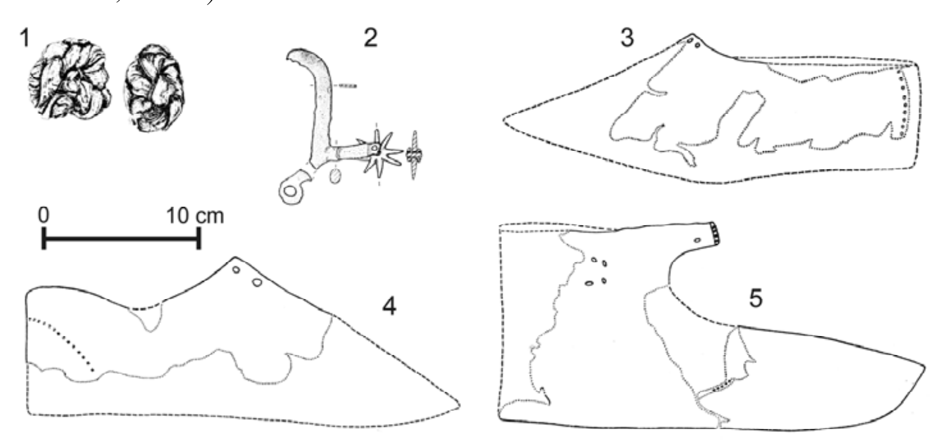


Abb. 11: Gliechow. Bekleidungsreste aus Leder (1.3-5); Radsporn aus Eisen mit Spuren einer Silbertauschierung (2) (nach Billig et al., Die hochmittelalterliche Wasserburg... [wie Anm. 14], S. 223, Abb. 31; S. 224, Abb. 32; 229, Abb. 37).

Nach Ausweis des Fundmaterials aus Gliechow bestand die Burganlage bis um 1400.[18] Möglicherweise wurde der ursprüngliche Familiensitz, der nur eine in Ansätzen repräsentative adelige Lebensführung ermöglichte, zugunsten einer größeren Wasserburg im 20 km entfernten Reichwalde aufgegeben, die das Geschlecht als Lehen seit 1396 innehatte. Dort standen eine stark befestigte, mehr als sechsfach so große Fläche

[18] Billig et al., Die hochmittelalterliche Wasserburg... (wie Anm. 14), S. 195; 206; Spazier, Mittelalterliche Burgen... (wie Anm. 13), S. 113.

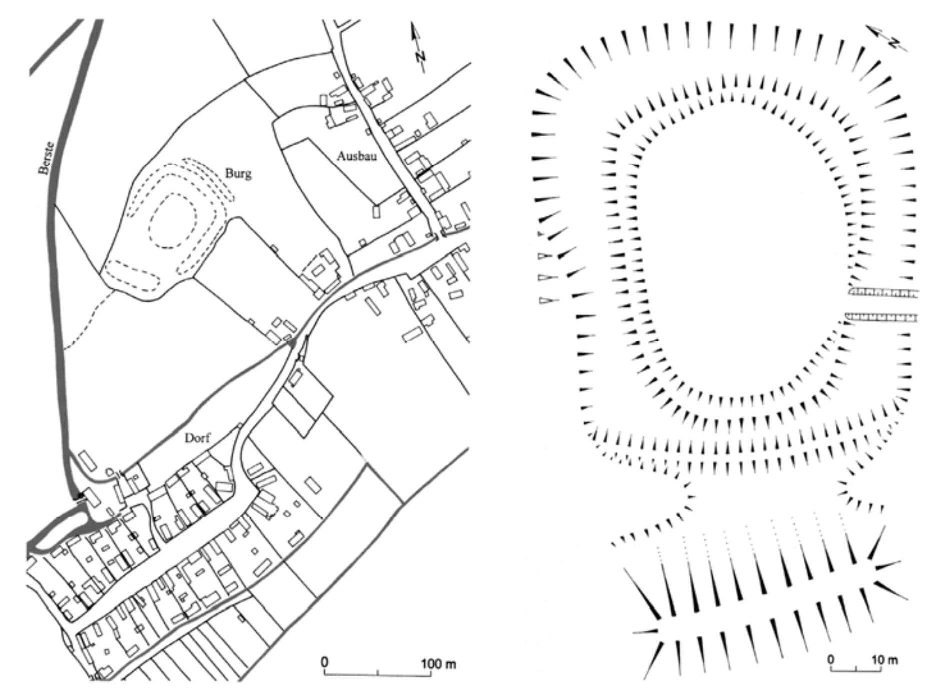


Abb. 12: Reichwalde. Ortslage mit der Burg (Links); Reste der Befestigung (Rechts) (nach Spazier, Mittelalterliche Burgen... [wie Anm. 14], S. 29, Abb. 13; S. 108, Abb. 135).

Nach dem burggesessenen Ortsadel wenden wir uns nun mit der Turmhügelburg bei Weitin in Mecklenburg einem anders strukturierten, herrschaftliches Umfeld zu: es handelt sich um eine Befestigung, die im Zuge des Landesausbaues zum Schutz einer Mühle des Klosters Broda bei Neubrandenburg und einer unmittelbar benachbarten Furt auf der wichtigen Wegstrecke nach Altentreptow angelegt worden war (Abb. 13).[19] Das Kloster Broda bestand seit der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, die in rund 6 km nördlicher Richtung gelegene Mühle wurde etwa um 1300 unter Abt Walwanus errichtet.[20] In den Urkunden des Klosters wird 1348 ein *castrum Walwensmoelen* genannt, bei dem es sich um die nun vorzustellende Burg handeln dürfte; 100 Jahre später findet dann nur noch die Mühle einmal Erwähnung, über das *castrum* schweigen die Quellen. Nach Ausweis des archäologischen Fundmaterials hat die Anlage nur im 14. Jahrhundert bestanden,[21] möglicherweise

[19] Für das Folgende vgl. den Grabungsbericht von Ulrich Schoknecht, Kützerhof und Weitin. Eine slawische Siedlung und ein frühdeutscher Turmhügel, Waren 2000 (Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern, Beiheft 4).

[20] Zusammenfassung zur schriftlichen Überlieferung bei Schoknecht, Kützerhof... (wie Anm. 20), S. 71 ff.

[21] Schoknecht, Kützerhof... (wie Anm. 20), S. 92.

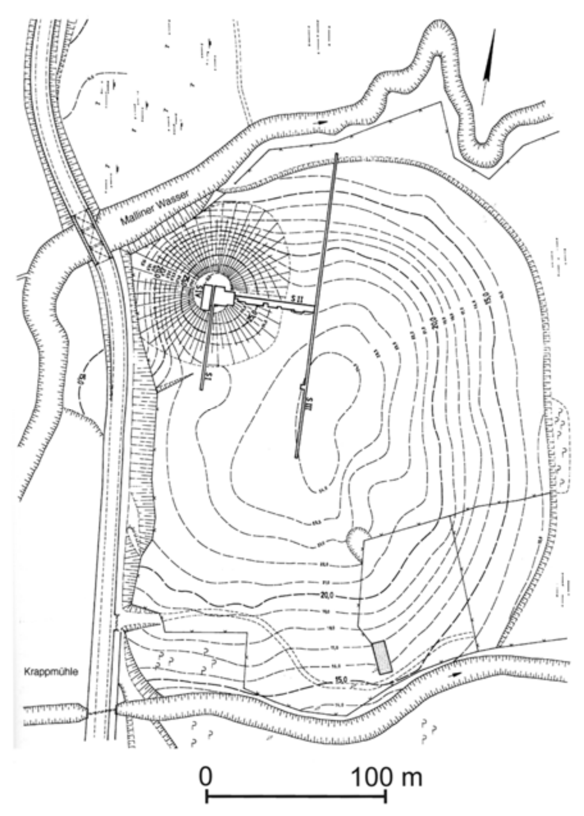


Abb. 13: Weitin. Topographie des Burghügels und seiner Umgebung (nach Schoknecht, Kützerhof... [wie Anm. 20], S. 77, Abb. 4).

hatte die Burg danach ihre Funktion verloren; Hinweise auf eine Zerstörung liegen jedenfalls nicht vor.

Von den Möglichkeiten des Klosters als Bauherrn zeugen eindruckvoll die Befestigungen der auf einer in der Niederung gelegenen Kuppe erbauten Burg, die sich damit bis zu 12 m über dem umliegenden Gelände erhob (Abb. 14): zwei zwischen 3,80 und 4,20 m tiefe und bis zu 17 m breite Trockengräben umgaben das Burgplateau, das zusätzlich durch Palisaden gesichert war. Dort stand ein auf Steinfundamenten errichteter turmartiger, mehrgeschossiger Fachwerkbau mit einer Nutzfläche von 25 qm pro Stockwerk; möglicherweise verfügte der Bau über einen Holzkeller. Eine Vorburg konnte bisher nicht nachgewiesen werden ebenso wenig wie ein zugehöriges Dorf; letzteres verwundert nicht, war die Burg doch speziell zum Schutz der nahe gelegenen Mühle und Furt errichtet worden.

Die schriftliche Überlieferung schweigt zu der sozialen Stellung der Burgbewohner; wir können jedoch vermuten, dass sich diese in einem Dienstverhältnis zum Kloster befanden. Tatsächlich scheint es sich keineswegs nur um bewaffnete Klosterknechte gehandelt zu haben, wie ein Blick auf einige auffällige Komponenten der archäologisch überlieferten materiellen Kultur lehrt: auf einen gewissen

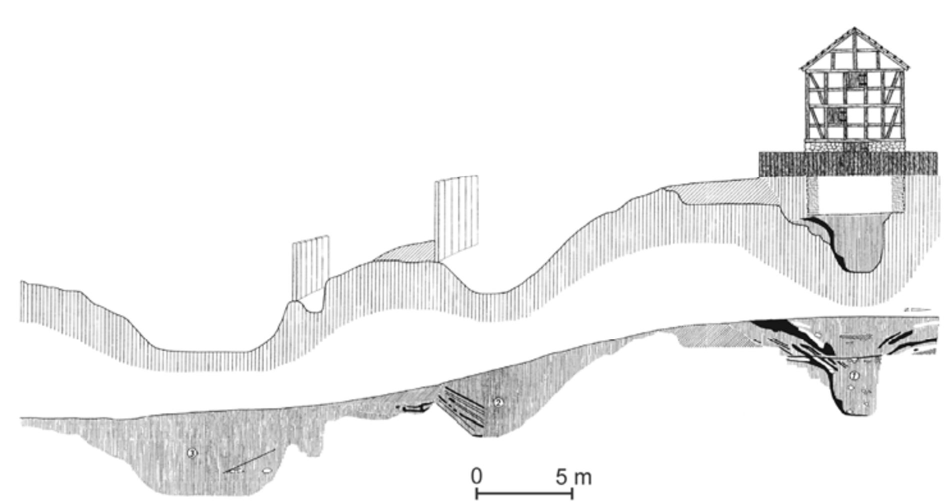


Abb. 14: Weitin. Schnitt durch den Burghügel mit rekonstruierter Bebauung (nach Schoknecht, Kützerhof... [wie Anm. 20], Beilage 1).

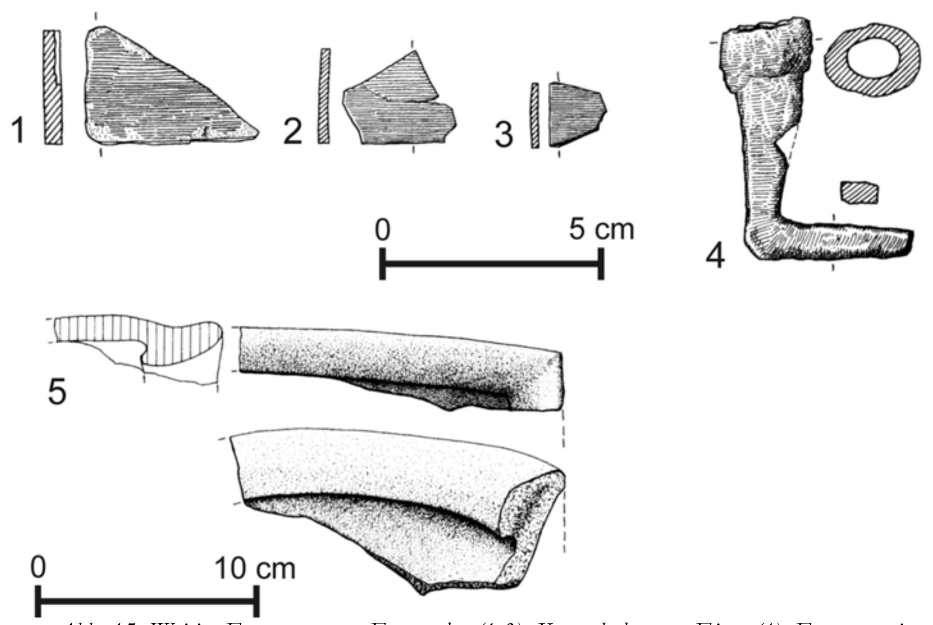


Abb. 15: Weitin. Fragmente vom Fensterglas (1-3); Kerzenhalter aus Eisen (4); Fragment einer Ofenkachel (5) (nach Schoknecht, Kützerhof...[wie Anm. 20], Taf. 11 g; 21 n.p.u; 26 t).

Wohnkomfort weisen wenige Ofenkachelfunde (Abb. 15, 5) sowie möglicherweise auch Fragmente von Fensterglas hin (Abb. 15,1-3). Zur Beleuchtung der Innenräume dienten allerdings nur einfache eiserne Kerzenhalter (15,4). Im Bereich der

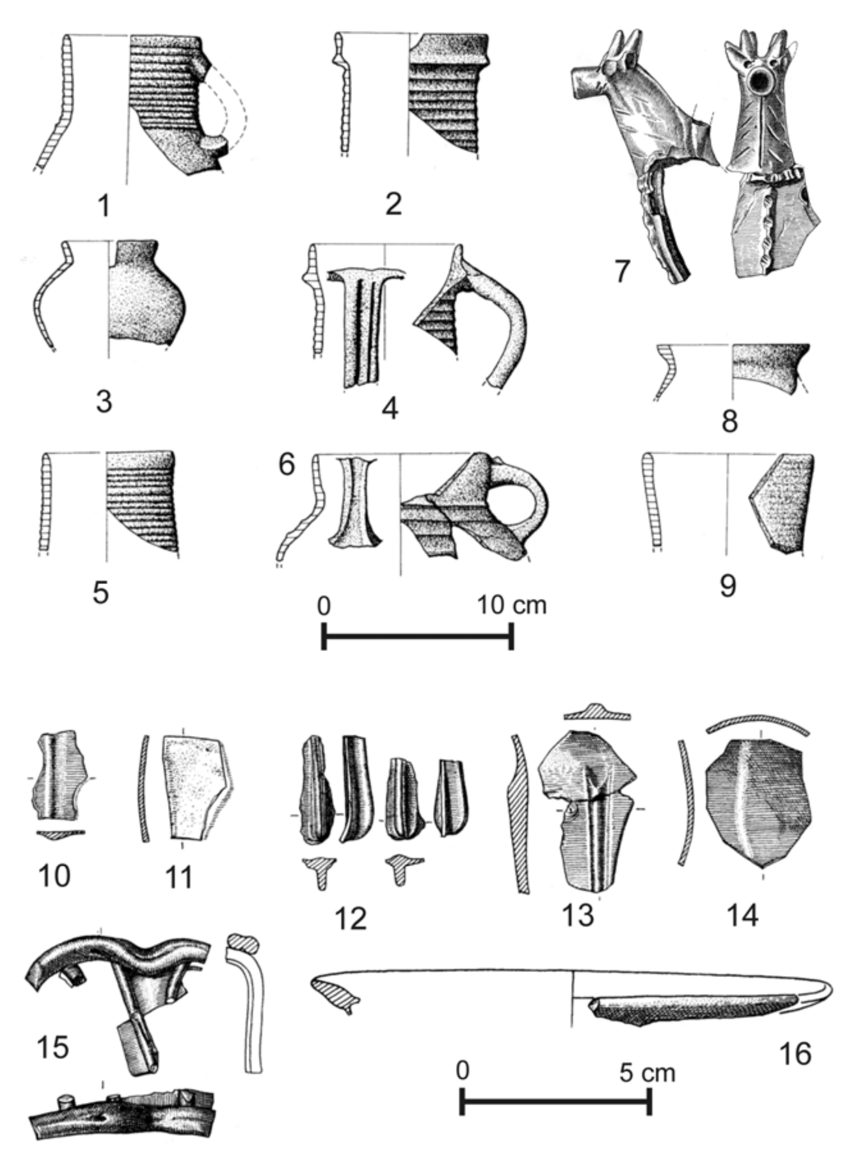


Abb. 16: Weitin. Tisch- und Tafelkultur: Steinzeug (1-6.8-9); Fragment vom Aquamanile (7); Scherben von Trinkgläsern (10-16) (nach Schoknecht, Kützerhof... [wie Anm. 20], Taf. 21 l-m.o.q-t.v; 27 a-h; 29).

Tisch- und Tafelkultur fallen wieder Luxusgegenstände wie Gefäße aus Glas (Abb. 16,10-16) und importiertes Steinzeug (Abb. 16,1-6.8-9) ins Auge; besonders signifikant für den Anspruch auf eine an adelig-höfischen Idealen orientierte Lebensweise kann der Nachweis eines tönernen Gießgefäßes in Hirschgestalt für die Hän-

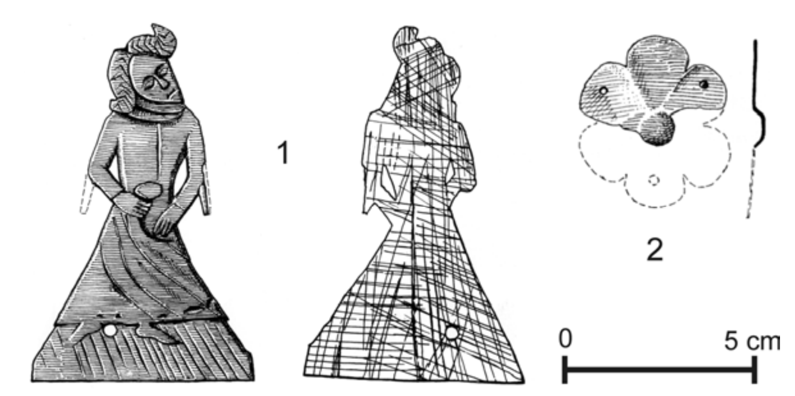


Abb. 17: Weitin. Beschläge (nach Schoknecht, Kützerhof... [wie Anm. 20], Taf. 21 j; 22).

dewaschung bei Tische gelten (Abb. 16,7).[22] Auch ein anderer Fund weist deutlich in dieses kulturelle Milieu: es handelt sich um einen ca. 9 cm großen Kästchenbeschlag aus Knochen in Form einer weiblichen Figur in der zeittypischen Tracht adeliger Damen (Abb. 17,1)[23]; der Beschlag und seine Motivik verweist auf die sog. „Minnekästchen", von deren Exklusivität für die höfische Gesellschaft die heute noch erhaltenen Exemplare eindrücklich zeugen.[24] Schließlich sei auch auf einen unscheinbaren, rosettenförmigen Buntmetallbeschlag verwiesen (Abb. 17,2), möglicherweise ein ehemaliger Kleidungsbesatz: das Motiv der Rose entstammt direkt der höfisch-ritterlichen Vorstellungswelt, erinnert sei etwa an den mittelalterlichen *Rosenroman*[25]. Auch wenn der Beschlag nur noch als ferner Reflex höfischer Lebensformen verstanden wurde, bezeugt er doch den Anspruch der Burgbewohner, hinter denen wir niederadelige Burgmannen des Klosters vermuten dürfen, auf eine standesgemäße Lebensführung. Bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts war die nahe gelegene Mühle durch das Kloster an die Herren von Maltzan, einem niederadeligen Geschlecht aus Mecklenburg verpfändet worden[26]; leider wissen wir nicht, wie lange diese Verpfändung andauerte und ob die Burg darin mit eingeschlossen war. Theoretisch könnten sich jedenfalls auch Angehörige dieser niederadligen Familie unter der Burgbesatzung befunden haben.

---

[22] Vgl. Anm. 12.

[23] Schoknecht, Kützerhof... (wie Anm. 20), S. 88 ff.

[24] Vgl. Elmar Mittler, Wilfried Werber, Hrsg., Codex Manesse, Heidelberg 1988, S. 368; Abb. S. 653 (Kästchen, Kestnermuseum Hannover); Andreas Schlunk, Robert Giersch, Die Ritter. Geschichte, Kultur, Alltagsleben, Darmstadt 2003, S. Abb. S. 42 (Kästchen aus Konstanz, Schweizerisches Landesmuseum Zürich).

[25] Christof Krauskopf, „... davon nur noch wenige rutera zu sehen seyn sollen..." Archäologische Ausgrabungen in der Burgruine Schnellerts, Bamberg 1995 (Kultur- und Lebensformen in Mittelalter und Neuzeit 1), S. 91; zum Rosenroman, vgl. Lexikon des Mittelalters, Band 7, München 2002, Sp. 991-995.

[26] Schoknecht, Kützerhof... (wie Anm. 20), S. 72.

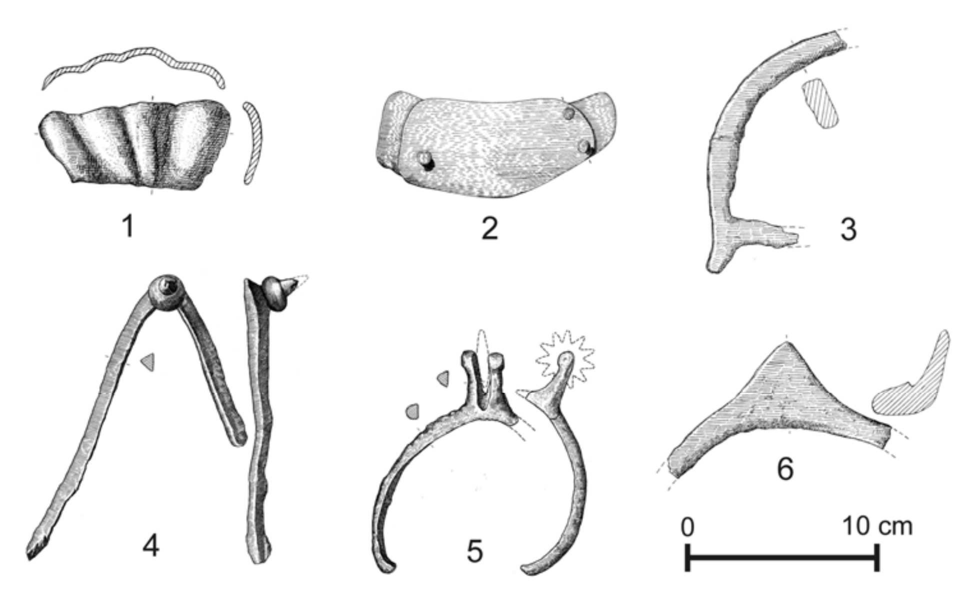


Abb. 18: Weitin. Fragmente von der Körperpanzerung (1-2), Reitzubehör (3-6) (nach Schoknecht, Kützerhof... [wie Anm. 20], Taf. 2a-b; 3 a.e; 4 d-e).

Es sei ausdrücklich darauf verwiesen, dass die genannten Barometerobjekte eher als die ebenfalls vorhandenen Belege für Bewaffnung und Reitzubehör (Abb. 18), darunter sogar das Bruchstück eines Panzerhandschuhes (Abb. 18,1), die doch gemeinhin als adelige Attribute gelten, auf Standespersonen unter den Burgbewohnern hindeuten. Adelige Lebensführung im Spätmittelalter beiderseits der Elbe wurzelte zwar weiterhin im kriegerischen Milieu, bevorzugte jedoch öffentlichkeitsintensive Formen der Standesrepräsentation wie Kleidung oder Tafelkultur.

Zum Abschluss sei eine weitere einfache Turmhügelburg des 14. Jahrhunderts vorgestellt, die beim polnischen Plemięta im Kulmer Land ausgegraben wurde,[27] das in diesem Zeitraum zum Herrschaftsgebiet des Deutschen Ordens gehörte.[28] Die Anlage befand sich im Besitz einer alteingesessenen, niederadeligen Familie, wohl polnischer Abstammung; bei Inbesitznahme des Kulmer Landes hatte der Orden in die Rechte und die Besitzverhältnisse des dortigen polnischen Ritteradels nicht eingriffen; die adeligen Landbesitzer hatten freilich Abgaben und bei Bedarf auch Kriegsdienste zu leisten.[29]

---

[27] Dazu ausführlich die Monographie von Andrzej Nadolski et al., Plemięta. Średniowieczny gródek w ziemi chelmińskiej, Warschau 1985 (Prace archeologiczne 7) sowie den Ausstellungskatalog 800 Jahre Deutscher Orden, Gütersloh 1990, S. 63 ff.; 71 f.; 77 ff.

[28] Zur Herrschaft des Deutschen Orden im Kulmer Land vgl. Marian Biskup, Gerard Labuda, Die Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen. Wirtschaft, Gesellschaft, Staat, Ideologie, Osnabrück 2000, S. 195 ff.; 213 ff.; 291 ff.; 334 ff.

[29] Biskup, Labuda, Die Geschichte... (wie Anm. 29), S. 201; 306 ff.; Friedrich Benninghoven, Hrsg., Unter Kreuz und Adler. Der Deutsche Orden im Mittelalter, Berlin 1990, S. 100 ff.

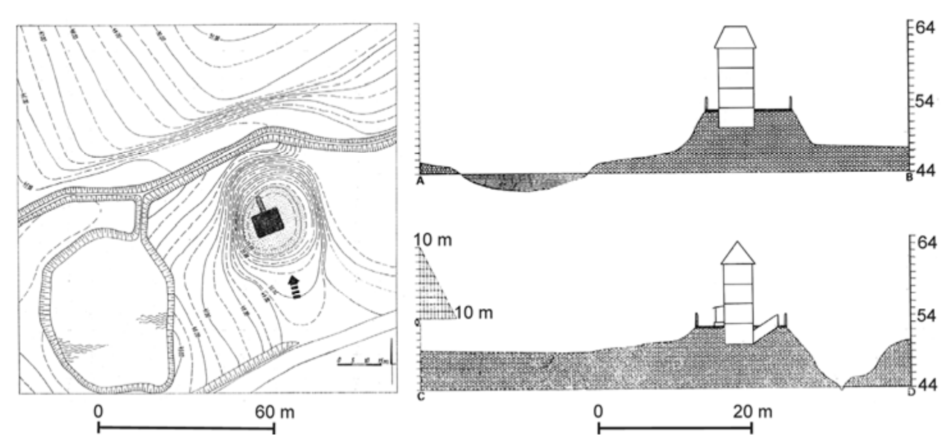


Abb. 19: Plemięta. Topographie des Burghügels (Links); Schnitt durch den Burghügel mit rekonstruierter Bebauung (Rechts) (nach Nadolski et al., Plemięta... [wie Anm. 28], S. 18, Abb. 2; S. 57, Abb. 18).

Nach Ausweis der archäologischen Befunde ging die Burg in Plemięta infolge einer Brandkatastrophe zu Grunde; von der mutmaßlich gewaltsamen Zerstörung zeugen besonders eindrücklich die menschlichen Überreste von zwei Männern, drei Frauen und vier Kindern sowie Pfeilspitzen in tatarischer Formtradition, die sich im Brandschutt fanden. 1414 wird im sog. *Verlustenbuch* der benachbarten Deutsch-Ordens-Komturei Rehden angegeben, dass Kunz aus Plemięta und Heinrich von Bankau am Ort Plemięta im Zuge von Kampfhandlungen zwischen dem Orden und einem polnisch-litauischen Heer, das im übrigen auch über tatarische Hilfstruppen gebot, einen Schaden von 800 Mark erlitten hatten, unter anderen durch den Verlust zweier Bauernhöfe, die mit 200 Mark angesetzt wurden. Es spricht einiges dafür, diese Nachricht und die verbleibende Summe von 600 Mark auf die ebenfalls zerstörte Burganlage zu beziehen.[30]

Aus den genannten Zahlen scheint der ungefähre Stellenwert der Immobilie ersichtlich zu werden: im Grabungsbefund stellt sich die Burg als möglicherweise viergeschossiger Turm mit einer Grundfläche von 7,60 auf 9,50 m in reiner Holzbauweise dar, der anscheinend ohne bedeutende Befestigungsanlagen auskam (Abb. 19). Aus den bei der Zerstörung der Burg in den Boden gelangten Funden wird deutlich, dass das Turmgebäude einem durch die Ausgrabung nicht erfassten Wirtschaftsbetrieb vorstand, der maßgeblich von landwirtschaftlichen Tätigkeiten oder einem hochqualifiziertem Bauhandwerk geprägt war (Abb. 20); von letzterem legt das hölzerne Turmgebäude ausdrücklich Zeugnis ab. Dem plötzlichen Ende dieser Anlage ist es zu verdanken, dass daneben auch ein umfangreiches Waffenarsenal vorliegt, das Schwerter, Dolche, Lanzen- und Geschossspitzen, Bestandteile von Armbrüsten sowie Reste von Rüstungsteilen umfasst (Abb. 21).

[30] Nadolsi et al., Plemięta... (wie Anm. 28), S. 13 ff.; 46 ff.

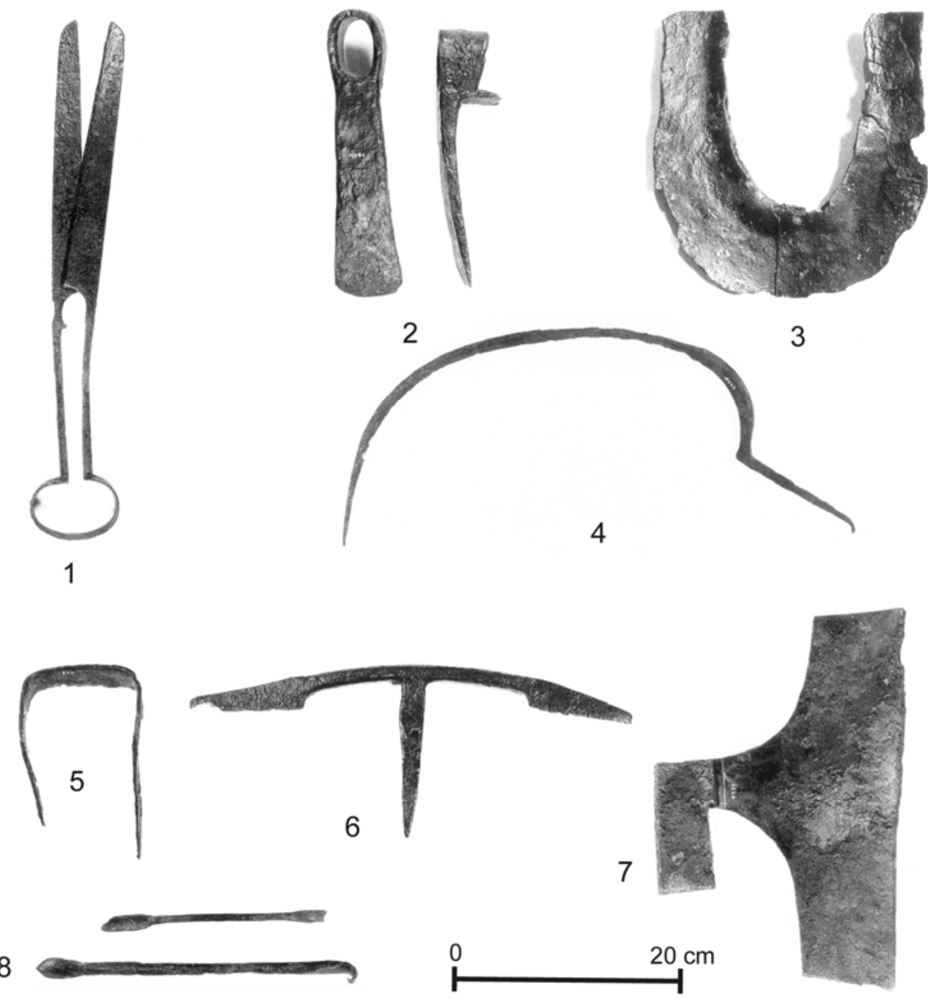


Abb. 20: Plemięta. Landwirtschaftliches Gerät und Werkzeuge zur Holzbearbeitung (nach 800 Jahre Deutscher Orden... [wie Anm. 28], S. 77-79, Abb. II.3.8-9).

Auch vermeintlich adelige Attribute wie Sporen, Steigbügel oder Trensen liegen vor (Abb. 21), es handelt sich um jeweils einfache eiserne Exemplare. Belege innerhalb der Sachkultur für eine überdurchschnittliche Lebensqualität fehlen jedoch weitestgehend. Lediglich geringe Anteile verzierter und glasierter Schank- und Trinkgefäße aus Ton zeugen von etwas gehobenen Ansprüchen bei Tische (Abb. 22,4-13). Aus der gut ausgestatteten Burgküche haben sich Kessel- und Geschirrreste aus Buntmetall erhalten. Der Fund einer Klappwaage (Abb. 22,1) verweist auf eine Verbindung des landwirtschaftlichen Betriebes mit den regionalen Märkten.

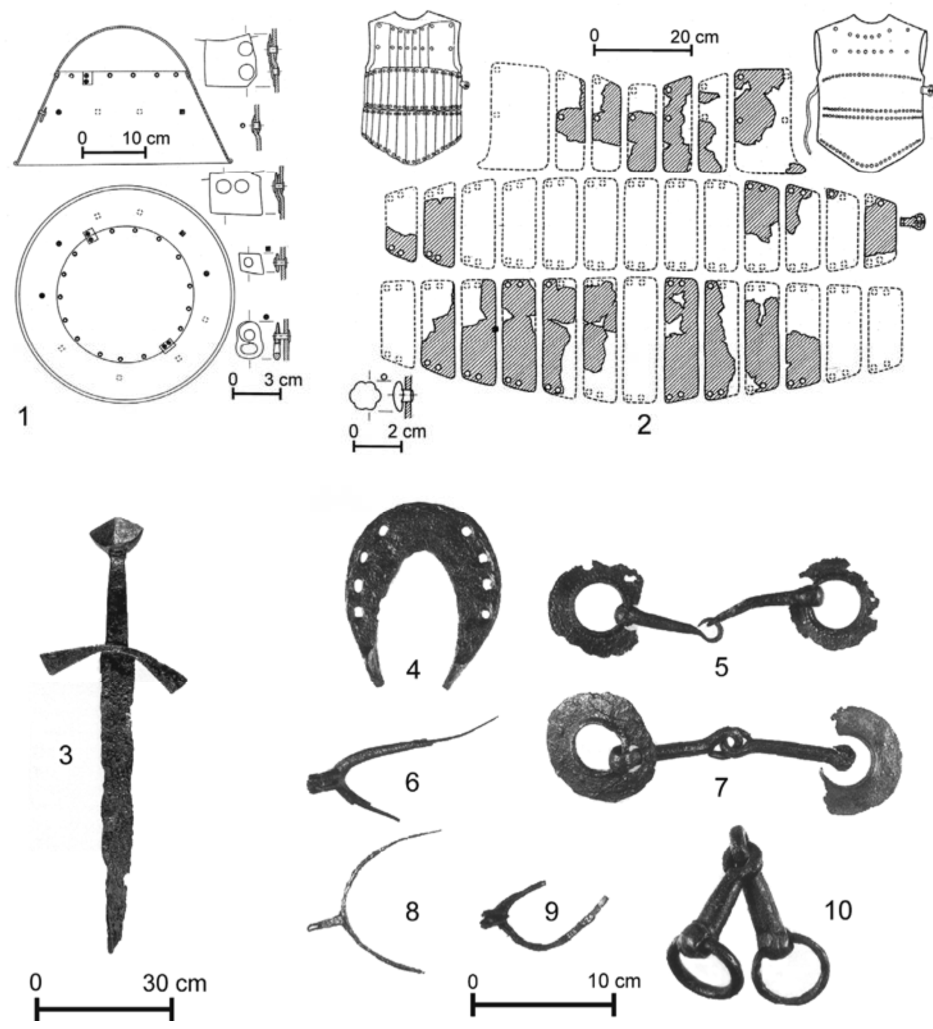


Abb. 21: Plemięta. Funde der Körperpanzerung (1-2); Schwertfragment (3); Reitzubehör (4-10) (1-2 nach Nadolski et al., Plemięta... [wie Anm. 28], S. 90, Taf. VI; S. 93, Taf. VII; 3-10 nach 800 Jahre Deutscher Orden... [wie Anm. 28], S. 62, Abb. II.2.4; S. 71, Abb. II.2.26).

Eine ganz entfernte Reflexion adeliger Lebenswelten stellen Kästchen- oder Truhenbeschläge mit Rosettenmotive dar (Abb. 22,2-3),[31] wobei nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, dass deren ursprüngliche Herkunft aus dem höfischen Milieu den Benutzern noch bewusst war.

[31] Vgl. Anm. 26.

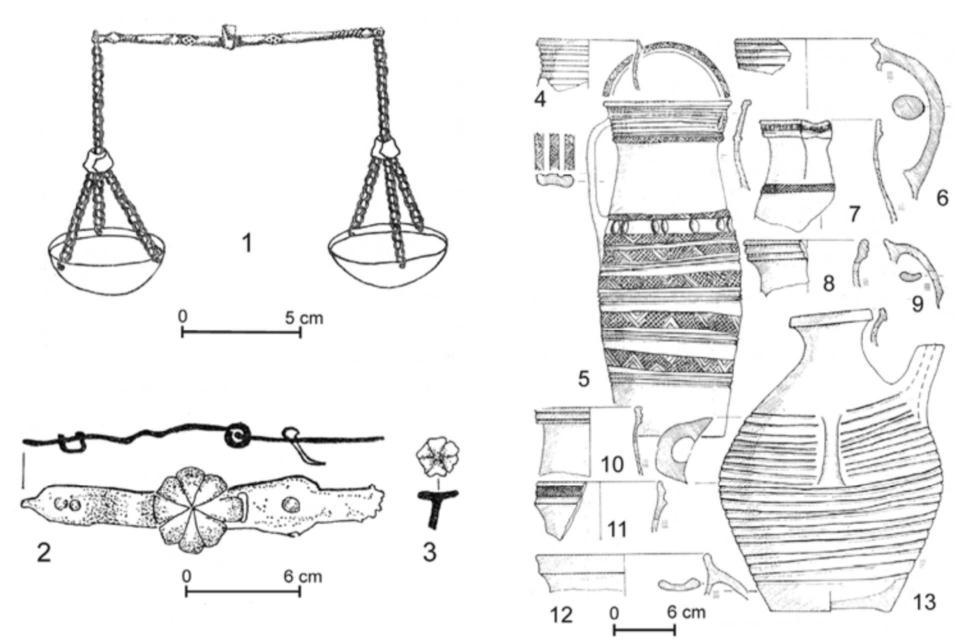


Abb. 22: Plemięta. Waage (1); Beschläge (2-3); Trinkgeschirr (4-13) (nach Nadolski et al., Plemięta... [wie Anm. 28], S. 73, Taf. III; S. 175, Taf. XXXI; S. 192, Taf. XXXVII).

Wie ist das weitestgehende Fehlen von adeligen Barometerobjekten im Falle der Burganlage von Plemięta nun zu interpretieren? Hier stand wohl eindeutig die Funktion der Anlage als Schutz für den angeschlossenen landwirtschaftlichen Betrieb im Vordergrund, der sehr wohl auch von Personen nicht-adeliger Herkunft übernommen werden konnte; die aufgefundenen Waffen sowie das entsprechende Reitzubehör sind also in diesem Fall keine Hinweise auf eine soziale Differenzierung. Die adeligen Besitzer wohnten offenbar nicht in der Burg, die trotz einer bewaffneten Burgbesatzung dem massiven Überfall nichts entgegenzusetzen hatte, wie das abgebrannte Gebäude und die in ihm umgekommenen Menschen, hinter denen wir Teile des Dienstpersonals mit Familien vermuten können, eindrücklich lehren. Die Besitzer von Plemięta als Angehörige des polnischen Ritteradels im Kulmer Landes pflegten an ihrem eigentlichen Wohnsitz sicher eine standesgemäße Repräsentation; die Stellung der polnischen Ritter als adeliger Stand wird schon aus der Tatsache ersichtlich, dass der Deutsche Orden die rechtliche Stellung der Geschlechter nicht angetastet hatte.[32] Die Burgen des Ordens, in der unmittelbaren Nachbarschaft von Plemięta etwa die große Anlage in Rehden,[33] stell-

[32] Biskup, Labuda, Die Geschichte... (wie Anm. 29), S. 201; 219; 307; 334.

[33] Carl August Lückerath, Preussen, in: Horst Wolfgang Böhme et al., Hrsg., Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch, Band 2: Geschichte und Burgenlandschaften, Stuttgart 1999, S. 278 ff., Abb. 147-148; Benningshoven, Hrsg., Unter Kreuz... (wie Anm. 30), S. 154 ff., Abb. F 17.

ten für den einheimischen Adel zudem eindrucksvolle Bezugspunkt für die eigene Selbstdarstellung dar.

Versuchen wir am Ende ein Resümee unserer Ausführungen: wie am Beispiel des Niederadels diesseits und jenseits der Elbe demonstriert werden konnte, spielt die materielle Kultur im Kontext der gruppenspezifischen Verhaltensweisen eine wichtige Rolle beim herrschaftlichen Auftreten des Adels. Die Selbstdarstellung mittels Standesattributen und Statussymbolen vollzieht sich dabei vor allem zwischen den unterschiedlichen Rängen der Adelspyramide, das bedeutet Abgrenzung nach unten und gleichzeitig Orientierung nach oben. Oft genug bleiben dabei die politisch-ökonomischen Möglichkeiten mancher Adelsgeschlechter deutlich hinter dem Grad der materiellen Selbstdarstellung zurück, ablesbar etwa beim Vergleich von Tafel- und Tischkultur und den tatsächlichen Dimensionen der Burganlage. Diese seit dem Hochmittelalter eingeübten Verhaltensweisen werden von den Eliten westlich der Elbe auch im neuen, politisch-ökonomischen Rahmen der deutschen Ostsiedlung in der Germania Slavica beibehalten.

Die innerhalb der mittelalterlichen Sachkultur für den Adel signifikanten Barometerobjekte stammen unter anderem aus den Bereichen der herrschaftlichen Tafel mit Luxusgeschirr aus Glas und wertvoller Keramik; besonders aufschlussreich sind Objekte wie Aquamanilen, die die Orientierung an höfischen Sitten und Verhaltensweisen erkennen lassen.[34] Da wir nur niederadelige Haushalte betrachtet haben, fehlen Trink- und Schankgefäße aus Bunt- oder Edelmetall. Diese Sphäre war dem höheren Adel und den städtischen Eliten vorbehalten, deren wirtschaftliche Basis eine ganz andere war.[35] Für die trotz Landbesitz eher geringfügigen ökonomischen Möglichkeiten der vorgestellten niederadeligen Geschlechter spricht auch die Tatsache, dass bei der Ausstattung der Gebäude verglaste Fensteröffnungen nur selten vorkommen, Dachziegel etwa ganz fehlen. Für die Orientierung am höfischen Leben höhergestellter Adelskreise bieten die vorgeführten Kästchenbeschläge aus Weitin schöne Beispiele: verglichen mit den sog. Minnekästchen der höfisch-ritterlichen Kultur[36] bilden sie gleichsam nur einfache Ausführungen, unterstreichen jedoch die Bedeutung entsprechender Ideale für den privaten Alltag auf einer niederadeligen Burganlage.

Bemerkenswert ist, dass die Waffen- und Reitzubehörfunde der vorgestellten Burgen keine Barometerobjekte per se verkörpern, es sei denn, es handelt sich um sehr qualitätvolle Objekte. Sporen oder Schwertern gelangen im Spätmittelalter auch in die Hände nicht-adeliger Personen, die sich allerdings im Unfeld des Adels bewegen. Vor allem die Sporen werden als „gesunkenes Kulturgut" auch im bäuerlichen Milieu getragen und verweisen auf die sozialen Schichtungen innerhalb des

---

[34] Vgl. Anm. 12.

[35] Zur Sachkultur des Hochadels zahlreiche Beispiele bei Kühnel, Hrsg., Adelige Sachkultur... (wie Anm. 4); zur Sachkultur städtischer Eliten vgl. Harry Kühnel, Hrsg., Das Leben in der Stadt des Mittelalters, Wien 1977 (Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 2).

[36] Vgl. Anm. 25.

Dorfes.[37] Bestandteile der mittelalterlichen Elitenkultur werden also nicht nur zwischen geographischen Räumen bzw. Kulturen transferiert, sondern auch innerhalb sozialer Hierarchien rezipiert.

[37] Dazu ausführlich Norbert Goßler, Gedanken zur sozialen Schichtung im Dorf des Mittelalters aus archäologischer Sicht, in: Claus Dobiat, Hrsg., Reliquiae Gentium. Festschrift für Horst Wolfgang Böhme zum 65. Geburtstag. Teil 1, Rahden/Westf. 2005 (Marburger Studien zur Vor- und Frühgeschichte 14), S. 141-154.

Politik, Macht, Rituale. Landeseliten des Herzogtums Glogau im ausgehenden Mittelalter

Petr Kozák

Der Konflikt als ein Medium, welches die gesellschaftliche und politische Bewegung dynamisiert, gehört in der Historiographie zu den meist frequentierten Forschungsproblemen.[1] Die Zusammenstöße von Personen, Gruppen und ganzen Schichten stellen ihre Akteure immer wieder vor die Notwendigkeit, alternative Verhandlungsmethoden zu suchen. Der innere innovative Charakter von diesen versteckte sich im späten Mittelalter hinter dem äußeren Schleier der traditionellen Instrumente der Sozial- und Machtinteraktion. Die Unsicherheit stört herkömmliche Bande, trägt alte Kanten ab und bildet neue Streichflächen. Kollisionen aller Art erzwingen flexible Entscheidungsfindungen und ersichtlichere Meinungsbildungsprozesse der Teilnehmer. Für den Forscher bietet diese Situation neue Möglichkeiten, weil sie breitere Horizonte für die Detailanalyse öffnet.[2]

---

[1] Zum Konflikt als einem sozialen und politischen Verhaltenstypus, siehe Heinz-Dieter Heimann, Hausordnung und Staatsbildung. Innerdynastische Konflikte als Wirkungsfaktoren der Herrschaftsverfestigung bei den wittelsbachischen Rheinpfalzgrafen und den Herzögen von Bayern. Ein Beitrag zum Normenwandel in der Krise des Spätmittelalters, Paderborn, München, Wien, Zürich 1993. Mit einem Schwerpunkt auf der ständischen Gesellschaft, siehe Hans-Josef Krey, Herrschaftskrisen und Landeseinheit. Die Straubinger und Münchner Landstände unter Herzog Albrecht IV. von Bayern-München, Aachen 2005.

[2] Das Thema dieses Beitrags stellt den Kern der Dissertation des Verfassers dar: Petr Kozák, Zrod stavovského Hlohovska. Mocenská uskupení ve slezském pozdním středověku, ungedruckte Dissertation, Troppau 2008. Eine längere Abhandlung des Verfassers ist außerdem unter folgendem Titel erschienen: Petr Kozák, Konfliktní soužití. Zeměpanská moc, šlechta a obec Velkého Hlohova na sklonku středověku, in: Rituál smíření. Konflikt a jeho řešení ve středověku. Sborník příspěvků z

Der Konflikt steht auch im Kern des Interesses dieser Studie, die räumlich durch das Territorium des schlesischen Herzogtums Glogau (poln. Głogów) begrenzt ist. Am Anfang der Entstehung des Gebietes stand die Desintegration des Piastischen Teilherzogtums Breslau, als dessen Gründungsdatum das Jahr 1251 gilt. Noch Heinrich III. (1274-1309) beherrschte als Herzog von Glogau einen Großteil von Großpolen und aspirierte auf die polnische Königswürde. Nach seinem Tode im Jahre 1309 folgte aber ein rascher Machtverfall. Die Ursache lag in der gleichmäßigen Erbteilung, da jeder Sohn die Gründung eines eigenen Herrschaftsgebiets anstrebte. Erstens verloren die Erben von Heinrich III. Großpolen und nach der Zersplitterung entstand das Herzogtum Glogau im engeren Sinne, ohne die Herzogtümer Öls (poln. Oleśnica) und Sagan (poln. Żagań). Auch dieses Land wurde aber weitergeteilt und die Fürsten unterwarfen sich der böhmischen Lehenshoheit.[3] Zur Wiedervereinigung des „engeren" Herzogtums kam es dank der genealogischen Entwicklung der Herrscherfamilie im Verlauf der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Zeit der relativen Stabilität endete aber bald darauf; neue gewaltige Erschütterungen rief im Jahre 1476 das Aussterben der Piastischen Fürstenlinie hervor. Dem folgte ein ungestümer Herrschaftswechsel, welcher nicht nur von schweren äußeren Kriegsunruhen, sondern auch von schwerwiegenden Konflikten auf der innenpolitischen Bühne des Herzogtums begleitet war.[4]

Gerade die Rivalität in der ständischen Gesellschaft legt das Thema dieser Studie fest und ordnet es chronologisch in die Zeit zwischen den Jahren 1488 und 1493 ein. Die beiden Daten stellen zwei Höhepunkte der damaligen politischen Krise dar. Die stark zugespitzte Situation wurde weiter verschärft durch die Kämpfe innerhalb der Gemeinschaft der Landstände um das dominante Machteigentum und um die nachfolgende Ausübung der so erhaltenen Macht. Die Lösung dieser Konflikte justierte die Regeln des Staatsmechanismus in der kommenden frühneuzeitlichen Epoche neu. Aus der Sicht der modernen tschechischen Wissenschaft verdient auch die Beilegung der Auseinandersetzung spezielle Aufmerksamkeit. Es

konference konané ve dnech 31. května – 1. června 2007 v Brně, Brünn 2008, S. 225-254. Hier wird nur eine gekürzte Skizze vorgestellt.

[3] Zur ältesten Geschichte siehe Tomasz Jurek, Dziedzic Królestwa Polskiego książę głogowski Henryk (1274-1309), Krakau 2006. Das 14. Jahrhundert analysierte Jana Wojtucka, Začlenění Hlohovska do Koruny české a jeho vývoj v letech 1331-1384, in: Korunní země v dějinách českého státu I. Integrační a partikulární rysy českého státu v pozdním středověku, Prag 2003, S. 96-160.

[4] Für das 15. Jahrhundert existiert nur stadtgeschichtlich orientierte Literatur. Wertvoll sind bis heute die klassischen Monographien von Ferdinand Minsberg, Geschichte der Stadt und Festung Gross-Glogau I.-II., Glogau 1853; Otto Wolff, Geschichte der Stadt Grünberg in Niederschlesien von ihrer Entstehung bis zur Einführung der Reformation, Grünberg 1848 und die populärwissenschaftliche Arbeit von Julius Blaschke, Geschichte der Stadt Glogau und des Glogauer Landes, Glogau 1913. Hervorragend ist das Werk von Felix Matuszkiewicz, Geschichte der Stadt Sprottau, Sprottau 1908. Für die polnische historische Literatur stellte in der Regel die alte deutsche Fachliteratur die ausschließliche Quelle dar. Dies gilt auch noch für Marian Kapłon, Głogów i księstwo głogowskie w okresie średniowiecza. Genealogia Piastów głogowskich, Glogau 2003. Durch den ideologischen Ballast leidet die Arbeit von Hieronim Szczegóła, Koniec panowania piastowskiego nad środkową Odrą, Posen 1968. Seine Behauptungen versuchte (aber nur teilweise erfolgreich) das neue Werk von Barbara Techmańska, Niespokojny książe Jan II Żagański, Krakau 2001, zu korrigieren.

handelt sich um ein klassisches Beispiel der so genannten *deditio*, also einer rituellen „freundlichen“ Fehdelösung. Dieser ritualisierte Verhandlungstypus wies im Mittelalter und teilweise auch in der frühen Neuzeit, trotz mancher inhaltlicher Verschiebungen, eine formale Kontinuität auf. Für die mitteleuropäische Geschichte zeigte dies in den letzten Jahren die deutsche Mediävistik auf. In der lokalen Welt der Böhmischen Krone handelt es sich aber um ein quellenmäßig selten dokumentiertes Beispiel einer Sozial- und Machtkommunikation dieser Art.[5]

Den ausgewählten Problembereich kann man als einen traumatischen Punkt der bürgerlichen Kollektiverinnerung bezeichnen. Die vom Schock bestimmten Urteile der Zeitgenossen gewannen schon im 16. Jahrhundert die Form eines eigenwilligen Kultes[6] und ihre Diktion spiegelte sich in der deutschen kritischen Fachliteratur und nach dem Zweiten Weltkrieg auch in den entsprechenden polnischen Arbeiten wider. Die beiderseitige historiographische Produktion leidet aber nach wie vor an einer stark nationalen Sichtweise und/oder verschiedenen Ideologien. Die Historiker waren auch meistens nicht im Stande, den Sinn der symbolischen Kommunikation zu begreifen und den Einfluss der innenpolitischen Kämpfe auf die Manövriermöglichkeit der landesherrlichen Macht zu bewerten. Sie blieben auf der Fassade der historischen Realität und boten eine unrichtige Interpretation der Vergangenheit. Es bleibt eine einzige Möglichkeit: *Ad fontes!*

Im Erbfolgekrieg nach dem Tode Heinrichs XI. (1467-1476), des letzten Sprosses der Glogauer Piastenlinie, siegte sein naher Verwandter der frühere Herzog von Sagan Johann II. (1476/1482-1488). Der neue Herrscher kam aber als Fremder ins Herzogtum, ihm fehlte das System der traditionellen Verbindungen mit den lokalen Eliten und er musste daher aktiv um ihre Unterstützung werben. Es entstand ein Personenkreis, der eine feste Basis für die frühneuzeitliche Elitenbildung legte. In den nächsten Jahren wechselten im Herzogtum Glogau nicht nur Herrscher, sondern auch ganze Dynastien. Die neuen Herrschaften wurden aber immer wieder gezwungen, ihre Regierung an den etablierten Machtstrukturen zu orientieren.[7]

[5] Siehe hauptsächlich Gerd Althoff, Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter, Darmstadt 2003. Für methodische Zugänge zu den Themen „Macht“, „Konflikt“, „Rituale“, „Inszenierung“, siehe die Beiträge von Hans-Werner Goetz und Steffen Patzold, in: Goetz, Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung, Darmstadt 1999: Goetz, „Herrschaft“ oder „Macht“?, S. 193-198; Patzold, Konflikte als Thema in der modernen Mediävistik, S. 198-205; Goetz, Politik und Mentalität: Herrschaftsrepräsentation, Rituale, öffentliche Inszenierungen, S. 212-218.

[6] Im Glogauer Stadtgericht konnte man seit dem Jahr 1593 die sogenannte „Schwarze Tafel“ finden, die die Ereignisse des Jahres 1488 beschrieb. Ihren Text veröffentlichte Minsberg, Geschichte... (wie Anm. 4), Band I, S. 462-463, Nr. 74. Ähnliche Schriften befanden sich aber auch in der Pfarrkirche, vgl. Blaschke, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 152-154.

[7] Zu Johann II., siehe hauptsächlich Szczegóła, Koniec... (wie Anm. 4); Techmańska, Niespokojny... (wie Anm. 4). Zur späteren Entwicklung, siehe Petr Kozák, „Dědictví“ Zikmunda Jagellonského. Emancipační zápas stavů Opavského a Hlohovského vévodství se zeměpanskou mocí na sklonku středověku, in: Slezsko – země Koruny české. Historie a kultura 1300-1740 (im Druck).

Die alte klar definierte, aber nun im Verfall begriffene Machtverteilung zwischen dem schwächer werdenden landesherrlichen und dem stärker werdenden ständischen Teil des politischen Systems führte zum Aufeinanderprallen der unterschiedlichen Machtkonzeptionen. Im Herzogtum Glogau bildete sich ein städtisch-adliges Spannungsfeld heraus. Johann II. musste, ebenso wie andere kleine schlesische Herrscher, seine erhöhte Aufmerksamkeit auf die Bürger richten, weil die Städte eine finanzielle Grundlage seiner ökonomischen Kräfte bildeten.[8] Die Kriegszeit der Jahre 1476-1482 brachte aber zugleich auch die militärische und politische Bedeutung des Adels zurück. Herzog Johann wurde als fremder Herrscher gezwungen, wiederholt Kompromisse zu schließen. Er musste nämlich, mehr als die anderen Fürsten, den Wünschen seiner einflussreichen Untertanen gehorchen. Im Laufe der Zeit sollte sich aber zeigen, wie gegenläufig diese Bestrebungen waren.

Anfangs war der Herzog noch im Stande, die Streitigkeiten zu schlichten. Unter seinen Diplomaten konnte man Persönlichkeiten bürgerlicher Herkunft finden, wie zum Beispiel den Bürgermeister Hieronimus Breyther oder den Schreiber und später auch Bürgermeister zu Glogau Johann Köppel.[9] Auch der einflussreiche fürstliche Kanzler Apicius Colo war ein Geistlicher nichtadeliger Herkunft.[10] Die Integrationsfunktion erfüllte hauptsächlich der landesherrliche Hof.[11] Dieser diente dem Herzog nicht nur als Zentrum der Politikbildung, sondern auch als ein effektives Mittel für die Manipulation der immer selbstbewussteren Landstände. Johann war überdies eine starke Persönlichkeit, die die wirklichen Eliten des Herzogtums, welche vornehmlich die mächtigen und reichen Rechenberger repräsentierten, zu sich heranzog.[12] Die Schlüsselpositionen der Stadt- und Weichbildhauptmänner oder der Befehlshaber in der Armee erwarben Adelige wie Kasper Braun, Hans Ebersbach, Bernhardt Przymke oder Ernst Tschammer.[13] All diese – und haupt-

---

[8] Im Gegensatz zur geschichtswissenschaftlichen Tradition wies Techmańska, Niespokojny... (wie Anm. 4), S. 70-71 nach, dass der Herzog seine Städte zielgerichtet unterstützte.

[9] Köppels Persönlichkeit versuchte Techmańska, Niespokojny... (wie Anm. 4), S. 87 vorzustellen. Breyther stand die gesamten 70. und 80. Jahre des 15. Jahrhunderts hindurch an der Spitze der Stadt (Minsberg, Geschichte... [wie Anm. 4], Band I, S. 532-533). Johann II. delegierte ihnen verschiedene Verhandlungen, die diese gemeinsam mit einflussreichen Adeligen wie Ernst Tschammer, Bernhard Przymke, Kaspar Braun oder Melchior Rechenberg führten. Siehe z. B. Konrad Wutke, Die Inventare der nicht-staatlichen Archive Schlesiens I. Die Kreise Grünberg und Freystadt, Breslau 1908 (Codex diplomaticus Silesiae, XXIV) (im Folgenden zitiert: CDS XXIV), S. 78-79, Nr. 50; S. 106-107, Nr. 6.

[10] Er erschien regelmäßig in den urkundlichen Zeugenreihen und war der vornehmste Ratgeber des Herzogs. Siehe Techmańska, Niespokojny... (wie Anm. 4), S. 86-87.

[11] Den persönlichen Umkreis Herzogs Johann II. versuchten (aber nicht folgerichtig und kritisch) Szczegóła, Koniec... (wie Anm. 4), S. 121-122 und Techmańska, Niespokojny... (wie Anm. 4), S. 85-91 vorzustellen.

[12] Zum Geschlecht von Rechenberg, siehe Tomasz Andrzejewski – Krzysztof Motyl, Siedziby rycerskie w księstwie głogowskim. Zamki i dwory Rechenbergów i Schönaichów, Nowa Sól 2002, S. 7-11, 18-39 und Wolfrad Freiherr von Rechenberg, Die Familie Rechenberg in Schlesien bis zum 16. Jahrhundert, in: Rechenberger Hefte 8, 2003, S. 1-25.

[13] Die drei genannten Adeligen bildeten den Kern der Machtgruppe von Ernst Tschammer. Aus der langen Reihe der Urkunden, in welchen sie einträchtig erscheinen, nenne ich exemplarisch: CDS XXIV (wie Anm. 9), S. 107, Nr. 7, S. 119, Nr. 7 oder Archiwum Państwowe we Wrocławiu, Dep.

sächlich der letztgenannte – gehörten auch später zu den einflussreichsten Männern. Es wird sehr deutlich, dass der Kern der adeligen Herzogsdiener sich bald in eine relativ homogene Gruppe umwandelte, die am Ende im Stande war, die Situation auszunutzen und den Herzog gegen die bürgerlichen Machtkonkurrenten auszuspielen.

Zum ersten gravierenden Zusammenstoß innerhalb der Landstände kam es noch am Ende der Regierung Herzog Johanns. Den Impuls gab eine Krise, die Schlesien im Jahre 1488 befiel.[14] Im Hintergrund stand das Streben Königs Matthias Corvinus, die schlesischen Lehenherzogtümer direkt an sich zu bringen. Die Krise ging in einen Krieg des Königs mit der Opposition über, deren Kern neben dem Herzog von Glogau auch durch die Fürsten von Münsterberg (poln. Żiębice) gebildet wurde. Als Vorwand zum offenen Konflikt dienten die Eheschließungen der Töchter Johanns II. von Glogau und der Söhne Heinrichs von Münsterberg. Bei der Hochzeit forderte der Glogauer Herzog die Huldigung zu Gunsten der neuen Schwiegersöhne. Diese Forderung aber war gegen den König gerichtet und die Stände lehnten sie kollektiv ab. Hierbei könnte Angst, aber auch Berechnung zugrunde gelegen haben. Nach dem Scheitern der beiderseitigen Verhandlungen entschied sich Herzog Johann, den Widerstand mit Gewalt zu brechen.

Der herzogliche Zorn richtete sich aber überraschenderweise nur gegen die städtische Repräsentation. Alle Stadträte im Herzogtum wurden abgesetzt.[15] Die härtesten Repressionen von Seite der Herrschaft betrafen Glogau selbst. Die Stadteliten wurden *vor dem Rathhausse uf dem Marckte*[16] und so im öffentlichen Raum und vor der ganzen Gemeinde des Verrates beschuldigt. Der Stadtrat wurde dann nicht nur abgesetzt, sondern auch ins Gefängnis geworfen und Glogau verlor alle Privilegien.[17] Eingekerkert wurde damals auch der Bürgermeister von Freystadt (poln. Kożuchów) Johann Schultcz, was die Anwendung strengerer Methoden

Mündel (Rep. 133), Sign. 23. Kaspar Braun wurde am Ende der Regierung Johanns Weichbildhauptmann in Sprottau und hatte sein Amt mehr als 10 Jahre inne (die Eckpunkte seiner Tätigkeit in Erich Graber, Die Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens. Kreis Sprottau, Breslau 1925 [Codex diplomaticus Silesiae, XXXI] [im Folgenden zitiert: CDS XXXI], S. 38, Nr. 136 und CDS XXIV [wie Anm. 9], S. 107, Nr. 9). Zur Karriere Ernst Tschammer, siehe (manchmal aber zu „romantisch") Friedrich Wilhelm von Raczek, Geschichte der freiherrlichen Familie von Tschammer, Breslau 1868, S. 23-46. Von 1488 bis zu seinem Tode war er Weichbildhauptmann in Guhrau (poln. Góra Śląska); siehe dazu Dirk Lentfer, Die Glogauer Landesprivilegien des Andreas Gryphius von 1653, Frankfurt/ Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1996, S. 272-273, Nr. 48 und S. 320.

[14] Szczegóła, Koniec... (wie Anm. 4), S. 127-141 und Techmańska, Niespokojny... (wie Anm. 4), S. 61-67.

[15] Gustav Adolf Stenzel, Catalogus abbatum Saganensium, Breslau 1835 (Scriptores rerum Silesiacarum, I) (im Folgenden zitiert: SRS I), S. 392.

[16] Minsberg, Geschichte... (wie Anm. 4), Band I, S. 458, Nr. 73; Gustav Adolf Stenzel, Von den Geschichten Hertzogs Hannss, wie sichs in dem 1488 Jahr ergangen hat, Breslau 1850 (Scriptores rerum Silesiacarum, IV) (im Folgenden zitiert: SRS IV), S. 13; Blaschke, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 150. Der Augenzeuge Marcus Kyntsch schrieb auch: *ihre* [also der Ratsherren] *Frauen wurden gespottet, und ihre Kinder ausgetrieben* (SRS IV [wie in dieser Anm.], S. 5). Die ganze Aktion hatte also einen öffentlichen Charakter mit den Attributen eines legitimierenden Machtspektakels.

[17] Jacobus Schickfusius, New Vermehrete Schlesische Chronica und Landes Beschreibung darinnen Weÿland H. Joach. Curaeus der artzney D. Einem Grundtgeleget, Jehna 1625, S. 206, IV. Buch.

gleichzeitig in anderen Städten andeutet.[18] Interessant ist der Umstand, dass das Eingreifen wider die ungehorsamen Glogauer Vertreter erst nach dem Anmarsch der böhmischen Söldner gelangte. Erst seit diesem Moment hatte der Herzog freie Hand.[19] Es stellt sich die Frage, warum das Vorgehen des Herzogs so einseitig ausgerichtet war. Die Bürgereliten mussten den Höchstpreis zahlen, weil sie in der Gefangenschaft ohne Gerichtsprozess zum Verhungern verurteilt waren.

Die Motive des Landesherrn scheinen auf den ersten Blick ziemlich klar zu sein. Aus der Perspektive des Herzogs Johann musste der Krieg defensiv bleiben und die Stadt Glogau stellte eine der wichtigsten Festungen in Schlesien dar. Von Anfang an war deshalb klar, dass die Operationen der königlichen Armee auf die Eroberung der Stadt zielen würden. In dieser Situation war es natürlich, eine vorbehaltlose Loyalität zu erfordern. Es war daher für den Herrscher von erstrangiger Bedeutung, die oppositionelle Bewegung niederzuschlagen. Glogau war aber zugleich auch eine der größten Städte Schlesiens und spielte im Herzogtum im Verhältnis zu den anderen Städten eine dominante Rolle.[20] Die Glogauer Ratsschicht nahm eine Führungs- und Vorbildstellung innerhalb des ganzen bürgerlichen Standes ein. Der Machtverfall der Glogauer Stadteliten lähmte deshalb die ganze bürgerliche Politik. Da der Adel schon direkt am Anfang der 90er Jahre schnell und aggressiv die Machtstellung seines geschwächten Konkurrenten zu vernichten begann, müssen wir, meiner Meinung nach, die Motive der Entscheidung Herzog Johanns anderswo suchen.

Einer der gefangenen Bürger, welcher über die Schicksale der Eingekerkerten eine Aussage hinterließ, war Johann Köppel.[21] Der bedeutende Diplomat und treue Anhänger des Herzogs[22] sollte noch im Jahre 1488 erfolglos versuchen, den bürgerlichen Widerstand gegen die Huldigung zugunsten der Fürsten von Münsterberg zu brechen.[23] Es ist schwer zu glauben, dass der Lohn für diese Bemühungen das Gefängnis und die Ursache der Bestrafung eine bloße Grausamkeit des Herzogs gewesen sei. Es war übrigens Köppels Tagebuch, welches selbst die Erinne-

[18] SRS I (wie Anm. 15), S. 392. Der Herzog erlaubte ihm später, sich aus dem Land auszuverkaufen.

[19] Dies geschah am 8. März 1488. Nach Glogau kamen 1000 Söldner. Erst dann waren die Ratsherren *jämmerlich gescholten, und gebusst und Verräther geheissen* (SRS IV [wie Anm. 16], S. 5).

[20] Im 15. Jahrhundert dürfte Glogau zwischen 9000 und 11 000 Einwohner gehabt haben, so Marian Kutzner, Głogów, in: Studia nad początkami i rozplanowaniem miast. Tom II, Grünberg 1970, S. 182-183; Krystyn Matwijowski, Głogów. Zarys monografii miasta, S. 115 oder Janusz Chutkowski, Dzieje Głogowa. Tom I, Liegnitz 1991, S. 122.

[21] Das Tagebuch Johann Köppels wurde mehrmals ediert, z. B. SRS IV (wie Anm. 16), S. 12-15; Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 214-224; Minsberg, Geschichte... (wie Anm. 4), Band I, S. 456-459, Nr. 73 oder Blaschke, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 150-151. Eine detaillierte kritische Analyse dieser Quelle führte Kozák, Konfliktní... (wie Anm. 2) durch.

[22] Aus seiner Stellung konnte er Profit ziehen. Die Herzogin Katarina, Frau von Johann II., übertrug ihm die Dörfer Schloin (poln. Słone) und Beichau (poln. Biechów), wie Konrad Wutke, Die Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens II. Kreis und Stadt Glogau, Breslau 1915 (Codex diplomaticus Silesiae, XXVIII) (im Folgenden zitiert: CDS XXVIII), S. 129, Nr. 727.

[23] Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 204. Der Chronist deutet an, dass neben dem Bürgermeister auch andere Ratspersonen den Herzog unterstützten: *Darnach bemühete sich Hertzog Hans durch etliche Rathspersonen, so auff seiner Seiten waren...*

rung an den Herrscher verdunkelte. Der ehemalige Bürgermeister trägt in dem Tagebuch eine monumentale und zugleich tendenziöse Anklage gegen seinen Herrn vor, den er der Tyrannei beschuldigt. Die Entstehungsumstände des suggestiven Textes, also das Gefängnis, die Schmerzen und die Erwartung des Todes, steigerten im Voraus die Glaubwürdigkeit des Inhalts bei den Lesern. Deshalb muss man die Frage nach den Motivationen des Verfassers stellen. Neben dem Martyrium konnten es auch geknickte Hoffnungen gewesen sein, die die bürgerlichen Politiker mit der herzoglichen Stellung verbanden. Oder handelte es sich um ein Zeugnis misslungener politischer Intuition? Vielmehr geht es dabei auch um ein interessantes Zeugnis der Innenkämpfe in der Glogauer Ständegesellschaft.

Unter Umständen war es einfacher, die Städte als den Adel zum Gehorsam zu bringen. Der Herzog war sich dessen bewusst. Die Nobilität musste er für sich zugleich individuell und kollektiv gewinnen. Er konnte damit auch gezwungen sein, dem adeligen Wunsch nach Erniedrigung der bürgerlichen Konkurrenten entgegenzukommen. Der von der königlichen Seite hart bedrängte Herzog unterlag wahrscheinlich der Einflussnahme seiner adeligen Räte. Gerade deshalb mussten schließlich auch Anhänger des Herzogs wie Johann Köppel zum Opfer einer ausgeklügelten Verschwörung werden. Der dem Herzog eher geneigte Adel stand dann im Krieg des Jahres 1488 wirklich auf der landesherrlichen Seite, und seine bedeutendsten Vertreter wie Nickel Rechenberg, Bernhard Przymke, Kasper Braun oder Ernst Tschammer zeigten damals eine erstaunliche Treue und zwar auch in der Zeit nach der bedingungslosen Kapitulation ihres Herrn.[24] Die Liquidation der bürgerlichen Gesellschaftselite gilt zugleich als Memento ihrer Niederlage im Kampf um die Beteiligung an der neu entstehenden Machtverteilung innerhalb der Landstände. Die neue Machtverteilung konstituierte sich definitiv gerade während dieser Kämpfe. Das Urteil über die gefangenen Bürger wurde dann in der belagerten Stadt geheim gesprochen und seinen grausamen Vollzug führte die Adelselite durch.[25]

Drei Fakten erlauben, die wirklichen Regisseure der Ereignisse zu identifizieren. Erstens gibt es hier eine merkwürdige Ähnlichkeit im „Stil“ der Politikausübung in den Krisen aus den Jahren 1488 und 1493. Die bisherige Geschichtsschreibung unterschätzte auch den Fakt der Abwesenheit des Herzogs in der belagerten Stadt. Den dritten Schlüssel zum Verständnis der Glogauer Ratsherrentragödie stellte eine rätselhafte Gestalt dar, die sich in den Quellen unter den Namen *Busch*, *Busco*, *Buscus*, *Nenne*, *Neme* oder *Herzogs Vater* zeigt. Diese geheimnisvolle

[24] Nickel Rechenberg brannte das Dorf Prinkendorf (poln. Przybków) bei Liegnitz (poln. Legnica) nieder, Bernhard Przymke war einer von den Befehlshabern im belagerten Glogau und plünderte auch die Güter der Gegner (SRS IV [wie Anm. 16], S. 15-17). Der Sprottauer Hauptmann Kasper Braun verteidigte die dortige Burg auch nach der Kapitulation der Stadt (Matuszkiewicz, Geschichte... [wie Anm. 4], S. 56-57, 185-187; dazu auch CDS XXXI [wie Anm. 13], S. 38, Nr. 136). Ernst Tschammer verhandelte mit dem König Matthias Corvinus bessere Bedingungen für den Herzog (Raczek, Geschichte... [wie Anm. 13], S. 34-35). Noch im Jahre 1490 sollten sich bei Schwiebus die Anhänger des Herzogs versammelt haben (Techmańska, Niespokojny... [wie Anm. 4], s. 93-94).

[25] Ausführlich dazu Kozák, Konfliktní... (wie Anm. 2).

Figur erwarb schon bald nach dem Sturz der Piasten-Herrschaft eine fast dämonische Form, die im Verlauf der Zeit durch eine vertiefende Anonymität potenziert wurde.[26] Unser Wissen über das Curriculum vitae von Busch wurde in erster Linie durch das Tagebuch von Johann Köppel geprägt. Deshalb ist es nützlich, diese Quelle genauer zu betrachten.

Die Erzählung des ehemaligen und damals eingekerkerten Bürgermeisters machte aus Busch einen Verbrecher, welcher für das tragische Schicksal der eingesperrten Bürger verantwortlich gewesen sei. Es sollte gerade Busch sein, der *die Schlüssel zu dem Thurm* genommen habe und weggegangen sei.[27] Niemand sei zurückgekommen. Seine Schuld sollte aber trotzdem nicht so groß gewesen sein, weil er nur als Instrument Herzog Johanns II. gedient habe. Das ist auch der Kern des Inhalts von Köppels Werk. Die Achse der Erzählung stellt die Anklage der landesherrlichen Macht dar. Dem entspricht auch die formelle Struktur des Textes, die mit der Zusammenfassung der angeblichen herzoglichen Grausamkeiten anfängt. Die Krönung dieser Tyrannei habe dann die Verhaftung des Stadtrats dargestellt. Vom Tyrann kann man dabei kein Erbarmen erwarten. Das Tagebuch kann man also als eine eigenartige „Reisebeschreibung" bezeichnen, die vom Anfang an mit dem Tod enden musste. Das Schicksal der Helden ähnelt dem Martyrium von Heiligen. Solche Sicht wird dem Leser jedenfalls von Johann Köppel suggeriert.

Die Wirklichkeit war aber ohne Zweifel vieldeutiger. Es ist notwendig, sich zu vergegenwärtigen, dass der Verfasser seine Abhandlung kurz vor seinem Tod schrieb.[28] Die Bedingungen im Gefängnis waren damals wahrlich sehr hart und man muss sich fragen, ob es so vom Anfang an gewesen ist. Aus dem Faktum, dass Köppel im Kerker das Notwendige zum Schreiben zur Verfügung hatte, kann man vorsichtig folgern, dass die Bedingungen im Gefängnis recht gut gewesen sind. Als Nachweis für eine solche These könnte auch die Erwähnung dienen, dass zu den Eingekerkerten anfangs ihre Familienmitglieder und Freunde Zugang hatten, die ihnen auch Essen brachten. Die Zelle wurde überdies mit Kerzen beleuchtet, aus deren Dochten sich Köppel die Tinte verfertigte.[29]

Die Bedingungen im Gefängnis wurden erst nach dem 14. August schlechter und somit nach immerhin fünf Monaten. Damals starb Anton Knappe und man kann folgern, dass es sich von der Seite der Kerkermeister um eine Reaktion gegen Unzufriedenheit handelte. Der Herzog wollte wahrscheinlich nicht, dass die Ratsherren starben. Die Opponenten sollten nur bestraft werden und ihren Einfluss

[26] Das Wissen über die Herkunft von Busch war schon im 16. Jahrhundert umstritten. Letztens widmete der Busch-Problematik ein paar Zeilen – ohne zu überzeugen – Techmańska, Niespokojny... (wie Anm. 4), S. 88.

[27] SRS IV (wie Anm. 16), S. 14; Minsberg, Geschichte... (wie Anm. 4), Band I, S. 459, Nr. 73; Blaschke, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 151.

[28] Köppel endete sein *in dieser Noth und Pein* geschriebenes Tagebuch kurz nach dem 18. September. Als Letzter starb er im Gefängnis am 23. September. Vgl. Bernhard Dreissigmarck (SRS IV [wie Anm. 16], S. 14).

[29] SRS IV (wie Anm. 16), S. 13 und 14; Minsberg, Geschichte... (wie Anm. 4), Band I, S. 457 und 459; Blaschke, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 151.

unter dem Bürgertum verlieren. Dies bezeugt auch die wiederholte Verweigerung der Sakramente, wenngleich die Gefangenen darum immer wieder baten, sowie die Freigabe *aus Gnaden* von Niclas Guntzeln (13. September), welcher am Rande des gesundheitlichen Kollapses stand.[30]

Nüchterner als es in der bisherigen Literatur gesehen wird kann man auch den Hauptpunkt der Anklage erklären, nämlich die Nicht-Anlieferung von genügenden Mengen vom Essen und Trinken. Glogau wurde seit Mitte Mai durch die Armee des Königs Matthias Corvinus belagert und am 14. Juni verließ Johann II. die Stadt, um bei Sprottau (poln. Szprotawa) neue Söldnergruppen zu sammeln und mit den angrenzenden Fürstenhöfen zu verhandeln. Der Herzog sollte nie mehr nach Glogau zurückkehren. Den Oberbefehl übernahmen Kanzler Apicius Colo und einer der Schwager Johanns, Herzog Georg von Münsterberg (poln. Ziębice). Die Situation der Verteidiger wurde aber Anfang August schlimmer, denn ab diesem Zeitpunkt wurde das Übergewicht der königlichen Armee immer größer. Glogau war durch ein System von Gräben und Palisaden verschanzt und somit von seiner Umgebung abgeschnitten. Es ist zugleich in dieser Zeit, dass Anton Knappe starb und dass das Verhalten der Befehlshaber sich änderte. Der abwesende Herzog verlor – und das ist das Entscheidende – aber seinen direkten Einfluss auf seine Vertreter. In der Stadt verringerten sich die Nahrungsmittelreserven und die Situation wurde am Anfang vom September kritisch. Seit dem August bekamen auch die Häftlinge das Essen immer unregelmäßiger, was sich mit dem Beginn des nächsten Monats noch verschlechterte. Am Ende des Oktobers flüchteten aus Glogau die beiden Befehlshaber und am 18. November kapitulierte die erschlagene Stadt. Johann Köppel und seine Genossen waren aber schon tot.[31]

Die Drosselung vom Essen und Trinken muss man im Zusammenhang mit der Situation in der belagerten Stadt wahrnehmen. Aus dieser Sicht ist auch die Schuld Herzog Johanns II. strittig. Es stellt sich aber gleichzeitig die Frage, ob für die Nicht-Verpflegung der eingekerkerten Glogauer Ratsherren die beiden Oberbefehlshaber verantwortlich gewesen waren. Neben diesen bewegten sich nämlich in der Stadt auch einflussreiche Adelige, die gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft nicht freundlich eingestellt waren, wie zum Beispiel Bernhard Przymke oder auch der geheimnisvolle Busch. Nach der Aussage von Johann Köppel sollte es gerade Busch gewesen sein, welcher die Schlüssel vom Gefängnis wegnahm und die Gefangenen damit zum Tode verurteilte. Was für eine Person war also überhaupt dieser schon mehrmals erwähnte Busch?

Köppel charakterisierte ihn gemeinhin als jemanden von Adel und als einen fürstlichen Günstling. Busch soll sogar Herzog Johann II. bei dem polnischen

[30] SRS IV (wie Anm. 16), S. 14; Minsberg, Geschichte... (wie Anm. 4), Band I, S. 458; Blaschke, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 151. Guntzeln starb sowieso 14 Tage später, wahrscheinlich aus Erschöpfung (SRS IV [wie Anm. 16], S. 15).

[31] Zu den politischen Fakten des Kriegs, siehe Techmańska, Niespokojny... (wie Anm. 4), S. 61-67 und Szczegóła, Koniec... (wie Anm. 4), S. 127-141.

Feldzug im Jahre 1474 vor dem Feuer gerettet haben.[32] Hier muss man auch den Ursprung des Spitznamens *Herzogs Vater* und *Nenne* / *Neme* suchen.[33] Der ehemalige Bürgermeister brauchte keine anderen Namen zu verwenden, weil es in seiner Zeit um eine allgemein und gut bekannte Person handelte. Kanzler Apicius Colo sandte zwei Vertreter des Adels aus dem belagerten Glogau nach Sprottau, wo Herzog Johann weilte, mit der Bitte um eine Heerverstärkung aus. Der Augenzeuge Marcus Kyntsch nannte Bernhard Przymke und Anzold Buschko Ebersbach, welcher ein Verwandter des Höflings Hans Ebersbach war.[34] Herzog Johann II. führte wirklich einen Versorgungsvorstoß durch,[35] bei welchem die beiden Gesandten zurückkehren konnten. Bernhard Przymke war schon bald danach tatsächlich in der Stadt, am 20. Oktober requirierte er als Kriegshauptmann von den Bürgern die Reste der Nahrungsmittelreserven.[36] Es wäre nur natürlich, wenn mit ihm auch der zweite Gesandte Anzold Buschko, den man mit dem geheimnisvollen und einflussreichen Busch identifizieren muss, zurück nach Glogau kam.[37] Es war also ein Mitglied einer der vornehmsten adeligen Geschlechter, der Ritter von Ebersbach, der über die im Gefängnis sitzenden Bürger das Urteil sprach. Ohne Zweifel spielte er keinesfalls eigene Machtspiele. Seine Tat bildete übrigens nur die erste Phase der adeligen Offensive gegen die bürgerlichen Machtkonkurrenten.

Der bewaffnete Konflikt mit Matthias Corvinus im Jahre 1488 schloss also definitiv die Piasten-Herrschaft im Herzogtum ab.[38] Es folgte ein kurzer Zeitabschnitt (1489-1508), in welchem sich mehrere verschiedene Landesherren auf dem herzoglichen Thron abwechselten: Matthias Corvinus und sein Sohn Johann, König Vladislav II. von Böhmen (dreimal) und seine Brüder Johann Albrecht und

---

[32] *Da kam einer der hiess der Neme, darum dass er Hertzog Hansen aus dem Feuer trug, da er in Polen die Kiefel ausbrandte,* schrieb Kyntsch (SRS IV [wie Anm. 16], S. 14). Diese Sage kannte auch der Verfasser von Catalogus abbatum Saganensium (SRS I [wie Anm. 15], S. 376). Das Dorf „Kiefel" ist Kłębow im Groß-Polen, wie Techmańska, Niespokojny... (wie Anm. 4), S. 88 (über den Feldzug aus dem Jahr 1474, siehe S. 46-47) nachwies. Zu den Ereignissen des Jahres 1474, siehe Krzysztof Baczkowski, Walka Jagiellonów z Maciejem Korwinem o koronę czeską w latach 1471-1479, Krakau 1980, S. 107-123.

[33] Es geht um eine Verballhornung des Spitznamens „Nieśna", also der, welcher trägt oder hinausträgt. Techmańska, Niespokojny... (wie Anm. 4), S. 88.

[34] SRS IV (wie Anm. 16), S. 11. Zu Hans Ebersbach als Höfling Herzog Johanns II., siehe Techmańska, Niespokojny... (wie Anm. 4), S. 91. Die Karriere von Hans Ebersbach erreichte ihren Höhepunkt im Rahmen der Machtgruppe, die Ernst Tschammer umgab.

[35] SRS IV (wie Anm. 16), S. 11.

[36] SRS IV (wie Anm. 16), S. 15-16.

[37] Wolff, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 119-122 schreibt, dass Busch mit Vornamen Johann geheißen habe, dass er Hauptmann in Glogau gewesen sei und dass er auch andere Leute habe verhungern lassen. Dies alles basiert aber auf Irrtümer, welche später noch Blaschke, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 157 wiederholte.

[38] Der Vertrag zwischen dem König Matthias und den Herzögen Johann II. und Heinrich von Münsterberg, in: Nicolaus Bobowski, Codex diplomaticus Poloniae. Tom IV. Res Silesiacae, Warschau 1887, S. 177-180, Nr. 100.

Sigismund.[39] Außer dem Letztgenannten, residierte von diesen keiner im Herzogtum und das Land wurde durch Landeshauptmänner verwaltet. Es war eine Zeit des Verlustes der alten Sicherheiten, die eine rasche Schwächung der landesherrlichen Autorität mit sich brachte. Die Relativierung der alten Machtverhältnisse zwang dabei die einflussreichsten Vertreter der Landstände zur Übernahme der Regierungsverantwortung und verschärfte damit weiter den bisherigen Streit im Inneren. Die neuen Herrschaften mussten deshalb bald alte Differenzen beilegen und Wege zu den schon etablierten Machtstrukturen finden. Ihre Vorgehensweise bestätigte deutlich die wachsende Macht des Adels, welcher den Großteil ihrer Aufmerksamkeit beanspruchte. Naturgemäß verfolgten die Landesherren, die inmitten einer fremden Umwelt standen, Wege zur Stabilität und stützten sich deshalb auf die zu diesem Zeitpunkt stärkste Partei.

Der erfolgreiche Angriff auf die Repräsentation der Städtepolitik aus dem Jahre 1488 vereinigte die dominante Adelsgruppe und unterstrich ihre Autorität. Hauptsächlich Ernst Tschammer drang in den Vordergrund und stand in den Jahren 1489-1492 an der Spitze der ganzen Landstände. Gerade mit seinem Namen ist der definitive Triumph des Adels im Kampf um die Oberhand in der Landespolitik verbunden. Den formalen Kern des Streits bildete die Rivalität zwischen Städten und Adel um die Überhand im Gerichtssystem des Landes.[40] Durch seine Beherrschung konnte nämlich die eine oder andere Fehdeseite ihren Sieg bestätigen und ihre neugewonnene Machtstellung legalisieren.

Die gefährliche Paralyse der bürgerlichen Führungsschicht und damit der gesamten Stadtpolitik dauerte lange Zeit. Glogau wurde überdies durch die lange Belagerung und bald auch durch das katastrophale Feuer ruiniert.[41] Die gefälligen Gesten König Matthias Corvinus'[42] liefen der realen Tätigkeit seines Landeshauptmannes Urban Hollinperger zuwider, welcher die städtischen Freiheiten in Angriff nahm und mit Strafen nicht sparte.[43] Die Nobilität, die durch die Nach-

---

[39] Die beste Bearbeitung der Glogauer Geschichte vom Tode König Matthias Corvinus' (1490) bis zum Eintritt Sigismunds auf den polnischen Thron (1506) ist Stanisław Nowogrodzki, Rządy Zygmunta Jagiellończyka na Śląsku i w Łużycach (1499-1506), Krakau 1937.

[40] Zum Gerichts- und Verwaltungssystem des Herzogtums, siehe Marian Józef Ptak, Zgromadzenia i urzędy stanowe księstwa głogowskiego od początku XIV w. do 1742 r., Breslau 1991 und auch Felix Matuszkiewicz, Die mittelalterliche Gerichtsverfassung des Fürstentums Glogau, Breslau 1911 (Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, Band 13).

[41] Zum Feuer in Glogau, siehe SRS IV (wie Anm. 16), S. 17; Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 222. Auch Freystadt brannte aus, wie Gottfried Förster, Annalecta Freystadiensia oder Freystädtische Chronica, Lissa 1751, S. 77.

[42] Glogau wurde hauptsächlich auf 10 Jahre von der Steuer befreit (CDS XXVIII [wie Anm. 22], S. 133, Nr. 756; Schickfusius, New Vermehrete... [wie Anm. 17], S. 222). Ein ähnliches Privilegium (Schuldenmoratorium auf 3 Jahre) erhielt aber auch der Adel (Archiwum Państwowe we Wrocławiu, Księstwo Głogowskie – Dokumenty [Rep. 4b], Sign. 4; Dirk Lentfer, Die Glogauer... [wie Anm. 13], S. 167-169, Nr. 1).

[43] Urban Hollinperger (auch Nymptsch genannt) wurde nach der Kapitulation der Besatzung Herzogs Johann II. im November 1488 Landeshauptmann (in den Quellen zum ersten Mal 4. 12., wie CDS XXIV [wie Anm. 9], S. 107, Nr. I.V.5) und hatte das Amt bis zur Einsetzung des neuen Königs von Böhmen Vladislav II. im September 1490 inne (Dirk Lentfer, Die Glogauer... [wie Anm. 13], S. 317). Zur Aktivität des Hauptmanns, siehe Hermann Markgraf, Annales Glogovienses bis z. J. 1493.

sicht der Hauptmänner aktiviert zunehmend Druck ausübte, erwirkte für sich schon im November 1490 von König Vladislav II. von Böhmen eine Urkunde, laut welcher das Aufhalten und das Richten des Adels durch die Städte verboten wurde.[44] Im ungarischen Pressburg (slowak. Bratislava) war damals auch die bürgerliche Delegation anwesend, was das Misslingen der städtischen Politik im Verhandeln um einen *modus vivendi* mit dem neuen Herrscher anzeigt.[45]

Zum entscheidenden Zusammenstoß zwischen Adel und Städten kam es im Jahre 1493. Die neue Verwaltung der Stadt Glogau bemühte sich, ihre einstigen Kräfte wieder aufleben zu lassen. Ihre Aktivität war aber im Vergleich zum Adel eher defensiv. Im Jahre 1491 kam es zur Wiedergeburt der bürgerlichen Politik. Unter der Führung Glogaus schlossen die Städte eine Konföderation zur Verteidigung der Privilegien. Die Teilnehmer kündigten damit zugleich ihre Ambitionen an, die Formulierung von *bonum commune* in ihre Hände zu übernehmen.[46] In demselben Jahr kam es aber auch zu einem weiteren Regierungswechsel. Auf den Glogauer Fürstenthron wurde Johann Albrecht, ein jüngerer Bruder des böhmischen Königs Vladislav II., erhoben.[47] Die faktische Verwaltung übernahm dabei Johann Polak Karnkowski, welcher das Landeshauptmannsamt erhielt.[48] Der neue Statthalter geriet in die Mitte der Machtkämpfe, in denen er sich auf die Seite der stärkeren (aussichtsreicheren) Partei schlug. Diese so entstandene enge Koalition zwischen dem Adel und dem Repräsentanten der landesherrlichen Autorität wurde dann durch die reale Abhängigkeit des Landeshauptmannes von der dominanten Machtgruppe weiter gefestigt.

Anfang des Jahres 1493 erreichte die innenpolitische Krise ihren Höhepunkt. Auch innerhalb der Glogauer Ratsschicht entbrannte ein Machtkampf, in welchem alle anderen Ratsherren mit Martin Arnold an der Spitze gegen den einflussreichen

Nebst urkundlichen Beilagen, Breslau 1877 (Scriptores rerum Silesiacarum, X) (im Folgenden zitiert: SRS X), S. 60; Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 222-223; Matuszkiewicz, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 62 und Wolff, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 132.

[44] Archiwum Państwowe we Wrocławiu, Księstwo głogowskie – Dokumenty (Rep. 4b), Sign. 7.

[45] Ausführliche Analyse mit Literatur- und Quellenhinweisen in Kozák, Konfliktní... (wie Anm. 2).

[46] Den Bund schlossen damals die Städte Glogau, Freystadt, Sprottau (poln. Szprotawa), Grünberg (poln. Zielona Góra) und Schwiebus (poln. Świebodzin) (CDS XXVIII [wie Anm. 22], S. 134, Nr. 766).

[47] Formell schon laut dem Vertrag von Kaschau (slowak. Košice) vom 20. 2. 1491, so Colmar Grünhagen – Hermann Markgraf, Lehns- und Besitzurkunden Schlesiens und seiner einzelnen Fürstenthümer im Mittelalter I., Leipzig 1881, S. 39-47, Nr. 26; Fridrich Wilhelm de Sommersberg, Silesiacarum rerum scriptores aliquot adhuc inediti, Leipzig 1729, S. 1054-1061, Nr. 177. De facto begann aber seine Regierung (wegen seiner ungarischen Ambitionen) später. Die Kämpfe in Ungarn zwischen den Jagiellonen Johann Albrecht und Vladislav analysierte Krzysztof Baczkowski, Walka o Węgry w latach 1490-1492. Z dziejów rywalizacji habsbursko – jagiellońskiej w basenie środkowego Dunaju, Krakau 1995 (Zeszyty naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego MCLXIII, Prace historyczne, zeszyt 116), S. 71-110, 127-145.

[48] Im Amt blieb er bis zum Ende der Regierungszeit Johann Albrechts, also bis Ende des Herbsts 1498. In den Quellen zum letzten Mal genannt am 27. September 1498, wie Archiwum Państwowe we Wrocławiu, Dep. Mündel (Rep. 133), Sign. 24a; CDS XXIV (wie Anm. 9), S. 21, Nr. 7.

Melchior Dreissigmarck standen.[49] Die langgedehnten Streitigkeiten entkräfteten auf gefährliche Weise die bürgerliche Repräsentation und untergruben die Legitimität des Bürgermeisters Arnold, der seine Stellung nach der Absetzung Dreissigmarcks gewann. Unüberwindbare Widersprüche herrschten schon damals zwischen Städten und Adel. Der Hass der Nobilität wurde im Jahre 1491 durch die Hinrichtung von Busch, also von Anzold Buschko Ebersbach in Freystadt ins Unermessliche gesteigert. Ebersbach war der mächtigsten Adelsgruppe eng verbunden und seine Exekution war offensichtlich gegen die neuen adeligen Privilegien gerichtet.[50] Zur finalen Konfrontation kam es also im Jahre 1493. Hauptmann Karnkowski verweigerte die freie Stadtratswahl[51] und bald danach ließ er sogar die wichtigsten städtischen Politiker ins Gefängnis stecken.[52] Die Ähnlichkeiten mit den Ereignissen des Jahres 1488 waren kaum zufällig. Ebenso wie damals traf ein solcher Schritt den Nerv der bürgerlichen Partei, und es besteht kein Zweifel daran, dass die Drahtzieher dieses Geschehens die adeligen Anführer mit Ernst Tschammer an der Spitze waren.[53] Es ist übrigens wahrscheinlich, dass der Landeshauptmann Karnkowski mit ihnen die ganze „Prozedur“ absprach und infolge ihrer unmittelbaren Anstiftung handelte. Überdies gibt es noch Indizien, dass auch Bürger aus Freystadt auf ähnliche Weise bestraft worden wären.[54]

Der Versuch, die schon einmal erfolgreiche Vorgehensweise zu wiederholen, misslang jedoch. Die noch lebendige Erinnerung an die tragischen Ereignisse rief in der Stadt offene Empörung hervor. Die Stadtbevölkerung wurde durch das Glockenläuten zusammengerufen und die bewaffneten Bürger zogen schnell zum Rathaus und weiter zur Burg mit dem Ziel, die Gefangenen zu befreien. Ernst Tschammer und Melchior Dreissigmarck mussten vor den Feinden fliehen.[55] Die Rebellion war zwar letztlich erfolglos, aber auch der Regierung gelang es nicht, ihren Willen durchzusetzen. Als Schiedsrichter beriefen beide Parteien Herzog Johann Albrecht, der damals auch polnischer König war. Der Herrscher stellte sich aber auf die Seite seines Hauptmanns und bekräftigte auch den Sieg des Adels im

---

[49] Der Vorwand war das Streben Melchiors, die Hinterlassenschaft seines Verwandten Bernhard (eines der verhungerten Ratsherren des Jahres 1488) für sich zu beanspruchen. Melchior wurde aus dem Bürgermeisteramt abgesetzt. Der neue Bürgermeister wurde Martin Arnold, aber seine Stellung war schwach, weil Melchior Versuche unternahm, den Streitfall vor den Herzog und damals schon polnischen König Johann Albrecht zu bringen. Ausführlich dazu Kozák, Konfliktní... (wie Anm. 2).

[50] Zur Hinrichtung siehe SRS X (wie Anm. 43), S. 63 und Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 225.

[51] Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 226.

[52] Als erste wurden der ehemalige Bürgermeister Martin Arnold und Nikolas Lincke verhaftet (SRS IV [wie Anm. 16], S. 18).

[53] Dazu detaillierter Kozák, Konfliktní... (wie Anm. 2).

[54] Im Jahre 1510 erteilte König Vladislav II. der Stadt Freystadt das Recht der Ratsfreiwahl (CDS XXIV [wie Anm. 9], S. 134, Nr. 17; Förster, Annalecta... [wie Anm. 41], S. 50-51, Nr. 8). Vielmehr ging es aber um die Erneuerung dieses Rechtes, weil gerade Freystadt neben Glogau nach der Busch-Affäre der adeligen Kritik standhielt. Der König musste seinen Willen ein Jahr später noch einmal bestätigen (CDS XXIV [wie Anm. 9], S. 134, Nr. 18; Förster, Annalecta... [wie Anm. 41], S. 51-52, Nr. 9).

[55] SRS IV (wie Anm. 16), S. 18; SRS X (wie Anm. 43), S. 65.

innenpolitischen Kampf. Die Zeit sollte zeigen, dass die bürgerliche Niederlage definitiv war.[56]

Nun war es nur notwendig, die Empörung beizulegen, die Bürger zur Anerkennung der Schuld zu zwingen und den Machttriumph rechtlich zu legitimieren. Von diesen Überlegungen ausgehend wurde ein raffinierter Plan entwickelt, dessen Hauptakteure der Hauptmann Karnkowski und der Adelsführer Ernst Tschammer waren. Die Grundlage dieser Absicht basierte auf einem großartig konzipierten Machtspektakel, welches den Widerstandswillen des Bürgertums brechen sollte. Als Hilfsmittel dienten Drohungen und die Herstellung einer angstvollen Atmosphäre. Die Rollenverteilung war wohl durchdacht. Der Hauptmann als Repräsentant der landesherrlichen Autorität spielte die Rolle der strafenden Hand. Tschammer nahm dagegen die Position des erfolgreichen Friedensvermittlers ein, der schließlich das strenge Urteil des Hauptmanns wieder aufhob. Die gottgewollte Ordnung wurde dann durch das konventionelle Ritual der *deditio* wiederhergestellt.[57] Die Bedingungen im Gefängnis wurden immer schlechter und die Eingekerkerten selbst wurden mit der Realität ihres baldigen Todes konfrontiert. Deshalb ermöglichte man ihnen für diesen Fall, ihre Testamente anzufertigen.[58] Die Kenntnis über den letzten Willen der Verurteilten wurde dann in der Stadt öffentlich verbreitet und damit die Bürger versichert waren, dass es keine leere Drohung war, erfolgte schon nach vier Tagen die erste Exekution. Am 9. Oktober wurde auf dem Platz vor dem Rathaus Nikolaus Ackermann hingerichtet. Seine Wahl war keinesfalls zufällig und es steht außerdem fest, dass er als einziger exemplarisch hingerichtet wurde. Allein Ackermann wurde nämlich eines konkreten Verbrechens bezichtigt. Gerade er sollte die Glocken erklingen und so die Empörung in der Stadt eröffnet haben.[59] Nach allen Regeln habe es sich deshalb um einen gefährlichen Übeltäter gehandelt. Seine isolierte Hinrichtung zeigte an, dass es um

[56] Es handelte sich um eine mehrseitige Kommunikation, die sich nicht nur entlang der Achse Glogau – Posen (poln. Poznań) abspielte. Die intensivierten Kommunikationslinien vernetzten die ständische Gesellschaft und den Landeshauptmann, die (Macht)Gruppen und auch einige mehr oder weniger einflussreiche Personen. Der Prozess dauerte zusätzlich viele Monate und wurde von Seiten des Adels mit Drohungen begleitet. Das Urteil sprach eine Kommission (Ambroży Pampowski, Rafał Leszczyński, Jan Lubrański und Jan Sapieński), die König Johann Albrecht aus Posen nach Glogau aussandte. Dazu Dirk Lentfer, Die Glogauer... (wie Anm. 13), S. 175-176, Nr. 6; Archiwum Państwowe we Wrocławiu, Księstwo głogowskie – Dokumenty (Rep. 4b), Sign. 12; Archiwum Państwowe we Wrocławiu, Zbior akt księstwa głogowskiego (Rep. 24), Sign. 44, S. 1-6. Ausführliche Analyse in Kozák, Konfliktní... (wie Anm. 2).

[57] Für dieses Ritual trat die ganze Stadt auf. Sein Verlauf wurde in der Literatur mehrmals beschrieben. Niemand interpretierte ihn aber als rituelles Handeln. Die Interpretationen endeten mit der Konstatierung der bloßen Tyrannei des Landeshauptmanns. In Quellen wurde die *deditio* in SRS IV (wie Anm. 16), S. 20 und Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 229-230 aufgezeichnet. Dies wird von Kozák, Konfliktní... (wie Anm. 2) analysiert.

[58] SRS IV (wie Anm. 16), S. 19.

[59] SRS X (wie Anm. 43), S. 66; SRS IV (wie Anm. 16), S. 19; Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 228 führte nach Ioachimus Cureus, Gentis Silesiae annales complectentes historiam de origine, propagatione et migrationibvs gentis, & recitationem praecipuorum euentuum, qui in Ecclesia & Republica vsq. ad necem Lvdovici Hungariae & Bohemiae regis acciderunt, Wittenberg 1571, die lateinische Form Agricola ein.

eine Demonstration der Kraft und des Willens ging, die die bürgerliche Gesellschaft schockieren und paralysieren sollte. Diese Demonstration sollte ihr aber zugleich eine Zeitfrist einräumen, in welcher die Stadtpolitiker ihre bisherige Situation neu überdenken konnten. Die Ereignisse mussten aber auch den Widerstandswillen der Eingekerkerten erschüttern, besonders als unmittelbar danach noch zwei andere, Peter Gloger und Carle, zur Exekution vorbereitet wurden.[60]

Als es deutlich wurde, dass die ganze Stadt wie gelähmt war, rief der Landeshauptmann Karnkowski die Glogauer Ratsherren zu sich und befahl ihnen noch am selben Tag, alle anderen Gefangenen hinzurichten. Dann fuhr er unverweilt nach Polkwitz (poln. Polkowice) ab. Die Nachricht wurde sehr bald in der Stadt verbreitet, insbesondere als der erschrockene Stadtrat sich schnell für die Exekution bereitmachte. Die Eingekerkerten wurden zum Tod vorbereitet und mit den Sakramenten versorgt. Ihre verzweifelten Verwandten und Freunde versuchten dabei, einen Urteilaufschub zu erreichen. Die Ratsherren grauten sich aber vor der Ungunst des Landeshauptmannes. In diesem Moment erschien die zweite Schlüsselperson, Ernst Tschammer, ein Ritter, der auch nach dem Chronisten *Anstiffter* und *Practicirer* der folgenden Geschichte gewesen sein soll.[61] Angesichts der folgenden Ereignisse scheint es zweifellos, dass der Befehl des Hauptmannes und seine eilige Abreise Teil eines sorgfältig konstruierten Dramas war. Der Anführer vom Adel Ernst Tschammer blieb keinesfalls zufällig in der Stadt als die einzige Person, zu welcher die Bittenden noch ihre Hoffnungen richten konnten.

Vergangen war die Zeit, als er wegen der Empörung aus der Stadt flüchten musste. Diesmal baten ihn die Bürger um eine Intervention zunutze ihrer Familienmitglieder. Tschammer war aufgrund seiner feindlichen Beziehungen zu den Bürgern wohl bekannt. Deshalb weigerte er sich aber nur am Anfang und nur zum Schein. Er ließ sich bald erweichen und versprach, beim Landeshauptmann zu vermitteln. Dann kam er ins Rathaus, wo er die Verschiebung der Hinrichtung um einen Tag forderte. Die Ratsherren hatten Angst, beruhigten sich aber, als Tschammer die Verantwortung auf sich nahm. Als dann abends der Landeshauptmann Karnkowski nach Glogau zurückkehrte, erreichte ihn von Tschammer nicht nur die Nachricht der bloßen Aufhebung der Exekution, sondern auch die Zusage der Freilassung der Gefangenen.[62] Diese schlagartige, glückliche Wende, die die Bürger der *Überredungskunst*[63] Tschammers zuschreiben sollten, kann man für einen Beweis der gründlichen Bereitschaft zu diesem ganzen Spektakulum von der adeligen Seite nehmen.

---

[60] SRS IV (wie Anm. 16), S. 19.

[61] Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 228-229. Über die Durchführung des Deditio-Rituals berichtete aber auch der Augenzeuge Marcus Kyntsch, vgl. SRS IV (wie Anm. 16), S. 20.

[62] Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 228. Raczek, Geschichte... (wie Anm. 13), S. 42-43 behauptet, dass Tschammer kein Feind der Bürger gewesen sei. Die Geschichte des Jahres 1493 sollte dabei als Beweis dienen. Die Interpretation muss man aber das feierliche Gepräge seiner Arbeit berücksichtigen.

[63] Blaschke, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 161.

Am nächsten Tag stellte sich Ernst Tschammer an die Spitze der Glogauer Ratsherren, mit welchen er als ihr Fürsprecher auf die Burg zum Landeshauptmann Karnkowski kam. Die Verhandlungen hatten schon einen offiziellen Charakter und es ist ohne Zweifel, dass die Hauptpunkte im vorigen Tag vereinbart worden waren. Tschammer bat den Hauptmann um die völlige Freilassung der Gefangenen. Der königliche Vertreter stimmte zu, aber nur unter der Bedingung, dass die Stadt eine konventionelle „freundliche" Lösung akzeptieren würde, die im klassischen *deditio*-Ritual verkörpert werden sollte. Die Bürger stimmten feierlich zu, wodurch die Tür zur Gunst geöffnet wurde. Gleichzeitig machte man öffentlich bekannt, dass es zum Akt der kollektiven Demut noch am selben Tag kommen würde.[64]

Die Verurteilten wurden ins Rathaus geführt, kleideten sich in Bußgewändern und machten sich barfuss und mit unbedeckten Köpfen auf den Weg in Richtung der Burg. Ihre Gruppe wurde durch ähnlich bekleidete Mitglieder der Stadtgemeinde begleitet. Der Umzug ging in Zweierreihen, wurde hierarchisch geordnet, wobei nur die Ratsherren beschuht waren und Hüte auf den Köpfen hatten. Der Weg endete auf der Burgbrücke, wo der Landeshauptmann Karnkowski *mit allen seinen Dienern* stand. Unter diesen „Dienern" kann man Adelige ahnen. Zumindest Ernst Tschammer stand dort zweifellos. In diesem Moment entblößten auch die Ratsherren ihre Köpfe und Füße. Sobald der Betgang die Brücke erreichte, fielen alle Teilnehmer zu Boden und die Verurteilten warfen sich mit entgegengestreckten Händen dem Hauptmann als einem Vertreter der landesherrlichen Macht zu Füßen. Man befahl den loyalen Ratsherren, aufzustehen, weil sie sich nicht schuldig gemacht hatten, und dann übernahm Ernst Tschammer seine Rolle. Er kehrte sich auf die knienden Bürger um und hielt eine strenge Rede, in welcher er die Bürger Rebellen und untertäniges Gesinde nannte, die sich gegenüber ihrem von Gottes Gnaden herrschenden Herrn erdreistet hätten. Der König wolle trotzdem in seiner Gnade ihre Anmaßung vergessen und schenke ihnen Leben und Freiheit. Die Glogauer sollen aber aus dieser Sache eine Lehre ziehen und in der Zukunft sich so benehmen, wie es sich für gehorsame Bürger schicke. Danach erlaubte man ihnen, aufzustehen, und sie wurden feierlich freigelassen. Der weitere Weg der Begnadigten richtete sich auf den Friedhof bei Sankt Johannes, wo die ganze Gemeinde für die Hilfe Gottes und des heiligen Nikolaus dankte.[65] Die ehemaligen Häftlinge versprachen dann, noch im Rathaus den Ratsherren zur Verfügung zu stehen und konnten endlich nach Hause gehen.[66]

[64] Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 228.

[65] Der heilige Nikolaus war Patron der Stadt Glogau, vgl. Blaschke, Geschichte... (wie Anm. 4), S. 154.

[66] Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 229. Die fiktive Rede von Ernst Tschammer vermerkte der Chronist mit diesen Wörtern: *Darauff thet Ernst Tschammer, als der Anstiffter vnd Practicirer dieser gantzen Handlung, ein vngeheure Oration zum Volck, vnd sagete: Dass der König wider die Bürgerschafft, wegen ihres Vngehorsams, gegen dem Hauptman billich erzürnet, vnd zu Vngnaden bewogen sey. Darnach zeigete er an, dass man nunmehr aller voriger verlauffener Sachen nicht mehr gedencken, vnd von beyden Theilen ein wenig stillschweigen darvon halten solt. Den Gefangenen solle das Leben geschencket seyn, ein jeder solte wider, wie zuvor, sein*

Die Gnade betraf aber nun mal nicht alle. Der ehemalige Bürgermeister Martin Arnold und ein weiterer engagierter Bürger, Petr Gloger, wurden daraus ausgeschlossen. Der Letztgenannte sollte aber noch Verzeihung finden. Sein Bußritual hatte einen härteren Verlauf und fand nach vierzehn Tagen der Unsicherheit statt. Peter musste auf den Knien barfüssig und im Bußgewand aus dem Gefängnis bis zum Rathaus kriechen und davon wieder begleitet von den Ratsherren und von der Stadtgemeinde zur Burg. Dort warf er sich ganz erschöpft, verschmutzt und mit blutenden Knien zum Boden. Erst dann erreichte er durch den Landeshauptmann die Verzeihung vom König und von Herzog Johann Albrecht.[67] Nur der ehemalige Bürgermeister Martin Arnold wurde das letzte Opfer des Konfliktes; man richtete ihn im 8. November im Vorhof der Glogauer Burg hin. Sein Tod geschah aber schon als ein Kennzeichen der Endversöhnung, dessen Ausdruck der öffentlich zusammengerufene kollektive Gesang der Trauerlieder war.[68]

Das großartige Machtspektakel, über dessen Hintergrund die Bürger nur ganz unklare Vorstellungen haben konnten, erfüllte seinen Zweck.[69] Zufrieden konnten am Ende alle sein, mindestens also in gewisser Weise. Hauptsächlich aber die Oberschicht der Nobilität, die ihren wichtigsten Machtkonkurrenten ausgeschaltet hatte. Es darf nicht gezweifelt werden, dass der Landeshauptmann und die adelige Führungsgruppe am Anfang die Repressionen nicht auf die Spitze treiben wollten. Die Vorbereitung zur Exekution aller Gefangenen wurde nicht ernst gemeint. Die lange währende Verschleppung der endgültigen Konfliktlösung begünstigt solche Annahme. Die offene massive Gewalt wäre nicht nur kontraproduktiv, sondern auch gefährlich gewesen. Sie hätte den Bürgern einen Moralraum für die Verteidigung gegenüber dem offensichtlichen Terror gegeben. Für die Sieger war es dahingegen wichtig, den Weg der ostentativen Rechtlichkeit zu gehen. Die Bürger in die Schuldigkeit, die weiter die Gnadenerteilung ermöglichen würde, hineinzumanövrieren, das war von Anfang an das Ziel der adeligen Anführer.

Es ist zweifellos, dass endlich auch die Bürger mit der konventionellen rituellen Lösung des Konfliktes zur Entspannung beitrugen. Diese Entkrampfung konnten die zwei vollstreckten Hinrichtungen nicht trüben. Man darf nicht vergessen, dass die schwere Krise, die mit der offenen Empörung gegenüber der landesherrlichen Autorität verbunden war, relativ gewaltlos geschlichtet wurde. Nikolaus Acker-

---

Ruhe vnd Gemach haben, vnd sich forthin mehrers Gehorsams befleissen, endlich lies er die Gefangene auffstehen. Die Rolle Tschammers als eines Mittlers entsprach dem rituellen Verlauf von *deditio*, wie es das ganze Mittelalter kannte. Siehe dazu Althoff, Die Macht... (wie Anm. 5), S. 73, 76-77 und weiter.

[67] Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 229 und hauptsächlich Kyntsch (SRS IV [wie Anm. 16], S. 20).

[68] Schickfusius, New Vermehrete... (wie Anm. 17), S. 229-230. Nur kurz referierten über die Hinrichtung die Annales Glogovienses (SRS X [wie Anm. 43], S. 66). Kyntsch schloss einen bitteren Seufzer über den Tod eines guten Mannes an (SRS IV [wie Anm. 16], S. 20).

[69] Man sollte an eine Bemerkung von Gerd Althoff erinnern, nämlich dass es nicht wichtig sei, ob die Rituale wirklich verbaliter geschahen, wie sie die Quellen aufzeichneten. Wichtig sei hauptsächlich, dass diese Aufzeichnungen die Existenz einer Vorstellungswelt über die richtige und unrichtige Tätigkeit beweisen. Althoff, Die Macht... (wie Anm. 5), S. 187.

mann war, ein wenig zynisch ausgedrückt, ein Opfer der Spielregeln. Martin Arnold war dagegen für seine Feinde eine zu gefährliche Persönlichkeit. Den zweiten Schritt stellte die sorgfältig geplante Rückkehr der Normalität dar. Bei manchen (durch den Adel gründlich ausgewählten) Mitgliedern der bürgerlichen Elite, wie Melchior Dreissigmarck, kam es deshalb auch zur Restitution ihrer gesellschaftlichen Stellung.[70] Die alten Machtverhältnisse sollten aber nicht mehr zurückkehren. Die Bürger erkannten ihre Niederlage an, akzeptierten sich selbst als Schuldige und ihre selbstständige Politik nahm auf fast zwanzig Jahre ein Ende. Dieser Zustand wurde in der Praxis dadurch bestätigt, dass in Glogau die freie Wahl des Stadtrats nicht erneuert wurde.[71] Der Landeshauptmann selbst sollte den Bürgermeister und die städtische Vertretung ernennen. Er war jedoch vom Adel abhängig. Die adelige Führungsgruppe konnte dann durch ihn die städtische Politik ihrer Kontrolle unterstellen. Die Nobilität hatte damit genug Zeit und Raum zur bequemen Verankerung des neu entstandenen Status quo der Machtverteilung. Die Ereignisse des Jahres 1493 unterstrichen zugleich auch die persönliche Machtstellung von Ernst Tschammer. Nun erreichte er eine unbezweifelbare Autorität nicht nur in der adeligen, sondern auch in der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Analyse des inneren Konflikts, welcher am Ende des Mittelalters in den Grenzen des Herzogtums Glogau entbrannte, dokumentiert die Umwandlung der sozialen Stände in eine politische Ständegesellschaft frühneuzeitlichen (mitteleuropäischen) Charakters. Die dramatischen Ereignisse der Jahre 1488-1493 belegen ein graduelles Versagen der landesherrlichen Autoritätsmechanismen, welche ursprünglich das Ausmaß und die Weise der Machtbeteiligung festlegten. Es ging um einen allmählichen Prozess, die Krisenmomente verliehen ihm aber neue Dynamik. Die Schwächung der traditionellen landesherrlichen Autorität eröffnete den Mitgliedern der sich schnell emanzipierenden ständischen Gesellschaft neue und breitere Möglichkeiten, das Leben im Herzogtum zu beeinflussen. Am Anfang war es aber notwendig, die neu erworbene Macht unter sich zu verteilen. Unterschiedliche Ideen und Ambitionen führten bald zu Fehden. Die neue Form der Machtverhältnisse wurde ausschließlich durch den Sieger diktiert. Die Kämpfe hatten damit noch einen weiteren Effekt. Sie waren eine praktische Schule der aktiven Politik und machten die Kämpfer im täglichen Handeln mit der fürstlichen Regierung souveräner, was dann weiter ihre Stellung in der Gesellschaft des Landes stärkte.

Der Krieg des Jahres 1488, der mit der fatalen Niederlage des Herzogs endete, führte wiederum zu wiederholten Herrscher- und Dynastiewechseln, die Unsicherheiten mit sich brachten, und zu rasanten Zusammenstößen zwischen den Stän-

---

[70] Im Jahre 1494 wurde Melchior Dreissigmarck Bürgermeister von Glogau (SRS IV [wie Anm. 16], S. 20).

[71] Die freie Wahl des Stadtrats in Glogau erneuerte erst König Vladislav II. im Jahre 1511 (CDS XXVIII [wie Anm. 22], S. 150, Nr. 885). Schon im Jahre 1510 bewilligte (d.h. erneuerte) der König auch die freie Wahl in Freystadt (CDS XXIV [wie Anm. 9], S. 134, Nr. 17; Förster, Annalecta... [wie Anm. 41], S. 50-51, Nr. 8) und wegen des adeligen Widerstands noch ein Mal ein Jahr später (CDS XXIV [wie Anm. 9], S. 134, Nr. 18; Förster, Annalecta... [wie Anm. 41], S. 51-52, Nr. 9).

den. Diese Umstände gestalteten das Kolorit des Suchens und des Findens eines neuen *modus vivendi* in den Beziehungen zwischen dem landesherrlichen und dem ständischen Element des Machtsystems. Die sprichwörtliche Elastizität der Bedingungen, die diese Prozesse begleiteten, limitierte dabei ausdrucksvoll die Verhandlungsmöglichkeiten der souveränen landesherrlichen Macht. Ihre Stellung war mehr als früher von den kräftigsten und damit auch aussichtsreichsten Machtgruppen abhängig. Die Führungsschicht solcher politischen Koalitionen repräsentierte aber nicht nur die Ambitionen ihrer Standesgenossen, sondern setzte auch ihre eigenen Vorstellungen durch. Von dieser Sicht aus kann man den Hauptarchitekten der Konstruktion des Machtgefüges identifizieren. Im Falle des Herzogtums Glogau spielte diese Rolle Ernst Tschammer. Sein politisches Erbe bestimmte die Entwicklung des Landes bis weit in die frühe Neuzeit. Unter seiner Führung rang sich der Adel zur Formulierung des Begriffs *bonum commune* durch, monopolisierte seine Kontrolle für sich und entfernte ihn von den bürgerlichen Vorstellungen. Es war also die ungewöhnlich gewandte (und immer hinter den Entscheidungen der landesherrlichen Vertreter getarnte) Politik der adeligen Anführer, die nicht nur die Meinung der Zeitgenossen, sondern oft auch die Wahrnehmung der kritischen Historiographie beeinflusste.

Piraticum bellum. Ein möglicher Kulturtransfer in den *Gesta Danorum* von Saxo Grammaticus

Agnès Guénolé

Das Werk von Saxo Grammaticus bietet einen guten Ausgangspunkt, um die mittelalterliche Seeräuberei im Ostseeraum zu erforschen. Der Autor verfasste sein bedeutendes Werk *Gesta Danorum*[1] zwischen den Jahren 1185 und 1219. Diese Schrift sollte das christliche dänische Königreich mit einem ersten Geschichtswerk versehen, das von den wikingischen Vorzeiten an bis zum Ende der Regierungszeit Waldemars I. und darüber hinaus bis zur Mitte der Regierungszeit seines Sohnes Knut VI. reichte. Nach der Initiative und unter der Leitung des Erzbischofs von Lund, Absalon, einer der Hauptfiguren, die dem König an der Seite standen, wurde das Werk begonnen. Saxos Schrift muss mit dem Vorbehalt gelesen werden, dass er darin das dänische Königtum verherrlicht; seinen Diskurs lenkt Saxo sehr dezidiert in diese Richtung. Das gesamte Werk soll die Herrschaft des Zeitgenossen

[1] Verwendete Ausgaben: Saxo Grammaticus, Saxonis Gesta Danorum, hrsg. von Jørgen Olrik und Hans Raeder, Band I: Textum continens, Band II: Indicem verborum, Kopenhagen 1931, 1957 (im Folgenden zitiert: OR); Saxo Grammaticus, Gesta Danorum. Danmarkshistorien, lateinischer Text von Karsten Friis-Jensen mit gegenüberstehender dänischer Übersetzung von Peter Zeeberg, Band I: Bücher I-X, Band II: Bücher XI-XVI, Kopenhagen 2005 (im Folgenden zitiert: FJZ) – für die lateinischen Zitate in dieser Auflage: ę ist in diesem Beitrag geändert worden, gebraucht wird wie bei OR: ae; *La Geste des Danois*, französische Übersetzung der Bücher I-IX von Jean-Pierre Troadec, Paris 1995 (im Folgenden zitiert: T); *Danorum regum heroumque historia*, englische Übersetzung und Erläuterungen von Eric Christiansen, Bücher X-XVI, mit gegenüberstehendem Faksimile, 3 Bände, 1980-81 (im Folgenden zitiert: C); dänische elektronische Auflage (*Det Kongelige Bibliotek)*. In diesem Beitrag wird auf eine Übersetzung ins Deutsche der zitierten lateinischen Abschnitte verzichtet; sie werden nur kommentiert. Schließlich entspricht das Symbol § nicht der Ausgabe von Karsten Friis-Jensen, aber die Absätze sind infolge der zitierten Bücher und Kapitel leicht wieder zu finden.

Saxos, Waldemars I., der eine breit angelegte Eroberungspolitik in den slawischen Gebieten der südbaltischen Küste verfolgte, besonders hervorheben.[2]

Die folgende Untersuchung aller Schilderungen der Seeräuberei berücksichtigt diesen Kontext. Zu überprüfen ist hierbei, ob anhand des Berichtes des Saxo Grammaticus, am Beispiel der Seeräuberei ein Kulturtransfer zwischen Dänen und Slawen zu beobachten ist.[3] Der Kontext des Diskurses über die Seeräuberei wird im Folgenden erklärt, indem zunächst zur skandinavischen Tradition zurückgegangen wird. Anschließend werden die Modalitäten eines möglichen Kulturtransfers der Seeräuberei zwischen den Dänen und den Slawen im Ostseeraum betrachtet. Der Transfer wird hierbei im Rahmen der kulturellen Rezeption- und Anpassungskonzepte des Göttinger Workshops erhellt.[4] Im dritten Abschnitt der Ausführungen wird vertiefend durch die Analyse des Transfers der Seeräuberei auf die eigentlichen Absichten des dänischen Chronisten eingegangen. Insgesamt können auf diese Weise in diesem Beitrag die Leitlinien der dänischen Vorstellungen über die Seeräuberei entfaltet werden.

1 Die Seeräuberei als Element der skandinavischen Tradition

Lateinische Wörter und ihr Auftreten in den *Gesta Danorum*

Zuerst soll bemerkt werden, dass in den *Gesta Danorum* die Seeräuberei als ein Element der skandinavischen Tradition dargestellt wird. Im gesamten Bericht Saxos wird die Seeräuberei mit einem passenden Seekriegswortschatz bezeichnet, und zwar in lateinischer Sprache vor allem als *piraticum bellum*.[5] Saxo verwendet aber einen breiten Wortschatz. In den Beschreibungen der Piraten werden in ähnlichen Kontexten *nautae, nauigantes, piratae* für die Seeleute, sowie *piratae, maritimi praedones* für die Seeräuber verwendet. Das Seeräuberschiff wird im Allgemeinen unbestimmt als *navigium* oder *navis*, selten als *puppis* bezeichnet. Manchmal gebraucht Saxo das Wort *myoparo*, das die leichten Angriffs- und Räuberschiffe umfasst; er verwendet kaum *liburna*. Die räuberische Tätigkeit wird zumeist als *navigatio* be-

[2] Waldemar I. war gerade gestorben als Saxo mit der Abfassung seines Werkes anfing (gegen 1185). Diese Regierungszeit wird in den Büchern 14 und 15 nach der gebräuchlichen Einteilung geschildert. Das Werk zählt 16 Bücher von verschiedener Länge.

[3] In diesem Beitrag wird „Kultur" im eigentlichen Sinne von „Zivilisation" begriffen. Die „Kultur" bezieht sich auf eine historisch und geographisch näher beschriebene Gesamtheit der charakteristischen Eigenschaften einer bestimmten Gesellschaft. Sie bezeichnet ihre Traditionen, ihre Techniken und ihre politischen Sitten. Außerdem bezeichnet die „Kultur" den dynamischen Prozess der Sozialisierung, wodurch alle diese Kulturarten tradiert werden und sich in einer bestimmten Gesellschaft durch Nachahmung und Ausbildung durchsetzen; in diesem Sinne ist die „Kultur" die Lebensart eines Volkes. Sie verkörpert sich in einem mehr oder weniger kodifizierten Verhalten. Vgl. Louis-Marie Morfaux, Vocabulaire de la philosophie et des sciences humaines, Paris 1980, S. 71.

[4] Vgl. Anne Klammt und Sébastien Rossignol, Mittelalterliche Eliten und Kulturtransfer östlich der Elbe. Einleitung, in diesem Band.

[5] Zitierter Ausdruck im 14. Buch, Kap. III, § 8.

zeichnet. Saxo gebraucht des Weiteren auch *latrocinium* für den Räuberangriff, *incursus* für den Angriff und *irruptio* für den Einfall. Die Seeräuberei ist nicht nur als eine ehrenwerte Aufgabe (*officium, munus*), sondern auch als eine feindliche Tätigkeit angezeigt. Jedoch ist nicht jeder Seemann ein Seeräuber, das Schiff macht sozusagen noch lange keinen Seeräuber. In einem Abschnitt der Schilderung wird berichtet, dass Dänen ein Schiff, das von Norden gesegelt gekommen sei, erblickt hätten. Sie hätten gemerkt, dass es sich um ein Seeräuberschiff gehandelt habe (*quam ut piraticam intellexit*). Darauf versammeln die Dänen Ruderer und segeln in diese Richtung.[6] Saxo bezeichnet überhaupt die Seeräuberei mit den eindrucksvollen Formen der Substantive *piratica* (Seeräuberei), *pirata* (Seeräuber) und des Adjektivs *piraticus*. Hervorzuheben sind die zahlreichen Erwähnungen dieser Formen. Das Werk zählt im Ganzen 128 davon. Sie sind in allen Büchern – bis auf das 4. – zu finden.[7]

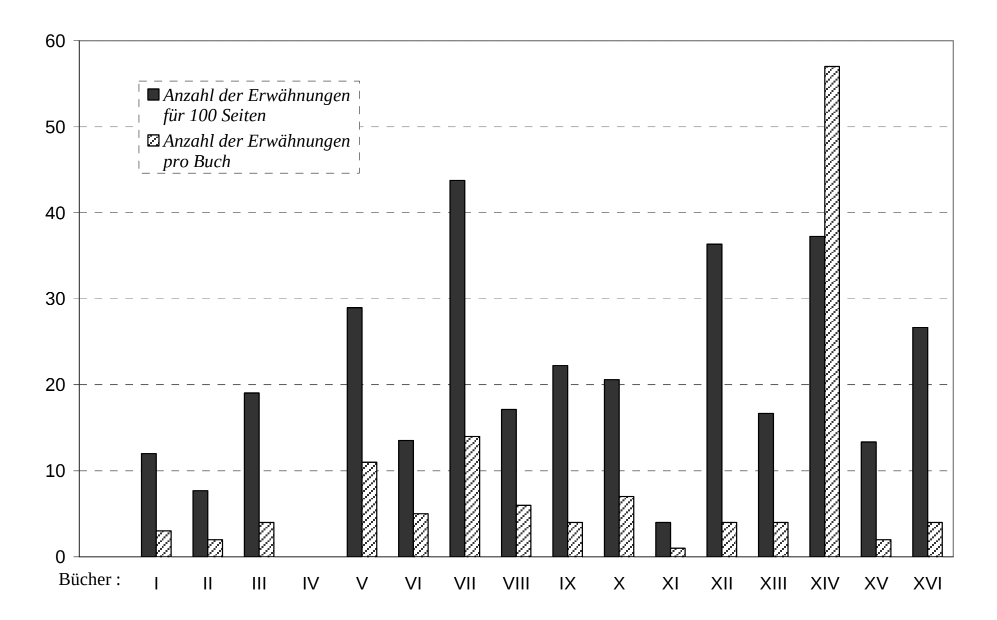


Abb. 1: Aufteilung von piratica, pirata, piraticus *in den* Gesta Danorum

Um die Verteilung der Wörter zu erklären, ist die heutige geschichtswissenschaftliche Forschung zu berücksichtigen, die sich mit der Komposition und der ursprünglichen Einteilung des Werkes befasst hat. Entweder im 9. oder 10. Buch gibt es eine Zäsur, die die sogenannten mythologischen von den historischen Bü-

[6] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. XLIX, § 1.

[7] Vgl. die Tabelle am Ende des Aufsatzes. Die Erwähnungen sind in dem Wörterverzeichnis der lateinischen Ausgabe (Olrik & Raeder) berücksichtigt, aber nicht alle. Die Zahl, die hier gegeben ist, stellt das gesamte Ergebnis der Gegenüberstellung der verschiedenen Ausgaben dar.

chern trennt; diese historischen Bücher sind als erstes verfasst worden.[8] Es ist festzustellen, dass die Begriffe *piratica, pirata* und *piraticus* etwa gleich oft im ganzen Werk erscheinen (Abb. 1).[9] Gerade im 7. mythologischen Buch wird *piratica* am häufigsten erwähnt, was als wichtige Beobachtung hervorzuheben ist. In den mythologischen Büchern wird die Vorzeit Skandinaviens während der Wikingerzeit und dem Beginn der Christianisierung dargestellt. Saxo schildert also die Geschichte der dänischen Ursprünge. Die Dänen werden hier – ebenso wie die anderen Skandinavier – als tapfere Seeräuber geschildert. Die Slawen werden dagegen im Diskurs anders behandelt und die fremden Eigentümlichkeiten ihrer Kultur werden stark betont.

Eine Lebensart

Die Seeräuberei in den Nordgewässern wird in Saxos Werk wie eine aus dem alten Skandinavien stammende Lebensart dargestellt. Saxo ist sich einer skandinavischen Zusammengehörigkeit bewusst; dieses Bewusstsein ist jedoch weniger stark ausgeprägt als in den isländischen Quellen derselben Zeit.[10] Die Seeräuberei hätte, Saxo zufolge, Verhaltensregeln sowie eine wichtige soziale Dimension beinhaltet. Durchdachte und folgenreiche Kriegszüge seien von königlichen und adeligen Seeräubern durchgeführt worden. Anlass der Unternehmung habe eine Rachemaßnahme oder eine Finte sein können. Aber oft habe auch der hochgeborene Seeräuber einem anderen Mächtigen seine Freundschaft erwiesen, indem er ihn begleitet habe. Zum Beispiel soll der Däne Frode III. bei einem Kriegszug entlang der Elbe von dreißig Königen begleitet worden sein. Diese hätten ihre Freundschaft oder ihre treuen lehenspflichtigen Gefühle in dieser Weise ausgedrückt: *Triginta reges sequebantur Frothonem, qui ipsum amicitia vel obsequio colerent*[11]. Fast jeder Vorwand soll zur Durchführung eines Überfalls gereicht haben. Trotzdem soll die Seeräuberei an bestimmte Regeln und Gewohnheiten gebunden gewesen sein. Zum Beispiel sei es besser gewesen, das Leben eines jugendlichen Kämpfers zu

---

[8] Vgl. Thomas Riis, Les Institutions politiques centrales du Danemark 1100-1332, Dissertation, Odense 1977, S. 28-29. Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), S. 58-59.

[9] Die Bücher, in denen diese drei Wörter am häufigsten vorkommen, sind in abnehmender Ordnung: das Buch 7 (mehr als 40 %); die Bücher 12 und 14 (zwischen 30 und 40 %); die Bücher 5, 16, 9 und 10 (zwischen 20 und 30 %); die Bücher 1, 3, 8, 13, 6 und 15 (zwischen 10 und 20 %). Die anderen Bücher: 2 und 11 (unter 10 %). Man kann eine Zunahme vom ersten Buch bis zum siebten bemerken; dann aber wird es unregelmäßiger.

[10] Vgl. Kathleen Müller, Der Beginn eines Volks- und Staatsbewusstseins im Norden: Das politisch-ethnische Selbstverständnis der Nordleute in der Wikingerzeit und beginnendem Mittelalter, Dissertation, Göttingen 1967, S. 70: „sieht Saxo aber auch daneben die engen Verbindungen zwischen seinem Vaterland und dem übrigen Norden. So sagt er in der Vorrede zu seinen *Gesta Danorum*, dass Schweden und Norwegen nicht nur räumlich Dänemark am nächsten lägen, sondern auch eine Sprachverwandtschaft zwischen den drei Völkern bestände“ (Saxo, *Praefatio II*, 6.). Die Autorin stammt aus Schweden und hat ihre Dissertation auf Deutsch verfasst. Das Verfassen einer solchen Dissertation an dem Skandinavische Seminar in Göttingen scheint mir einmalig gewesen zu sein.

[11] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 5, Kap. VII, § 10; es wird hier die dänische Schreibweise *Frode* beibehalten.

schonen, weil er schwach war.[12] Erkennbar wird dies auch, als berichtet wird, dass der dänische Seeräuber und König Ørvendel sich mit dem König Koller aus Norwegen messen wollte und dem Gegner die Kampfregeln vorgeschlagen habe. Nachdem Ørvendel schließlich seinen Gegner getötet habe, habe er diesem ein herrliches Grab errichtet, um ihm ein feierliches Begräbnis zu sichern. Ørvendel habe das in Erfüllung seines Versprechens gemacht: *ne pacto deesset, regio funere elatum magnifici operis tumulo*[13]. Außerdem soll die Seeräubereikunst ein echtes männliches soziales Prärogativ gewesen sein. Saxo lobt die Männlichkeit des Piraten, indem er dies in den Gedanken und Worten einer seeländischen Prinzessin namens Signe ausdrückt. Sie habe einem adeligen Mann ihre Liebe verweigert, um sie einem durch seine seeräuberischen Großtaten heldenmütigen Mann zu schenken.[14] Saxo berichtet auch über einige Frauen betreffende seeräuberische Aktivitäten.[15] Er erzählt insbesondere von einer kurzzeitigen Verwandlung eines hochgeborenen Mädchens in einen Piraten. Die schwedische Prinzessin Alvild habe sich entschieden, selbst in die Seeräuberei einzutreten: *Alvilda […] ex pudica admodum puella ferocem piratam agere coepit.* Die Seeräuberei soll wohltuend für denjenigen gewesen sein, der sie annahm. Durch ihre Wahl habe Alvild in den Lauf der Dinge eingegriffen und habe dabei ihren Freier, den Dänen Alf, wieder getroffen.[16] Dieser Abschnitt zeigt die männliche, soziale Funktion der Seeräuberei: Alvild soll sich verkleidet haben und habe dabei den Platz eines tapferen Mannes genommen.

Die Seeräuberei in der Frühzeit Dänemarks wird auch in besonderem Maße durch die ständige Suche nach Ruhm und der Herrschaft über die Meere bestimmt. Die berühmtesten skandinavischen Seeräuber sind bei Saxo echte Meister dieser Kunst. Das Wort *athleta* kommt im Werk häufig vor. Der Ruhm, den die tapfersten skandinavischen Seeräuber gewannen, scheint wichtiger gewesen zu sein als ihre Beute. Der dänische König Frode III. habe fast kein Interesse für die Beute gezeigt, die er schnell unter seinen Waffenbrüdern verteilt habe. Saxo gibt an, dass sich für Frode als einziger Gewinn der Ruhm ergeben habe: *rex […] solius gloriae lucrum appetere*[17]. Der Seeräuber habe durch seine kriegerische Tätigkeit seinen Ruf gewonnen: *armorum industria*[18]. Er habe den Kampf angestrebt. Wenn der Seeräuber nicht selbst angegriffen habe, soll auch jeder gegnerische Angriff die Möglichkeit

[12] Saxo Grammaticus (T), La Geste… (wie Anm. 1), Buch 5, Kap. IX.

[13] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 3, Kap. VI, § 3; es werden hier die dänischen Schreibweisen *Ørvendel* und *Koller* beibehalten.

[14] Saxo Grammaticus (T), La Geste… (wie Anm. 1), Buch 7, Kap. VII, § 2-4. Es wird hier die dänische Schreibweise *Signe* beibehalten; vgl. Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta... (wie Anm. 1).

[15] Im Werk befindet sich dieser Zustand in der Minderheit.

[16] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 7, Kap. VI, § 4; es wird hier die dänischen Schreibweisen *Alvild* und *Alf* beibehalten. Alf wird mit dem sagenhaften seeländischen König namens Alf Sigersøn identifiziert. Die Sage spielt hier wahrscheinlich eine sehr große Rolle. Alvild wird infolge ihrer Zucht und ihrer Schönheit als eine tapfere Seeräuberin beschrieben. Die gleichzeitig laufenden seeräuberischen Tätigkeiten von Alf und Alvild lassen an eine Liebesgeschichte denken, in der Alf und Alvild gegenseitig die Liebe kämpferisch für sich gewinnen.

[17] Saxo Grammaticus (OR), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 5, Kap. XIV, § 5.

[18] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 7, Kap. II, § 6.

bedeutet haben, sich im Kampf auszuzeichnen. Zu einem Überfall durch den finnischen König Egder schreibt Saxo, dass er für seinen Gegner Halfdan II. ein wahrer Glücksfall gewesen sei: *Haldano fors inopinas pugnae causas porrigere consuevit*[19]. Ein siegreicher Seeräuber sollte auch die Seemacht gewinnen. Saxo berichtet, dass die Brüder Frode V. und Harald eine königliche Seeherrschaft ausgeübt hätten: *aquis regia ditione praeesse*[20]. Harald sei bei seinem Räuberhandwerk aber noch ruhmreicher als Frode gewesen: *tam gloriosum piratam egit, quam frater inglorium gesserat*[21]. Bei Saxo ist die Seeräuberei keine in der Vergangenheit verwurzelte, später beseitigte Wikingertradition. In seinem Diskurs verändert aber der Verfasser manchmal den Sinn der Seeräuberei, wie wir jetzt sehen werden.

2 Die Modalitäten des Kulturtransfers der Seeräuberei

Nachdem die Ausgangskultur des möglichen Kulturtransfers vorgestellt wurde, werden im zweiten Teil des Beitrags das Endergebnis des Transfers auf die rezipierende slawische Gesellschaft und der eventuelle gegenseitige Kulturwechsel beleuchtet.

Rezeption der Seeräuberei bei den Slawen

Eine Schlüsselstelle im Werk Saxos behandelt einen Transfer der Seeräuberei von den Dänen zu den Slawen. Im 10. Buch (im historischen Teil) erzählt Saxo, wie zur Zeit der Herrschaft Svens I. Gabelbart die Dänen recht häufig als Seeräuber aktiv gewesen seien. Unmittelbar anschließend stellt Saxo fest, dass dies bei den Slawen in dieser Zeit sehr selten gewesen sei: *Eo tempore piraticae usus nostris creber, Sclauis perrarus exstitit.* Erst später habe sich bei den Slawen dieser Brauch weit genug ausgebreitet, um schädlich zu werden: *qui ob hoc latius ad eos manare coepit […], nocuerunt.* Die Slawen hätten die Seeräuberei von den Dänen übernommen: *eo maxime Danis, quod ab ipsorum ingeniis traxerant.* Um den Eindruck eines dänischen Ursprungs der Seeräuberei zu unterstreichen, beruft sich Saxo auf die uralte Sage der Jomswikinger: *Iulini oppidi piratae,* und stellt ihre Legitimität fest.[22] Die Jomswikinger seien eine

[19] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 7, Kap. II, § 12; es wird hier die dänischen Schreibweisen *Egder* und *Halfdan* beibehalten. Halfdan wird mit dem sagenhaften König von Dänemark Halfdan II., der nach der Ermordung seines Vaters Frode V. regiert hat, identifiziert. Sein Bruder Harald folgte ihm ziemlich bald auf dem Thron nach; zur gleichen Zeit begann Halfdan seine Tätigkeit als gefährlicher Seeräuber, besonders um Schweden herum. Vgl. Saxos Bericht.

[20] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 7, Kap. I, § 1.

[21] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 7, Kap. I, § 2.

[22] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 10, Kap. IX, § 2: *Eo tempore piraticae usus nostris creber, Sclauis perrarus exstitit, qui ob hoc latius ad eos manare coepit, quod Iulini oppidi piratae (patriis) studiis aduersum patriam usi eo maxime Danis, quod ab ipsorum ingeniis traxerant, nocuerunt.* Dieser Abschnitt wurde schon kurz durch Eric Christiansen behandelt: „Saxo's explanation of Slav piracy may not be far from the truth, except his intrusion of the Jomsviking legend". Vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band I, Kommentar zum 10. Buch, Anm. 57, S. 177.

selbstständige militärische Organisation gewesen, die daran gewöhnt gewesen sei, an Seekämpfen zwischen verschiedenen skandinavischen Streitkräften teilzunehmen. Sie könnten um das 9.- 10. Jahrhundert gelebt haben. Die Sagas berichten über ihre mythische Festung, Jomsborg[23], in der Nähe von Wollin (poln. Wolin), worüber auch Saxo schreibt. Zur Zeit der Berichtsverfassung hätten die Slawen des Südostseeraums gerade diesen sagenhaften Ort bewohnt. Als Saxo von dieser Sage erzählt, wird er wahrscheinlich von der Geschichte der norwegischen Könige inspiriert, die Saemundr Sigfússon geschrieben hatte.[24] Auf erstaunliche Weise geht Saxo vor, als er im Rückgriff auf Sigfússon auf die bemerkenswerten mythischen Qualitäten der Jomswikinger eingeht, als ob sie den Dänen angehört hätten. Saxo steht hier im Widerspruch zu den Sagas, die eben jene Charakteristika eher den Norwegern zuschreiben.[25] Der eben zitierte Abschnitt befindet sich im 10. Buch, das der dänischen nationalen Bekehrung gewidmet ist. So gehört der Ursprung des kulturellen Transfers der Seeräuberei von der dänischen Kultur in die slawische Kultur zeitlich in die Christianisierungsperiode Dänemarks. Saxo ist der Meinung, dass der zu dieser Zeit abtrünnige dänische König Sven I. samt seinem Reiche eine göttliche Strafe verdient habe. Die slawische Gefahr sei ein göttlicher Eingriff gewesen, die dem Königreich Schaden und Betrübnis gebracht habe. Der König selbst sei gefangen gehalten worden, weil er versucht habe, der Kirche zu schaden. In diesem Abschnitt ist die Einschaltung der Jomswikingersage gewissermaßen eine literarische Erweiterung des dänischen Vaterlandsmotivs –eines der Hauptthemen des Werkes.[26] Im selben lateinischen Nebensatz führt Saxo den skandinavischen Mythos (*Iulini oppidi piratae*) und die königliche Besorgnis seiner Zeit zusammen: Die Einheit des Königreiches, *patria*[27].

In der slawischen Seeräuberei unterscheidet der Autor die Feinde, *barbaros,* von den dänischen Lehensleuten. Es ist jedoch zu bemerken, dass unter den nichtskan-

---

[23] Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band I, Kommentar zum 10. Buch, Anm. 1, S. 161: Saxo nimmt die skandinavische Tradition wieder auf; sie sieht in Harald Blauzahn, dem Vater von Sven I., den Begründer von Jomsborg.

[24] Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band I, Einleitung zum 10. Buch, S. 156. Nach der Untersuchung von Svend Ellehøj, Omkring Knytlingas Kilder, in: Aksel E. Christensen, Hrsg., Middelalderstudier, Kopenhagen 1966, S. 53-54 hätte Saemundr Sigfússon der Weise vor 1122 sein heute verlorenes Werk auf Latein verfasst.

[25] Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band I, Kommentar zum 10. Buch, Anm. 38, S. 170. Eric Christiansen kommentiert vor allem einen vorigen Abschnitt, in dem es sich um die „civic virtue" geht. Die Landsknechte erinnern an die mythischen Jomswikinger. Vgl. Buch 10, Kap. 4, § 5.

[26] Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band I, Einleitung zum 10. Buch, S. 147.

[27] Der Vaterlandsbegriff bei Saxo wird im dritten Teil dieses Aufsatzes unten behandelt. Im 12. Jahrhundert fehlte es im Königreich an politischer Einheit; um sich dagegen zu wenden unterstrich Saxo die Bedeutung des dänischen Vaterlandes (*patria*) und dessen kollektive Dimension (*nostri*). Die Könige von Dänemark sollten sich gegenüber den lokalen Magnaten durchsetzen. Die königliche Kontrolle über diese Magnaten ist überschätzt worden; vgl. Niels Lund, A Bishop in Arms: Absalon and the *leding*, in: Karsten Friis-Jensen, Inge Skovgaard-Petersen, Hrsg., Archbishop Absalon of Lund and his World, Roskilde 2000, S. 11. Absalon stammte aus einer fürstlichen Familie aus Seeland, die die Thronbesteigung von Waldemar I. verteidigte und ihren Einfluss über die königliche Politik bewahrte; vgl. Birgit Sawyer, Valdemar, Absalon and Saxo: Historiography and Politics in Medieval Denmark, in: Revue belge de philologie et d'histoire, LXIII (63), Band 4, 1985, S. 685-705.

dinavischen Seeräubern die Slawen nicht das einzige Volk sind, das Erwähnung findet. Der junge Knut, der in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts für den dänischen Thron vorgesehen gewesen sei, habe die vernichtenden Angriffe der Seeräuberschiffe besiegt: *myoparonum piratica monstra perdomuit*. Er habe sich durch die von samländischen und estnischen Gegnern gewonnenen Trophäen hervorgetan: *Sembicis atque Estonicis illustrem trophaeis adolescentiam egit*[28]. Die Slawen erscheinen jedoch als fremde Seeräuber am häufigsten in den historischen Büchern. Saxo zufolge hätten sich die hochmütigen Slawen, *effrenatam Sclauorum insolentiam*[29], Zeiten der Unsicherheit, die das dänische Reich durchlebte, zunutze gemacht. Am Ende des 11. Jahrhunderts, unter der schwachen Regierung Olafs Hunger habe die slawische Seeräuberei Dänemark schwer getroffen: *Sclauorum insolentia […] piratica nostros acerrime lacessebat*[30]. Unter den feindlichen slawischen Seeräubern hätten sich Slawen befunden, die sich gegen die dänische Herrschaft empört hätten. Insbesondere kommt dies an der oben vorgestellten Schlüsselstelle zu tragen, wo Saxo den Akzent auf die slawische Festung Wollin legt, woher die Einfälle gekommen seien, die Dänemark geschadet hätten.[31] Saxo kennt aber auch slawische lehenspflichtige Seeräuber, die für Dänemark gekämpft haben sollen. Nachdem die Dänen die Insel Rügen erobert hätten (1169), habe sich der slawische Statthalter dieser Insel, Jarimar, an den dänischen Erzbischof Absalon gewandt mit der Bitte, ein Heer bilden zu dürfen. Er habe sich anderen feindlichen Slawen entgegen stellen wollen, die die Insel bedroht hätten und unter der Herrschaft von Bugislav gestanden hätten.[32] Saxo schreibt, dass die Flotte Jarimars und Absalons aus kleinen und großen Schiffen bestanden habe, unter denen es auch Seeräuberschiffe gegeben habe: *Minores rates maioribus, onerarias piraticis sociauit*[33].

Diese verschiedenen Zustände der slawischen Seeräuberei entsprechen einem Vorgang der Rezeption der seeräuberischen Tätigkeit. Die slawische aufnehmende Kultur, sei sie feindlich oder unter dänischer Herrschaft gewesen, soll eine militärische Tätigkeit übernommen haben, die Saxo zufolge für sie fremd gewesen sei. Die slawische Kultur scheint die seeräuberische Tätigkeit, die sie ausübte, nicht wesentlich verändert zu haben. Gleichzeitig aber fand die dänische Seeräuberei weiterhin statt. Es wird zu verfolgen sein, wie für die dänische Ausgangskultur ein gleichzeitiger Vorgang der Anpassung zu beobachten ist.

[28] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 11, Kap. VIII.

[29] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 9, Kap. XI, § 5.

[30] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 12, Kap. IV, § 1: *Ea tempestate Sclauorum insolentia diu Danicae rei miseriis alita […], piratica nostros acerrime lacessebat.*

[31] Saxo Grammaticus (OR), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 10, Kap. IX, § 1, 4.

[32] Saxo zufolge war Jarimar der Onkel von Bugislaw.

[33] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 16, Kap. IV, § 5. *Oneraria* = das Transportschiff.

Dänische Anpassung durch Veränderung des Diskurses über Seeräuberei

Es ist aus dem obigen deutlich geworden, wie den Skandinaviern durch die Seeräuberei im Diskurs Ruhm und manchmal eine große Macht über das Meer zuwuchs. Dies betrifft sowohl die uralten Zeiten der skandinavischen Geschichte als auch die Epoche des Autors. Saxo stellt sogar Absalons Taten wie diejenigen eines rühmlichen Seeräubers vor. Nachdem Absalon erwählter Bischof von Roskilde geworden sei, habe er als Seeräuber ebenso viel wie als Prälat gehandelt: *non minus piratam se quam pontificem gessit*[34]. Absalon sei durch den uns merkwürdig erscheinenden Erfolg seiner militärischen und kirchlichen Verdienste berühmt geworden: *militiae et religionis sociato fulgore conspicuus*[35]. Da Saxo Absalon, der ja sein Mäzen bei der Abfassung der *Gesta Danorum* ist, den Seeräuberruhm zuschreibt, zeigt sich wie die Seeräuberei in der Schilderung als Tugend verwendet wird und wie dies in verschiedenen Situationen zu beobachten ist. Selten drückt sich Saxo auf negative Weise aus, wenn es um skandinavische Seeräuber geht. Einige Beispiele finden sich allerdings für eine skandinavische Seeräuberei ohne Ruhm. Es handelt sich um schlechte, tugendlose und nur nach Reichtum gierende Seeräuber. So sei etwa Harald, illegitimer Bruder von Knut Laward, kein rühmlicher Seeräuber gewesen, wenn er im Sommer tätig gewesen sei; er sei nämlich eine ebenso große Bedrohung für seine Landsleute gewesen wie für die Fremden: *Aestatem piratica pariter ciuibus atque exteris insidiosus exegit*[36]. Auch in den ersten historischen Büchern kommt den abtrünnigen Königen kein Ruhm zu. Und noch seltener: Wenn die durch Saxo herabgesetzten christlichen Könige Dänemarks in seeräuberischen Zusammenhängen schlechte Kämpfer sind, die besiegt werden, werden sie nicht als „Seeräuber" bezeichnet. Saxo sieht allein die slawischen Feinde in der Rolle der Seeräuber.

In den historischen Büchern werden zahlreiche slawische Seeräuber erwähnt. Saxo sorgt aber dafür, dass die feindlichen Slawen den Ruhm, der einem die seeräuberische Tätigkeit wie gesehen verschaffen konnte, nie bekommen; somit gelangen diese Piraten nicht zu den höchsten Ehrenstellungen. Was die gegnerischen slawischen Seeräuber betrifft, werden sie im Diskurs immer als Feindestyp stigmatisiert. Dies allein begründet und rechtfertigt die dänischen Kriege in den historischen Büchern. Zum Beispiel, wenn Saxo über die Unfähigkeit und die Schwäche Erik III. während der Kriege außerhalb des dänischen Königreichs berichtet: Die slawischen *piratae* erscheinen hier nur als grausame Barbaren, *barbarorum atrocitas*. Sie sind es, die Kriege verursacht hätten: *domi consistentem*

---

[34] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. XXI, § 3.

[35] Saxo Grammaticus (OR), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. XXI, § 3. Anderes Beispiel, im 14. Buch, Kap. 49, § 2: er verfolgt Seeräuber mit einem Segelschiff. Obwohl Absalon durch Saxo gelobt wurde, war er trotzdem für seine Zeit kein Vorbild. Eine solche Verwicklung in militärische Geschäfte wurde von der Kirche als unpassend empfunden. Der Vorgänger von Absalon, Eskil, entsprach mehr den Vorstellungen von einem Bischof. Vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Einleitung zum 14. Buch, S. 681-682.

[36] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 13, Kap. IV, § 1.

inuasit[37]. Die slawische Seeräuberei wird in seinem Diskurs auch als Plage für das dänische Königreich geschildert: *Danorum res […] exterius piratica pestis ingrueret*[38]. Dass die slawischen Seeräuber keinen Ruhm bei einem Sieg bekommen, hat zur Folge, dass der Sieg ungenannt bleibt. Erstaunlicherweise wird im Diskurs auch einem slawischen Lehensmann nie Ruhm zuteil. In einem bereits erwähnten Abschnitt wird der Slawe Jarimar, der seeräuberische Schiffe für Dänemark geführt habe, nicht eigens gerühmt. So ändert Saxo Grammaticus durch seine Schilderung der Slawen im Ostseeraum den Status des Seeräubers. Obwohl man im Diskurs des Autors eine Rezeption der Seeräuberei durch die Slawen beobachten kann, sind diese trotzdem keine echten und großen Seeräuber geworden. Saxo ändert seine Denkmuster bezüglich der Seeräuberei, um sie der königlichen Politik anzupassen sowie um die Beziehungen zwischen Dänemark, das die Eroberung führte, und den Slawen auf eine annehmbare Weise darzustellen.

Dänische Anpassung durch aktive Umwandlung der Seeräuberei

Anschließend soll nun mit der Anpassung der Ausgangskultur ein weiterer Aspekt des Kulturtransfers der Seeräuberei behandelt werden. Es kann nämlich eine aktive kulturelle Umwandlung der Seeräuberei im 12. Jahrhundert von Seiten der Dänen beobachtet werden. Daher wird im Folgenden gezeigt, wie Saxo eine wahrscheinliche, durch die Kontakte mit den Slawen verursachte Umwandlung bezeugt.

Die seeräuberische Organisation von Roskilde (von Sven III. bis Waldemar I.)

Für die Regierungszeit Svens III. beschreibt Saxo genau im Kontext der Kriege mit den Slawen die Tätigkeit einer dänischen Organisation der Seeräuberei: *hic piraticae cultus*. Er stellt sie ebenso durch die Struktur wie durch ihre Tugenden als wirkungsvoll und raffiniert vor. Sie war sicherlich neu, da sie unerwartet im Bericht erscheint. Die Stadt Roskilde habe das Zentrum der Organisation gebildet, die durch einen gewissen Vedeman[39] geführt worden sei: *apud Roskildiam Wethemanno auctore piratica coepit*. Diese dänischen Seeräuber von Roskilde hätten gegen andere Seeräuber gekämpft. Es sei ihre Rolle und ihre Gewohnheit gewesen; auf Latein: *haec disciplina* und *hi mores*. Anfangs sei diese Organisation unbedeutend gewesen

[37] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. II, § 14: *Ob cuius mollitiem animata barbarorum atrocitas non solum eum foris peruagantem contempsit, sed etiam domi consistentem inuasit*. Erik III: dänischer König, dessen Regierungszeit negativ bewertet wird, besonders weil sein Sohn Magnus gegen Waldemar I., demjenigen, den Saxo huldigt, verschworen hatte. Vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… , (wie Anm. 1), Band III, Einleitung zum 14. Buch, S. 672.

[38] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. V, § 1.

[39] Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Kommentar zum 14. Buch, Anm. 235, S. 780: Diese Bezeichnung stammt aus dem Deutschen „Widiman." Man findet im 14. Jahrhundert in Seeland weitere Erwähnungen dieses Namens (vgl. *Scriptores rerum Danicarum*). Vgl. Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1): Das Namenverzeichnis enthält *Wethemannus: Vedeman, sjaellandsk vikingehøvding (høvding* = Führer, Kapitän). Es wird hier die dänische Schreibweise *Vedeman* beibehalten.

und auf Roskilde begrenzt. Sie sei dann dadurch gewachsen, dass sie Menschen aus ganz Seeland rekrutiert hätte.[40] Die Organisation habe eigentümliche Züge aufgewiesen, die Saxo genau beschreibt; darunter etwa die Auszahlung eines Achtels des durch Seeräuberei erworbenen Gewinns und ein Gleichheitsprinzip, aufgrund dessen der Leiter eines Schiffs eben so viel Beute bekommen habe wie der einfache Ruderer: *praedam ex aequo partiebantur, nec maior gubernatoris portio quam priuati remigis erat*[41]. Saxo hebt die zahlreichen seeräuberischen Überfälle dieser Organisation hervor. Durch ihre Gewandtheit hätten sie leicht und ohne schwere Verluste dänische Siege ermöglicht.[42]

Saxo beschreibt diese Organisation als einziger. Möglicherweise gab er eine lokale Tradition der Stadt Roskilde wieder, von der vielleicht Absalon selbst erzählt haben könnte.[43] Insgesamt sind die Abschnitte, in denen Saxo über den Seeräuber Vedeman selbst berichtet, im Vergleich zur Länge des 14. Buches eher kurz, doch hat er sie über eine längere Periode verteilt. Nachdem Saxo die seeräuberische Organisation von Roskilde im VI. Kapitel vorgestellt hat, berichtet er im XLIX. Kapitel zum letzten Mal darüber.[44] Vor ihrer endgültigen Eroberung (1169) habe Vedeman an den Kriegszügen gegen die Insel Rügen teilgenommen. Saxo verknüpft an dieser Stelle Vedeman mit Absalon, der mit dem König gemeinsam die Überfälle gegen die Slawen auf Rügen geführt habe. Als Absalon zum Bischof von Roskilde erwählt worden sei, habe er gerade mit diesem Seeräuber zusammengear-

---

[40] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. VI, § 2 : *Hic piraticae cultus, ut dixi, Roskildiae coeptus ab urbis gremio etiam ad agrestes manauit, ab omni ferme Sialandiae parte subsidia mutuatus. Enimuero angustus primum ac tenuis magna breui incrementa contraxit.* / *piraticae cultus* = gewöhnliche Seeräubertätigkeit; Seeräubereikultur, eventuell mit verherrlichendem Konzept. Saxo gebraucht diesen Ausdruck am Ende seiner Beweisführung. Unter anderem hat er die Menschlichkeit dieser Seeräuber, die die gefangenen Christen und ihre Landsleute beschützten, hervorgehoben: *Christianos, quos expugnata classe captiuos repererant, amictu donatos ad propria dimittebant – tanta eis in conterraneos humanitas erat!* Eric Christiansen zufolge hat der Vedeman wahrscheinlich die Zustimmung der Kirche gehabt. Diese Organisation war dennoch weder eine Ordensbruderschaft noch eine Gilde der Stadt Roskilde. Die Vergeltungsmaßnahmen widerlegen solche Schlussfolgerungen. Die Seeräuber von Roskilde waren sicherlich, so wie Saxo sie beschreibt, eine Vereinigung, die aus einer gegebenen Notwendigkeit heraus entstanden war. Der Aufbau dieser Organisation war neu, aber ihr Geist wie ihre Mitglieder standen ganz in der Tradition des wikingischen Erbes. Vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Kommentar zum 14. Buch, Anm. 94, S. 738-739. Außer der Anwesenheit eines Bischofssitzes spielte wahrscheinlich die strategische Lage von Roskilde bei der Einbürgerung dieser seeräuberischen Organisation eine wesentliche Rolle. Gelegen im mittleren Seeland, konnten von Roskilde aus drei Meerengen kontrolliert und der Zugang von der Nord- zur Ostsee kontrolliert werden.

[41] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. VI, § 2. Vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Kommentar zum 14. Buch, Anm. 94, S. 738: Die kleinen Schiffe der Ruderer in der Organisation von Roskilde könnten aus einem älteren System stammen. In ihr waren dann die Ruderer keine Sklaven, sondern hatten eine hohe Stellung in ihrer Gesellschaft.

[42] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. VI, § 2: *Crebrum eis cum hoste certamen, sed ubique facilis ac paene incruenta uictoria fuit.*

[43] Vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Kommentar zum 14. Buch, Anm. 94, S. 737.

[44] Seit dem Anfang der Regierungszeit Svens III. (von etwa 1146 ab) bis 1175, etwa 29 Jahre lang, wird Vedeman erwähnt.

beitet. Der Bischof habe eine strategische List vorbereitet, um die Rügenslawen, die mit keinem feindlichen Angriff gerechnet hätten, zu überraschen. Er habe Vedeman gebeten, der durch seine seeräuberischen Taten berühmt geworden sei, darum die Küstengewässer der Insel zu erkunden.[45] Dann habe Vedeman überlegt, wie die Insel anzugreifen wäre: *Tunc Wethemannus incautas Rugiae res recenti speculatione expertus admouendas littori copias suadet, […] impune praedam caedemque facturas*. Saxo zufolge hätte Vedeman sogar gedacht, dass die Plünderung und Niederwerfung der Slawen für die Dänen gefahrlos vonstatten gehen würde, da sie sich schnell zurückziehen könnten: *confestim absque discrimine redituras*[46]. Andererseits stellt Saxo Vedeman als Vertrauten des Königs in einer Situation vor, in der die Slawen und die Deutschen „beschämt“ gewesen seien. Saxo berichtet, dass die Großen aus Deutschland durch die Slawen im Kampf große Verluste erlitten hätten. Daher hätten Herzog Heinrich der Löwe und Graf Adolf von Holstein die Belagerung der slawischen Siedlungen beschlossen. Die Slawen ihrerseits hätten die Politik der verbrannten Erde verfolgt. Saxo stellt den dänischen König neben diesen Großen in einer wesentlich rühmlicheren Rolle vor. Waldemar I. habe zügig die Siedlung Wolgast erobert und habe hierbei dem Seeräuber Vedeman die Führung überlassen.[47] Zuletzt soll Vedeman einmal mit dem Bruder Absalons, dem seeländischen Magnat Esbern verbunden gewesen sein; Esbern ist zudem sehr oft in einer seeräuberischen Rolle als Verteidiger des dänischen Königreiches erwähnt. Saxo stellt sie wie zwei Führer auf gemeinsamer Fahrt vor. Auf See hätten sie für ihr Vaterland Wache gehalten und hätten jedem feindlichen Schiff entgegen ihre Aufmerksamkeit verdoppelt: *Esbernus et Wethemannus opportunas patriae excubias multo nauigationis impendio prosecuti*[48]. Der Abschnitt findet sich nach der Schilderung der Eroberung von Rügen, als der Bericht über die zahlreichen Kriegszüge der Dänen im Ostseeraum beginnt. Dass der Seeräuber Vedeman im königlichen Umfeld seine Tätigkeit ausgeübt haben soll, beweist seine wichtige Rolle. Dennoch wurde er bei diesen selten vorkommenden Gelegenheiten eigens gebeten. Er hatte also sicherlich eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt. Über das genaue Wesen seiner seeräuberischen Aufgaben sowie über deren Ursprünge sind in der wissenschaftlichen Forschung verschiedene Erklärungen entwickelt worden. Sie müssen jetzt in einem Gesamtüberblick vorgeführt und Saxos weiteren Schilderungen der übrigen Seeräuberei gegenübergestellt werden.

---

[45] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. XXIII, § 14 : *Tunc Absalon, ne quid inexcussum omitteret, per Wethemannum piraticae operibus clarum officio speculationis addictum […] et Rugiam nihil hostile metuentem cognoscit.*

[46] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. XXIII, § 19.

[47] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. XXX, § 6 : *Quorum urbem rex nullo negocio interceptam militibus ac stipendiis instruit eamque Wethemanno pyratae curandam committit.* Entspricht dem Vertragsabschluss von Wolgast im Jahr 1164.

[48] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. XLIX, § 6: …*sedulumque piraticae opus ingressi in septem piraticos mioparones quatuor incidere nauigiis*. Esbern (Snare) wird in zahlreichen Abschnitten des Bücher 14, 15 und 16 als Seeräuber erwähnt.

Erklärungen

Anfang der 1980er Jahre hat Eric Christiansen eine Beobachtung hinsichtlich der Seeräuberei von Roskilde gemacht. Er hat diese Seeräuberei den verschiedenen Seeräubereiformen, die nach den Schifffahrtsrechten (besonders nach den Rechten der deutschen Städte) zu erkennen sind, gegenübergestellt. Christiansen zufolge hätte Vedeman vermutlich eine seeräuberische Tätigkeit auf dem Vergeltungstyp und dem Handelstyp eingeführt. Er hätte dabei im Interesse der dänischen Gebiete gehandelt, die unter dem Verteidigungssystem Svens III. schutzlos verblieben gewesen wären. Vedeman hätte Nutzen aus der Unterstützung seitens der Magnaten und der seeländischen Grundbesitzer gezogen. Sonst wäre es ihm weder möglich gewesen, Schiffe zu führen, noch hätte er die notwendigen Geldbeiträge für seine Unternehmungen aufbringen können. Vedeman hätte also eine Berechtigung zur Seeräuberei auf den lokalen Versammlungen, die in der königlichen Regierung eine wichtige Rolle spielten, erworben; die Teilnehmer an diesen Versammlungen hätten sich sogar bei den Raubzügen ihn angeschlossen. Die Organisation von Roskilde wäre noch mindestens etwa im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts genehmigt worden, während die dänische Monarchie und Kirche Seeräuberei von kleinerem Umfang (*praedones maritimi*)[49] unter Strafe gestellt hatte. Die öffentliche Gewalt hätte die Raubtätigkeiten beaufsichtigt. Vedeman wäre die sinnbildliche Figur der Organisation von Roskilde gewesen, die somit nicht nur privat gewesen wäre, sondern auch die öffentliche Gewalt ausgeübt hätte.

Eine endgültige Erklärung der Seeräuberei von Roskilde ist allerdings schwierig. In jüngster Zeit ist sie im Zusammenhang mit der Rolle Dänemarks in den baltischen Kreuzzügen erneut kontrovers diskutiert worden.[50] Bestimmungen zur

---

[49] Vgl. für die Periode dieser Organisation Anm. 44 in diesem Beitrag. Vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Kommentar zum 14. Buch, Anm. 94, S. 737: So erwähnt das Gesetzbuch von Flensburg die *skiprøver*. Diese Seeleute waren unbedeutende Seeräuber. Sie waren auf der Suche nach Waren, Vieh, Sklaven und Schiffen. Sie lebten von dieser Beute.

[50] Der oft zitierte Eric Christiansen steht eher treu zur Auffassung einer wichtigen Rolle des dänischen Königreiches während der Kreuzzüge. Kurt Villads Jensen und Janus Møller Jensen unterstützen vollkommen die Auffassung der Rolle von Waldemar I. als Kreuzzügler auf der ganzen wendischen Front. Sie berufen sich besonders auf die Rolle Vedemans, um ihre Aussage zu untermauern, dass der Kreuzzugsgeist bis in die dänische Gesellschaft einen Einfluss ausgeübt hätte. Sie denken, dass Vedeman wahrscheinlich kein Adeliger gewesen sei (vielleicht sei er ein Bürger gewesen). Obwohl hier die Ausführungen von Niels Lund über den *Leding* zur Klärung der Seeräuberei bei Saxo im Mittelpunkt stehen, sollen weitere Thesen zu dieser Frage nicht übergangen werden. Nicht verschwiegen werden soll, dass ein Artikel von Kurt Villads Jensen der Auslöser für den vorliegenden Beitrag war. Durch ihn wurde ich auf Saxos bewusste Schilderung der schändlichen slawischen Seeräuberei, die tatsächlich aber von Dänen ausgeführt wurde, aufmerksam. Die Idee einer Umkehrung des Diskurses über die Wertvorstellungen der Seeräuberei schien mir hinsichtlich des Kulturtransfers ein günstiges Forschungsobjekt zu sein. Vgl. Kurt V. Jensen, The Blue Baltic Border of Denmark in the High Middle Ages: Danes, Wends and Saxo Grammaticus, in: David Abulafia, Nora Berend, Hrsg., Medieval Frontiers: Concepts and Practices, Aldershot 2002, S. 173-194. Weitere Artikel über die dänischen Kreuzzüge im Ostseeraum: Kurt V. Jensen, Denmark and the Crusading Movement: The Integration of the Baltic Region into Medieval Europe, in: Allan I. Macinnes, Thomas Riis, Frederik Pedersen, Hrsg., Ships, Guns and Bibles in the North Sea and Baltic States, Midsomer Norton, 2000, S. 188-205; Ders., Danmark som en korsfarerstat, in: Den Jyske Historiker, 89, 2000, S. 48-67; Janus Møller Jensen, Danmark og den hellige krig, in: Historisk tidsskrift, 100/2,

Seeräuberei befinden sich nicht nur in den städtischen Gesetzen zum Seerecht, sondern auch in den Landschaftsrechten Dänemarks.

Außerdem scheint es nun zweckmäßig zu sein, zum *Leding*[51] in Bezug auf die Seeräuberei von Roskilde sowie auf die gesamte dänische Seeräuberei bei Saxo zu kommen. Eröffnet werden soll der Überblick zu dieser geschichtswissenschaftlichen Debatte mit den Ansichten von Niels Lund[52] bezüglich des *Leding*. Er beruft sich auf Saxos Diskurs und auf die Macht der lokalen dänischen Magnaten, die in den Landschaftsrechten festgelegt worden ist.[53] Mit seiner Analyse des *Leding* belegt er, dass die gegen die Wenden gerichteten dänischen Kriege nicht als Kreuzzüge zu bezeichnen sind. Sein Hauptargument liegt in der grundlegenden Rolle der Magnaten in diesen Kriegen und in der Politik des Königsreiches. Der *Leding* oder die *expeditio* auf See seien eine den Magnaten und ihren Leuten auferlegte Verpflichtung; es sei sozusagen ein Verdienst für das Königreich. Saxos Ausführungen würden Hinweise über die Rolle der Magnaten enthalten; so würde er die Angaben bestätigen, die sich in den Landschaftsrechten finden. Die Magnaten hätten die Kriegspläne der königlichen Regierung durchkreuzen können. Die Seeleute des *Leding* ständen als Küstenverteidiger. Daher würden die Landschaftsrechten ebenso wie Saxos Bericht in diese Richtung gehen. Somit erhellt sich die mächtige Rolle der Großen in Dänemark und auch das Gewicht der Landschaftsrechte, was die Seeräuberei anbetrifft.

Die eben geführte Analyse über den Kulturtransfer der Seeräuberei beruht nur auf einem einzigen Diskurs, dem von Saxo. Daher erhebt sich das Problem der historischen Wahrheit: Inwiefern gibt Saxos Diskurs die „Realität" wieder? Hat es zu dieser Zeit tatsächlich einen Transfer der Seeräuberei gegeben? Um dieses Problem zu lösen, werden im Folgenden einige charakteristische Themen in Saxos

---

2000, S. 285-327; Carsten S. Jensen, Kurt V. Jensen, John H. Lind, Communicating Crusades and Crusading Communications in the Baltic Region, in: Scandinavian Economic History Review, XLIX, 2, 2001, S. 5-25.

[51] Nach den alten skandinavischen Landschaftsrechten: *wdgerds ledingh*. Vgl. Niels Lund, Wendenzüge, Kreuzzüge, Vasallen und Leding, in: Tore Nyberg, Hrsg., Saxo and the Baltic Region. A Symposium, Odense 2004, S. 163-171.

[52] Vgl. Lund, A Bishop in Arms… (wie Anm. 27); und Lund, Wendenzüge… (wie Anm. 51), S. 161-163, 168. Definition: Der „Leding" und das gleichwertige Wort in lateinischer Sprache, *expeditio,* bedeutet in Dänemark zur Zeit der Wikinger und auch im anschließenden christlichen Mittelalter einfach Heerzug (hauptsächlich zu See) (S. 168). Die lokalen Magnaten hatten die Befugnis, durch den *Leding* Heere zu versammeln. Man kann heute wirklich nicht wegen der gleichen Begrifflichkeiten in den Quellen eine neue militärische Organisation wirklich nicht von einer älteren unterscheiden. Allerdings überdauerte der *Leding* die Wikingerzeit und blieb auch danach bindend, so wie die fortbestehende Macht der Magnaten. Der König kontrollierte zum Teil den *Leding,* insofern er durch Magnaten unterstützt wurde. Der *Leding* hatte einen eigenen dänischen Charakter, auch wenn es ein ähnliches System in Norwegen und in Schweden in der Mitte des 13. Jahrhunderts gegeben hat.

[53] Aufgrund von Landschaftsrechten des 13. Jahrhunderts (den Landschaftsrechten von Schonen und Jütland, S. 163-165) und auch von Urkunden (S. 167-168) unterscheidet Niels Lund drei Formen des *Leding*; vgl. Lund, Wendenzüge… (wie Anm. 51). Mit der Art und Weise, wie der *Leding* in den Gesetzen des 13. Jahrhunderts beschrieben wird, hatten die Seekriege wahrscheinlich wenig zu tun. Im 13. Jahrhundert bestand oft eine *expeditio* in einer adeligen Versammlung, einem Parlament; vgl. Lund, A Bishop in Arms… (wie Anm. 27), S. 16.

Werk skizziert; diese Themen werden dann der Seeräuberei gegenübergestellt. Behandelt wird der lateinische Aufbau und die offizielle Ideologie, der der Autor treu folgte. Man wird sehen, dass sein Latein und seine Auffassung der Seeräuberei von zwei Sachverhalten geprägt wurden: Einerseits von der Beeinflussung durch die mittelalterliche, westeuropäische Kultur und andererseits vom eigenen Bemühen des Chronisten, die Erinnerungen an die Vorfahren wiederzugeben. Die „Realität" des Kulturtransfers der Seeräuberei könnte dann vor allem in der Wahrnehmung und Vorstellung einer *echten dänischen Wirklichkeit* bestehen.

3 Dänische Vorstellung der Seeräuberei

Lateinischer Aufbau und „Realität" der *piratica*

Saxo entleiht den Autoren des römischen Altertums seine lateinischen Bezeichnungen für die Seeräuberei. Offensichtlich benutzt er besonders Autoren der ersten zwei Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit. Saxo scheint zu denjenigen zu gehören, die für diese Periode eine besondere Vorliebe haben. Die Autoren dieser Zeit liefern ihm wahrscheinlich Motive für die Rückgabe von der expansionistische Politik der dänischen Könige. Es fällt besonders auf, dass Florus seine Vorstellungen über die Seeräuberei in lateinischer Sprache dargelegt hat.[54] Ein Vergleich mit dem Latein von Saxo erscheint also lohnenswert. Florus hat nämlich das VII. Kapitel des 3. Buches des *Epitome rerum Romanorum* einem Bericht über einen römischen Sieg gegen Seeräuber aus Kleinasien gewidmet.[55] Trotzdem bleibt unsicher, ob Saxo ihn unmittelbar benutzt hat. Dagegen ist die häufige Verwendung der Wortwahl des Valerius Maximus[56] durch Saxo schon gründlich erforscht worden.[57] Danach ergibt sich, dass Saxo hier die Konstruktion des Gegensatzes von Dänen zu Fremden (besonders Slawen) nach dem Vorbild der Gegenüberstellung von Römern zu Fremden übernimmt. In den neun Büchern seines Werkes *Factorum dictorumque memorabilium* unterscheidet Valerius Maximus ständig *Romani* von *Externi* anhand ausführlicher Beispiele aus der römischen Geschichte. So beruht gerade der Kulturtransfer der Seeräuberei, der in Saxos Diskurs erforscht wird, auf diesem bipolaren Prinzip.

Dennoch hat Saxo keine seeräuberischen Szenen des Altertums nachgeahmt. Auch dass er mehr als die durchschnittlichen Autoren des Mittelalters auf Anleihen

[54] Römischer Historiker in der Regierungszeit der Kaiser Trajan und Hadrian.

[55] Während der Kriege in Asien, wo die Römer dem König Mithridate VI. Eupator gegenüberstanden (etwa zwischen 88-66 vor Chr.). Florus, Buch 3, Kap. VII betitelt: Bellum Piraticum. Vgl. über diesen bestimmten Punkt die Bearbeitung von Jules M. Sestier, La Piraterie dans l'Antiquité, Paris 1880; im XVIII. Kap.: Puissance des pirates, captivité de César. www.mediterranee-antique.info/Rome/Sestier/Pir_00.htm

[56] Historiker und Moralist aus der Regierungszeit von Kaiser Tiberius.

[57] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Register over paralleller und Alfabetisk indeks til parallelregisteret.

aus Werken der römischen Antike greift, ist kein Beweis für eine schlichte Nachahmung. Saxo gehört zu den Autoren, die in einer Periode vom Ende des 11. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts ihr Werk verfassten, einer Periode, die manchmal als lateinische „Renaissance“ bezeichnet wird.[58] Denkströmungen, die dieser Bewegung zuzurechnen sind, waren in den Schulen besonders Frankreichs allgegenwärtig vorhanden. Manche Autoren beriefen sich besonders auf die Kirchenväter, dagegen interessierten sich andere wie Saxo eher für philosophische und politische Doktrinen, die auf die römische Antike zurückgingen.[59] Saxo nutzt römische Vorbilder, um die mittelalterliche „Realität“[60] zu beschreiben. Man kann manche Schlüsselbegriffe und Konzepte wie den des Imperialismus[61], des Vaterlands[62], der Fremde und der Bürgergemeinde[63] in seiner Schilderung der Seeräuberei erkennen. Er verwendet zahlreiche Kunstmittel der *ars rhetorica* und der *ars dictaminis*.[64] Als Beleg für die Größe des dänischen Königreiches bevorzugt er deutlich Szenerien des Seekrieges. In den historischen Büchern betreffen die meisten Kriege die Beziehungen zwischen Dänen und Slawen. Es ist dies keine heidnisch-römische Realität, was unzeitgemäß wäre, doch wird Saxos Latein von den römischen Vorbildern beeinflusst.[65] Absalon, der schon als Seeräuber vorgestellt worden ist, wird so nach römischen Vorbildern geschildert. Anstatt des im Mittelalter häufiger ver-

[58] Joseph de Ghellinck, L’Essor de la littérature latine au XIIe siècle, Brugge 1955 (erste Auflage: 1939, 2 Bände). Am Ende des 11. Jahrhunderts (etwa 1070) ist das Werk Adams von Bremen, das Saxo benutzte, ein Beispiel der klassischen Tendenz im Mittelalter. Ab dem 13. Jahrhundert erreichte die lateinische Schreibtätigkeit ihren Höhepunkt, das Lateinische wurde aber dann ziemlich schnell (bis auf einige Ausnahmen) zugunsten der Volkssprachen aufgegeben. Vgl. Karsten Friis-Jensen, Saxo Grammaticus’s Portrait of Archbishop Absalon, in: Friis-Jensen, Skovgaard-Petersen, Hrsg., Archbishop Absalon... (wie Anm. 27), S. 161.

[59] Saxo hat wahrscheinlich seine lateinische Ausbildung in Frankreich bekommen. Vgl. Thomas Riis, Autour du mariage de 1193: l’épouse, son pays et les relations franco-danoises, in: Robert-Henri Bautier, Hrsg., La France de Philippe Auguste. Le temps des mutations, Paris 1982, S. 349-354; Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), S. 59.

[60] Sein kunstvolles Latein war keine leichte Nachahmung der römischen antiken Realität; vgl. Riis, Autour du mariage… (wie Anm. 59), S. 355-356. Der Realitätsbegriff bleibt allerdings relativ. Man kann keineswegs sicher sein.

[61] Saxo sah im Salier- und Stauferreich das Fortleben des römischen Reichs. Er hat sein Werk so aufgebaut, als ob dass seine Geschichte der Dänen eine Alternative zur römischen Geschichte sei. Vgl. Friis-Jensen, Saxo Grammaticus’s Portrait… (wie Anm. 58), S. 164. Siehe auch: Karsten Friis-Jensen, Saxo Grammaticus’s Study of the Roman Historiographers and His Vision of History, in: Carlo Santini, Hrsg., Saxo Grammaticus. Tra storiografia e letteratura, Rom 1992, S. 61-81.

[62] Saxo gebraucht dreimal den Ausdruck *pater patriae* für Absalon und für die Könige Waldemar und Niels. Friis-Jensen hat bei Valerius Maximus drei Erwähnungen gefunden, um Julius Caesar zu bezeichnen. Er behauptet, dass die durch Saxo so bezeichneten Könige trotz allem dänische Könige bleiben; vgl. Friis-Jensen, Saxo Grammaticus’s Portrait… (wie Anm. 58), S. 169-170, 175. Besonders *nostri*; vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), S. 685.

[63] Besonders die Bürger von Roskilde. Vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Einleitung zum 14. Buch, S. 685.

[64] Vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Einleitung zum 14. Buch, S. 687: die *ars rhetorica* ist die Kunst des Vortragens und die *ars dictaminis* ist die Kunst des Briefschreibens.

[65] Karsten Friis-Jensen stimmt Eric Christiansen zu; vgl. Friis-Jensen, Saxo Grammaticus’s Portrait… (wie Anm. 58), S. 166; Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Einleitung zum 14. Buch, S. 682.

wendeten Wortes *episcopus*, bevorzugt Saxo das aus der Antike stammende Wort *pontifex* und will wahrscheinlich aus seinem Herrn einen neuen Aeneas machen, der aber nicht Rom, sondern das dänische Reich gegründet hätte.[66] Die Anleihen haben eine symbolische und emphatische Dimension für das Bild des Absalon. Dennoch führt die Beschreibung der Ereignisse im Werk des Saxo nicht von der Realität des 12. Jahrhunderts ab. Abgesehen von den römischen Klassikern hat sich Saxo auch von den christlichen lateinischen Autoren der Spätantike und des Mittelalters inspirieren lassen.

Zuletzt führt die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Beschreibungen der Seeräuberei bei Saxo wieder zurück zum *Leding*. Wieder Niels Lund zufolge komme der Diskurs bei Saxo der Realität nahe. Die Zustände des *Leding,* über die Saxo berichtet, würden Recht und Macht der jutländischen Magnaten mit einbeziehen.[67] Saxos Bericht erweitert unsere Kenntnisse über die Rechte der dänischen Magnaten, die wir von den Landschaftsrechten der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts kennen. Alles in allem scheinen die Anleihen aus klassischen Werken also mehr die Form von Saxos Schilderungen beeinflusst zu haben als ihren Inhalt.

Vaterlandsliebe und Transfer der Seeräuberei

Patria *und* piratica

Saxo hat eines seiner der Antike entlehnten Motivs gerade in der Schlüsselstelle des 10. Buches eingeführt, die im Rahmen der Rezeption der Seeräuberei bei den Slawen bereits untersucht wurde. Es handelt sich um das Konzept des „Vaterlands“[68]. Saxo stellt nämlich die Seeräuber aus Wollin als Angreifer seines eigenen Vaterlandes vor: *quod Iulini oppidi piratae (patriis) studiis aduersum patriam usi eo maxime Danis*[69]. In der Zeit, in der Saxo schreibt, habe die dänische Eroberung der durch Slawen bewohnte Gebiete dazu geführt, dass in der dänischen Vorstellung das eigene Land

[66] Saxo hat vielleicht die Texte der beiden Kommentatoren von Vergil, Macrobius und Servius, gekannt. Sie stellten Aeneas, den Helden von Vergil, als einen *pontifex* dar, der religiöse Aufgaben erfüllte; vgl. Friis-Jensen, Saxo Grammaticus's Portrait… (wie Anm. 58), S 170-173. Saxo übernahm die politischen Doktrinen von Platon und Cicero. Sie ermöglichten die Übereinstimmung der weltlichen Herrschaft mit der kirchlichen Amtausübung; vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Einleitung zum 14. Buch, S. 682.

[67] Vgl. Lund, Wendenzüge… (wie Anm. 51), S. 17. Über die Königsideologie bei Saxo meint Thomas Riis auch, dass Saxo nicht automatisch die Römer nachahmt; vgl. Thomas Riis, Einführung in die Gesta Danorum des Saxo Grammaticus, Odense 2006, S. 98.

[68] Vgl. die Tabelle am Ende des Aufsatzes. Vgl. Riis, Les Institutions… (wie Anm. 8); Ders., Einführung… (wie Anm. 67); Inge Skovgaard-Petersen, Saxo, Historian of the Patria, in: Mediaeval Scandinavia, 2, 1969, S. 54-77; Müller, Der Beginn… (wie Anm. 10), S. 68-69. In ihrer Dissertation erwähnt Kathleen Müller bei Saxo etwa hundert Erwähnungen von *patria* und Umschreibungen, die als Synonym für Dänemark gebraucht werden. Sie hat bemerkt, dass unter den skandinavischen Quellen Saxo deutlich am häufigsten über den Begriff *patria* schreibt; dies gilt für die Zeit vor, während und nach der Verfassung der *Gesta Danorum.*

[69] Vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band I, Einleitung zum 10. Buch, S. 147.

bis zur südlichen Ostseeküste, wo Wollin liegt, erweitert worden sei. Saxo hat diese Schlüsselstelle zwischen Abschnitten deskriptiver Natur gesetzt[70]. Darin vergleicht Saxo die beschriebenen Zustände früherer Zeiten mit denen seiner eigenen Zeit. Diese Vorgehensweise ist in seinem Werk selten. Er schreibt, dass zu seiner Zeit König Waldemar und Erzbischof Absalon, um die Dänen zu schützen, die unablässigen slawischen Angriffe abgewehrt hätten. Dank ihrer tatkräftigen Eingriffe sei das Land friedlich und die See schiffbar geworden. Saxo führt diesen Vergleich nicht weiter aus. Er könnte so seine eigene Meinung über die vor und nach diesem Abschnitt genau beschriebenen Ereignisse ausgedrückt haben.

Bei Saxo ist außerdem das Thema des Vaterlandes nicht nur durch *patria,* sondern auch mit zahlreichen *nostri* angesprochen. Es scheint, dass noch in einem anderen Abschnitt über die Seeräuberei, wo *nostri* zu finden ist, Saxo seine eigene Meinung geäußert haben könnte. Gleich nach der Schilderung der endgültigen Eroberung von Rügen gebraucht Saxo zwei Wörter, die in seinem Werk selten sind und auch an den römischen Imperialismus denken lassen: Die Ostsee wandelt sich hier plötzlich in seinem Diskurs in das *mare nostrum* der Dänen. Die Eroberung von Rügen hätte der feindlichen Seeräuberei in allen Gebieten des Meeres der Dänen ein Ende gesetzt. Saxo schreibt in der Tat „unser Meer“: *cunctos maris nostri secessus*[71]. Die Bedeutung des Sieges führt dazu, dass Saxo den Angriffszug der dänischen Kriege nicht mehr verschleiert. Durch ihre Eroberung bestärkt, hätten die Dänen nun die Wassergrenzen ihres Vaterlandes überquert.[72]

Das Spiegelbild der Königsideologie

Wenn man annimmt, dass Saxo gelegentlich seine eigene Meinung äußert, ist auch einzuräumen, dass seine Einstellungen der Ideologie der Personen entsprechen, die sein Werk beantragt hatten. Wahrscheinlich ist er auch wegen eines gewissen intellektuellen Gehorsams als Autor ausgewählt worden.[73] Saxo befördert die offizielle Ideologie. Die *Gesta Danorum* werden manchmal der Gattung der Fürstenspiegel

---

[70] Der ganze zitierte Abschnitt : *Eo tempore piraticae usus nostris creber, Sclauis perrarus exstitit, qui ob hoc latius ad eos manare coepit, quod Iulini oppidi piratae (patriis) studiis aduersum patriam usi eo maxime Danis, quod ab ipsorum ingeniis traxerant, nocuerunt. Quem incursationis morem nostris annis Waldemari regis maximique pontificis Absalonis propensae pro ciuibus excubiae domuerunt. Quorum strennuo interuentu tranquillus terris cultus geritur, tuta aquis nauigatio celebratur.* Vgl. Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch X, Kap. 9, § 2.

[71] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. XXXIX, § 49 (der Letzte) : *capta Rugia, cum adhuc pyraticae labes cunctos maris nostri secessus foedaret.*

[72] Saxo Grammaticus (OR), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. XXXIX, § 49 : *Iisdem Absalon et Christophorus duces adduntur. Qui, domestici freti liminibus non contenti, etiam Rugiana litora ac Leuticios scrutabantur anfractus.*

[73] Birgit Sawyer-Strand erklärte mehrere Abschnitte bei Saxo als Tadel der dänischen königlichen Politik gegenüber. Thomas Riis ist in Bezug auf die angeführten Beispielen anderer Meinung; vgl. Riis, Einführung… (wie Anm. 67), S. 159-161; Sawyer, Valdemar, Absalon… (wie Anm. 27), S. 688-689. Es ist hier zu bemerken, dass Saxo wahrscheinlich nicht fähig war, die Königsideologie in Frage zu stellen. Vgl. Riis, Autour du mariage… (wie Anm. 59); und siehe die Dissertation von Thomas Riis, Les Institutions… (wie Anm. 8), S. 206-207.

zugerechnet.[74] Die offizielle Königsideologie wird bei Saxo namentlich durch die römischen Begriffe *patria* und *fortuna* hervorgehoben. Das Vaterland erhält bei Saxo mehrere feine Bestimmungsunterschiede.[75] Einige Könige sowie Absalon sind mit dem dänischen Vaterland völlig vereinigt.[76] Sie werden als Befreier ihres Landes vorgestellt; die Fortuna ist ihnen oft günstig.

In der Zeit Waldemars I. ließ sich das dänische Königtum von der französischen und vielleicht auch von der byzantinischen Königsideologie inspirieren. Bis dahin hatten die Dänen die deutsche Königsideologie nachgeahmt; von nun an bemühten sie sich, sich von der Abhängigkeit zum Stauferreiches zu befreien. Der König von Dänemark herrschte gottähnlich. Saxo stellt die göttliche Macht, die mit der Fortuna zusammengehören sollte, vor.[77] Der Vorstellung des Autors zufolge hätte die mythische Regierungszeit Frode III. (Buch 5) der Zeit um die Geburt Christi entsprochen. Außerdem dehnte der sagenhafte König Frode III. sein Reich erheblich aus, ähnlich dem damals herrschenden, historischen Kaiser Augustus.[78] Nach Kathleen Müller begann sich ein neuer „nationaler" Geist in Dänemark in der Zeit Waldemars durchzusetzen. Aus Saxos Darlegungen ergibt sich ein starkes, übersteigertes Gefühl eigener Größe und eigenen Wertes des Königreichs. Sicher war Dänemark eine wachsende Großmacht; sie rivalisierte aber tatsächlich kaum mit dem Reich der Staufer.[79] Die Traditionen und die lokalen Herrschaften in Dä-

---

[74] Thomas Riis stimmt hierin mit Birgit Sawyer-Strand überein; vgl. Riis, Einführung… (wie Anm. 8), S. 159-161. Eric Christiansen hat es anders erklärt: Er betont die Wichtigkeit des 14. Buches im Werk. Dieses Buch (und auch das 15.) ist nach der Gattung der *Gesta* verfasst; besonders der Bericht über die königlichen Kriege gegen die wendischen Slawen; vgl. Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Einleitung zum 14. Buch, S. 677-678. Teresa Pàroli erklärt auch das Werk als *Gesta*; vgl. François-Xavier Dillmann, Chronique des études nordiques, in: Proxima Thulé, 2, 1996, S. 147; siehe: Teresa Paroli, Ideali di vita e significato della morte nei primi nove libri dei *Gesta Danorum*, in: Santini, Hrsg., Saxo Grammaticus... (wie Anm. 61), S. 189-260. Eric Christiansen zufolge sind die anderen Regierungszeiten anders beschrieben und folgen eher dem Schema eines Fürstenspiegels.

[75] Mögliche Bedeutungen von *patria* bei Saxo: 1. Ethnische und politische Einheitsbezeichnung; 2. Ein Bereich, der einer politischen, kirchlichen, königlichen, fürstlichen sogar städtischen Herrschaft unterworfen ist; 3. Ein Teil Dänemarks, getrennt verwaltet; 4. Das Ursprungsland; 5. Die militärische Verteidigung des Landes. Vgl. Riis, Les Institutions… (wie Anm. 8), S. 86-101; und Thomas Riis, Saxo und die offizielle Königsideologie, in: Tore Nyberg, Hrsg., Saxo and the Baltic Region. A Symposium, Odense 2004, S. 93-104.

[76] Die folgenden Könige: Skjold, Knut der Heilige, Erik I., Waldemar I., Waldemar II. (Vorwort) und Niels; der Herzog Knut Laward. Vgl. Riis, Saxo… (wie Anm. 75), S. 98. Thomas Riis ergänzt die von Inge Skovgaard-Petersen vorgeschlagene Definition. Er berücksichtigt besonders die folgenden Ausdrücken: *parens patriae* und *lumen patriae*. Andere Könige sind auch betroffen, wenn man weitere Ausdrücke berücksichtigt. Vgl. Riis, Einführung… (wie Anm. 67), S. 95.

[77] Thomas Riis hat die Erwähnungen des Wortes *fortuna* erforscht; vgl. Riis, Les Institutions… (wie Anm. 8). Er hat beobachtet, dass das Glück versinnbildlicht ist, und sehr oft durch göttliche Autorität erscheint. Die Kooperation zwischen Gott und der Fortuna findet sich auch in der altfranzösischen Literatur, die Saxo kennen konnte, besonders bei Chrétien de Troyes und im *Roman de Renart*. Saxo verwendet auch Ableitungswörter von *felicitas* im ähnlichen Sinne wie *fortuna*. Vgl. Riis, Einführung… (wie Anm. 67), S. 121-123, Anm. 309.

[78] Thomas Riis beruft sich auch auf den Artikel von Inge Skovgaard-Petersen. Die Regierungszeit von Waldemar I. wäre durch Saxo in Bezug auf die Ankunft Christi aufgebaut. Vgl. Riis, Saxo… (wie Anm. 75), S. 100, 103; Skovgaard-Petersen, Saxo, Historian… (wie Anm. 68), S. 54-77.

[79] Vgl. Müller, Der Beginn… (wie Anm. 10), S. 68-69.

nemark setzten dem Versuch, die Macht durch königliche Gewalt zu vereinigen, enge Grenzen.[80] Saxo, besorgt darum, die Ideologie der Könige zu befördern, beschränkt die Berichte über die Macht der Magnaten auf Perioden königlicher Schwäche und schwächt sie somit ab.

Dänische Wahrnehmung der Seeräuberei

Westliche Beeinflussungen

In Saxos Diskurs steht die Wahrnehmung der Seeräuberei auch unter dem Einfluss des westlichen Kulturbereichs, und zwar besonders Frankreichs. In früheren Zeiten war über die wikingischen Überfälle auf den christlichen Westen stets mit negativen Ausdrücken berichtet worden. Schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts haben manche Kleriker des dänischen Hofes in Frankreich studiert.[81] Der fremde christliche Blick auf die heidnische Kultur der Wikinger hätte in Saxos Bericht die negativen Schilderungen der Seeräuberei beeinflusst. Die lateinischen Anleihen aus der heidnischen römischen Antike werden durch Übernahmen aus der westlichen christlichen Denkart ergänzt. Saxo eignet sich scheinbar einzelne Elemente an und gliedert sie der eigenständigen Bearbeitung an. Als Christ und Lateinkenner schöpft er aus der westlichen Vorstellungswelt, die die Wikinger mit der Gewalt ihrer Überfälle und dem daraus entstehenden Leid verknüpft hat. Manche Seeräuber (*huius generis piratas)* sind für Saxo von einer tiefen Grausamkeit charakterisiert: *profundae barbariae pyratas*[82]. Gerade gegen diese verteidigt Waldemar I. angeblich sein Königreich und am Ende seiner Regierungszeit ist es ihm gelungen, die Furcht vor ihnen aus dem dänischen Vaterland zu vertreiben: *patriam pyratarum metu uacuefecerit*[83]. Saxo ärgert sich über fremde Seeräubereinfälle; sein Diskurs über die Seeräuberei verrät aber auch den Akzent, den er auf eine mögliche ehrenvolle Seeräuberei zu setzen sucht.

Das Wikingererbe überliefern

Saxo schreibt nicht nur im Auftrag der königlichen Propaganda. Er trägt auch als Historiker und Moralist zur Erinnerungskultur seines eigenen Volkes bei. Er befördert dabei deutlich den Bezug der dänischen Kultur zur See. Er lobt nicht den reitenden Krieger und stellt die Dänen nie wie Ritter vor. Dagegen lobt er den Seekrieger und bezeichnet ihn, in antiker Tradition, als *pirata*[84]. Er verfasst (meis-

[80] Saxo Grammaticus (C), Danorum… (wie Anm. 1), Band III, Einleitung zum 14. Buch, S. 686.

[81] Vgl. Riis, Autour du mariage de 1193… (wie Anm. 59).

[82] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. XL, § 2: *quo citius profundae barbariae pyratas offenderent […] ne huius generis pyratas callidius quam fortius confligere.*

[83] Buch 15, Kap. VI, § 11: Tod von Waldemar I.

[84] Die *piratae* bei Saxo sind ähnlich den „chevaliers de la mer" des Guillaume le Breton (Ende des 12.-Anfang des 13. Jahrhunderts) und des Jean Froissart (14. Jahrhundert). Vgl. Michel Mollat du Jourdin,

tens) seine Prosa von der Geschichte und den Tugenden der Dänen in einem ursprünglich aus dem antiken kaiserlichen Rom entlehnten Latein. Saxo stellt die Seeräuberei als Merkmal der kulturellen dänischen Identität vor. Die *piratica* sei die greifbare Emanation des großen Volkes der Dänen gewesen, die sie verkörperten. Das Land seiner Väter, sein Vaterland, sei eine mit großen Seeräubern belebte Welt des Meeres gewesen. Bei der Abfassung betont er die Allgegenwart der See, der Schiffe und auch den größten Vorzug seines Volkes: Die Könnerschaft im Seekrieg. Als Historiker überliefert er die Erinnerung an die Urväter und weist der dänischen Seeräuberei eine Ehrbarkeit zu. Die Wikingertradition enthielt besonders die Hochachtung gegenüber dem Gegner.[85] Der Diskurs des Autors ist im ganzen Werk gleichartig: Die mit der Seeräuberei zusammenhängenden Werte teilen sich die Dänen und die Skandinavier. Saxo kann in seinem Diskurs daher die seeräuberischen dänischen Könige nicht auf gleiche Weise behandeln wie die Slawen. Wie gezeigt, dient er der dänischen königlichen Politik. Da Dänemark den Krieg gegen die slawischen Völker aufgenommen hat, kann Saxo die Rolle der Slawen nicht verherrlichen; er bemüht sich hingegen, die Macht des Königreiches zu stärken. Wenn man aber festhält, dass die berichteten seeräuberischen Ereignisse in seinem Werk tatsächlich stattgefunden haben, so wie man festgestellt hat, dass dies für andere Punkte seines Werkes der Fall ist[86], hätte es ganz offensichtlich zwischen den Dänen und den Slawen einen Kulturtransfer der Seeräuberei gegeben. In Bezug auf die Überlieferung des seeräuberischen Wikingererbes bleiben die *Gesta Danorum* in der christlichen Geschichtsschreibung ein Sonderfall. Saxo ist zugleich durch die königlichen und kirchlichen Herrschaften ausgewählter Verfasser und Zeuge. Der Verfasser tritt hinter sein Werk, dessen Diskurs für alle Dänen gilt, zurück. Der Historiker legt somit ein kollektives Zeugnis über die Seeräuberei ab, die der Vorstellung des Königs von Dänemark und seiner Landsleute am Ende des 12. Jahrhunderts entspricht.

Schlussbemerkungen

Das Werk von Saxo Grammaticus enthält also das Zeugnis einer christlichen dänischen Wahrnehmung der Seeräuberei im Ostseeraum. Der historische Teil des Werkes ist wichtig, um einen Kulturtransfer der Seeräuberei zwischen den Dänen und den Slawen zu erkennen. Die Auswirkungen des Kulturtransfers werden hier als das doppelte Produkt der Rezeption der Seeräuberei bei den Slawen und der Anpassung ihrer seeräuberischen Tradition bei den Dänen aufgefasst. Der erste Grund des Transfers war der militärische Druck, den Dänemark auf die Slawen

---

Philippe Auguste et la Mer, in: Robert-Henri Bautier, Hrsg., La France de Philippe Auguste. Le Temps des mutations, Paris 1982, S. 623.

[85] Saxo Grammaticus (OR), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 5, Kap. IX: *Adeo cuncta verecundiae momenta prisca pugilum fortitudo servabat.*

[86] Vgl. in diesem Aufsatz: Dänische Anpassung durch aktive Umwandlung der Seeräuberei; lateinischer Aufbau und „Realität“ der *piratica*; Vaterlandsliebe und Transfer der Seeräuberei.

ausübte. Es liegt jedoch im Interesse Saxos, diese Situation umzukehren und er führt die Bedrohung seitens der Slawen und ihren Hochmut an, um die angreifende Rolle der christlichen Dänen zu rechtfertigen. Für die Zeit Waldemars I. stellt der Verfasser die slawischen Seeräuber als fortwährende Jäger ihrer dänischen Beute vor: *praedam Danicam*[87]. Der Kulturtransfer der Seeräuberei gewinnt also mit der politischen Berechtigung der dänischen Expansion an Bedeutung. Im Werk Saxos ermöglicht demnach die Schilderung der Seeräuberei mehrere Lesarten.

[87] Saxo Grammaticus (FJZ), Gesta… (wie Anm. 1), Buch 14, Kap. XXX, § 9: *pyratisque praedam Danicam appetere solitis Peni fluminis ostia.* Saxo zufolge waren die slawischen Seeräuber gewöhnt, an der Peenemündung auf die Suche nach dänischer Beute (*praedam Danicam*) zu gehen.

Verzeichnis: *piratica, pirata, piraticus* und gemeinsame Kontexte mit *patria* in den *Gesta Danorum*

Buch	Kap.	§	P	Erwähnung(en)
I	6	7		piratae (solenni pactionis)
	8	15	P	piratarum (insidias)
		22	P	(Collonem...) piratica (… insignem)
Summe				*3*
II	3	1		(aduersum Uitthonem...) piratam (congressio fuit)
	5	4		(ad insulam...) piraticam (reflexisset)
Summe				*2*
III	6	1		(per summam rerum gloriam) piraticae; (patentem) piratae (fulgorem); (Insula…, quam) piratae (… obtinebant)
		3		(Selam…,) piraticis (exercitam rebus)
Summe				*4*
IV				
Summe				*0*
V	2	4		(lacessendi per) piraticam (Danos negotium); (maxima) piraticae (… auctoritas); (ne...) piratis (in maritimarum uirium certamen descenderet)
	4	1		piratas (…nauibus esse cognosceret)
		2		(puppim...) piraticam ; (Ericus…) piratas (… oppressit)
	7	9		(socialem exsequi) piraticam
		10		(Glomerum) piratarum (praecipuum)
	13	4		piratico (muneri) ; (naues…) piratarum (reperiunt)
	14	1	P	(Oceanum manus adhuc) piratica (non reliquit)
Summe				*11*
VI	5	1		piraticum (munus agitare)
		7		piraticum (… opus ingreditur)
		8		(Bemonum quendam cunctis Daniae) piratis (uirtute praestentem); piratici (laboris taedio)
		16		(Starcatherus) piratica (iam regressus)
Summe				*5*
VII	1	1		(crebris) piraticae (damnis deformis)
		2		(gloriosum) piratam (egit)
	2	1	P	piraticis (populatur iniuriis)
		6		(uegetioris ingenii) piratas (… imminere)

Buch	Kap.	§	P	Erwähnung(en)
		8		(Haldanus,... circa) piraticam (occupatus)
		12		piratico (…incursu)
	3	1		(Ebbo,) pirata (plebeii generis)
	5	1		(maximi) piratarum (Hakonis…commilitium)
	6	1		(Alf...) piraticis (incumbebat officiis)
		4		(ferocem) piratam (agere); piratarum (agmen); (Alvilda...) piraticae (princeps creata)
	7	1		(Alf et Algerus repetitis) piraticae (operibus)
	9	7	P	pirata (… profligabat)
Summe				*14*
VIII	7	2		(Ringone...) piraticam (exercente)
		3		(Ringonem a) piratica (revertentem)
		7		(Thorias ac Bero...) piraticum (munus edebant)
	10	6		(classem Iarmericus forte e) piratica (rediens… deleuit)
		7		(fratres...) piraticae (...studiis assuetos)
	11	1	P	(strenuum) piraticae (opus)
Summe				*6*
IX	4	22		(Regnerus... quinquennem propemodum) piraticam (expleuisset)
		39		(praecipuas) piraticae (uires)
	6	1		(studiosissimus) piratici (muneris executor)
	11	6		(crebris) piraticae (quaestibus locupletati)
Summe				*4*
X	1	1		(traiecta...) piratical
	2	1		piratica (… celebrata ac… alita)
	4	2	P	(Iulinae) piraticae
	9	1	P	(a Iulini oppidi accolis) piratica (Daniam incessentibus)
		2	P	piraticae (usus); (Iulini oppidi) piratae
		4	P	(regem a) piratis (captiuum)
Summe				*7*
XI	8	1	P	(ad Kanutum…, qui... myoparonum) piratica (monstra perdomuit)
Summe				*1*
XII	4	1		(Sclauorum insolentia…) piratica (nostros acerrime lacessebat)
		2	P	(quotquot intra moenia) piratas (habebant); (Ericus...) piratici (aestus procella pulsaret)
	7	6		piraticis (… nauigiis)

Buch	Kap.	§	P	Erwähnung(en)
Summe				*4*
XIII	2	8		(littorales Danos) piratica (lacessendo)
	3	1		(missi…) piratas (imminere conspicerent)
	4	1		piratica (…exegit)
	5	5	P	(Kanutus…) piratica (peruagatus)
Summe				*4*
XIV	2	14		(Ericus…) piratas (…imminere conspiciens)
	3	6		(Dobinum, insigne) piratica (oppidum)
		8		piratico (bello)
	5	1		(exterius) piratica (pestis ingrueret)
	6	1		piratis (timori)
		2		(apud Roskildiam...) piratica (coepit); (nauigia) piratae (magis idonea); piraticas (puppes); (hic) piraticae (cultus…Roskildiae coeptus)
	15	5	P	(effusis) piraticae (habenis); (nihil residuum...) piratica (fecerat); (quo minus) piratas (admit-terent,… obstruebantur)
		6	P	(a) piratica (uindicare)
	16	1		(a) piraticis (periculis propulsandis)
	20	1	P	(patriam…) piratica (laceratam)
	21	3	P	piratam (se…gessit)
	22	1		(acerrimis) piratarum (incursionibus)
	23	14		(Wethemannum) piraticae (operibus clarum)
		19		(rex) piratico (potius muneri consentanea quam… docuisse dicebat)
	25	23	P	Pyraticam (a beniuolentia profectam)
	27	1		piratas (… fluminis ostiis excedere solitos)
	30	6		(eamque Wethemanno) pyratae (curandam committit)
		9		pyratis (... praedam Danicam appetere solitis); pyraticae (... licentiam tribuere)
	34	4		pyratis (… fluminis ostia patere permiserant)
	35	1	P	(deturbandae) pyraticae (gratia)
	36	2		(eum manum cum) piratis (conserturum)
		3		(longas naues…) piratas (esse non dubitans)
		5		(portum hostili) piratica (liberum praestitit); (infatigabili) piratici (muneris)
	39	49		pyraticae (labes)
	40	2		(profundae barbariae) pyratas; (ne huius generis) pyratas (… confligere)
		3		pyraticam (exercere)

Buch	Kap.	§	P	Erwähnung(en)
		4		(reliqui) pyratarum (… subductis… nauigiis… se… occultare coeperunt)
	41	4		(interrogati, an ullos recenter) pyratas (uidissent); pyratica (classis); pyratico (se conspectui subducere)
	44	1		pyratis (obuiis)
		2		(loca… maxime) pyratis (familiaria)
		3		(egressae nuper a Sclauis) pyraticae; pyratici (mioparones); pyratas (profectos asseruit)
		5		pyratarum (saeuitiae)
		6	P	(responderunt maioris aerumnae esse captiuum) pyraticis (in transtris)
		10		(maiorem) pyraticae (gloriam)
		13		(crebra) pyraticarum (nauium fragmenta)
		14		(Absalon... uniuersas praesentis anni partes...) pyratico (labore emensus fuerat)
	45	2		(classis) pyraticam (actura coierat)
	49	1		piraticam (intellexit)
		2		(Absalon uelo…) piratas (petebat)
		4		piratarum (a Sialandensibus captorum ceruicibus onusti fuerant)
		5		(ad exstirpanda) piratarum (latrocinia); (poenas… ueteris) piraticae (… pependit)
		6	P	piraticae (opus); piraticos (mioparones)
	57	1		(Sclauorum) piratae
Summe				*57*
XV	4	15		(tibi) piraticam (… saeuitiam… patet)
	6	11	P	pyratarum metu
Summe				*2*
XVI	4	3		piraticam (aduersum Estones in commune decerni placuit)
		5		(onerarias) piraticis
	5	3		(naues… aliquanto) pyraticis (praestantiores)
		8	P	(pestifero) pyratarum (incursu)
Summe				*4*
Summe der Erwähnungen für *piratica, pirata, piraticus*: 128				
Summe der gemeinsamen Kontexte mit *patria*: 23				

(P = Patria; Auszüge der Auflage von Friis-Jensen/Zeeberg, 2005 (ę ist in diesem Vortrag geändert worden; gebraucht wird wie bei Olrik/Raeder, 1931: ae)

Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Preußen und historiographischer Wissenstransfer (13.-15. Jahrhundert)*

Mathieu Olivier

Zur Einführung: Kulturtransfermodell und mittelalterliche Geschichtsschreibung in Preußen

Seit eh und je wird in der Mediävistik über kulturelle Einflüsse diskutiert. Der Kulturtransferansatz, der sich seit ungefähr zwei Jahrzehnten in die Diskussion eingebürgert hat, geht allerdings weit darüber hinaus. Dabei haben sich im Laufe der Zeit mehrere Modelle herausgebildet, die im Kern aber Gemeinsamkeiten aufweisen – nicht zuletzt, weil sie alle an den einen Ansatz anknüpfen, der an die Namen von Michel Espagne und Michael Werner gebunden ist. Es hat sich also aus der Auseinandersetzung mit der – im weitesten Sinne des Wortes – kulturellen Geschichte alter Prägung (*histoire culturelle*) entwickelt, wobei insbesondere der Versuch im Vordergrund stand, die Austausch- bzw. Differenzierungsprozesse in der Konstituierung zweier nationaler Kulturen (in Frankreich und Deutschland) näher und vollständiger, in entschiedener Abkehr sowohl von der ideengeschichtlichen Perspektive als auch von der Komparatistik alten Zuschnitts, zu erfassen.[1] Dieser

* Dieser Beitrag ist eine inhaltlich erweiterte und überarbeitete Fassung des Vortrags, der anlässlich des ersten Workshops der Forschungsgruppe „*Gentes trans Albiam*" (26.-27.VII.2007, Göttingen) gehalten wurde. Die Vortragsform wurde weitgehend beibehalten. Neuerscheinungen seit Juli 2007 wurden möglichst vollständig mitberücksichtigt. Für weitere Anregungen und die kritische Diskussion vieler Einzelaspekte des Vortrags bin ich allen Teilnehmern des Workshops zu Dank verpflich-

Versuch, die *histoire culturelle* neu zu schreiben, hat auch bald unter deutschen Historikern, aber auch in anderen Disziplinen große Resonanz gefunden.[2]

Es scheint mir, dass die Spätmittelalterhistoriker lange Zeit eher zu jenen gehört haben, die sich den Begriff und die damit verbundene Methodik nur sehr zögernd zu eigen gemacht haben.[3] Dieses Phänomen lässt sich vermutlich darauf zurückführen, dass die Spätmittelalterhistoriker dieses profilierte Kulturtransfermodell und die ihm zugrundeliegenden Prämissen aus gutem Grund nicht vorbehaltlos übernehmen konnten. Nicht einfach von der Hand zu weisen ist in erster Linie der Einwand, dass das Kulturtransfermodell im Hinblick auf eine für das Zeitalter der Nationen typische Gesamtentwicklung formuliert wurde, und dass seine Anwendbarkeit für die vornationalen Perioden in Europa deswegen nur begrenzt sein kann.[4] Wenn dabei der immer noch bevorzugt betriebenen Erforschung der deutsch-französischen Verflechtungen im Grunde bloß eine Pionierrolle zukommt[5], die keineswegs weitere Untersuchungsräume ausschließt, sollte man hingegen der Frage nach der Übertragbarkeit dieses Ansatzes auf das europäisches Hoch- und Spätmittelalter mit aller Vorsicht begegnen.

Das Unbehagen am Kulturtransferansatz ist letztlich auf die Tatsache zurückzuführen, dass die Auseinandersetzung mit ihm notwendigerweise einen weiteren Fragenkomplex nicht unberührt lässt: Die Wertung der kulturellen Homogenitätsfaktoren innerhalb der spätmittelalterlichen *christianitas*, ein Thema, bei dem die Meinungen immer noch weit auseinandergehen. Anders formuliert lautet also die Frage: Macht es überhaupt Sinn, in diesem Raum die kulturelle Dynamik im Lichte

---

tet. Mein bester Dank gilt auch Frau Fridrun Freise (Göttingen/Pädagogische Hochschule Weingarten) für ihre Sprachkorrekturen.

[1] Siehe zusammenfassend über 15 Jahren Kulturtransferforschung Michel Espagne, Les Transferts culturels franco-allemands, Paris 1999.

[2] Zum „Transfer" des Kulturtransferansatzes in die deutsche Geschichtswissenschaft, einem Vorgang, der – wie der Autor pointiert nahelegt – selbst als eine interessante und lehrreiche Fallstudie von deutsch-französischem Kulturtransfer ausgelegt werden darf, vgl. Matthias Middell, Von der Wechselseitigkeit der Kulturen im Austausch: Das Konzept des Kulturtransfers in verschiedenen Forschungskontexten, in: Andrea Langer, Georg Michels, Hrsg., Metropolen und Kulturtransfer im 15./16. Jahrhundert (Prag-Krakau-Danzig-Wien), Stuttgart 2001 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 12), S. 15-52, hier insbes. 22 ff. Hier wäre auch die Kulturtransferdiskussion unter den Archäologen zu nennen, in die viele andere Beiträge in diesem Band Einblick gewähren. Dazu auch Sławomir Moździoch, Hrsg., Wędrówki rzeczy i idei w średniowieczu [Objekte- und Ideenwanderungen im Mittelalter], Breslau 2004 (Spotkania Bytomskie, 5).

[3] Selbst ein flüchtiger Blick in der kaum noch überschaubaren Kulturtransferliteratur lehrt, dass Hochmittelalter und Spätmittelalter, wenn man von beziehungsgeschichtlichen Studien zu Kontakten der *christianitas* mit „fernen Welten" (Islam, Indien…) absieht, nur sehr spärlich vertreten sind. Vgl. u.a. Ingrid Karten, Werner Paravicini, René Perennec, Hrsg., Kultureller Austausch und Literaturgeschichte im Mittelalter, Sigmaringen 1998 (Francia. Beihefte, 43); Les échanges culturels au Moyen Âge, 32ème congrès de la SHMES (Université du Littoral 2001), Paris 2002 (Histoire ancienne et médiévale, 70).

[4] Vgl. Michel Espagne, Transferts culturels…(wie Anm. 1), S. 17 ff.

[5] Dass der deutsch-französische Kulturtransfer auf dem Gebiet der Belletristik immer noch im Mittelpunkt der Forschung steht, beweist der kaum nachlassende Publikationsfluss zur Genüge: siehe z.B. Günter Berger, Franziska Sick, Hrsg., Französisch-deutscher Kulturtransfer im *Ancien Régime*, Tübingen 2002 (Cahiers lendemains, 3).

der Kulturtransferproblematik zu erforschen, wenn man gleichzeitig implizit oder explizit davon ausgeht, dass da eine gemeinsame (Grund)Kultur herrscht und somit sich strenggenommen kaum oder sehr vorsichtig bzw. bei sehr speziellen Konstellationen (etwa im Bezug auf die in der *christianitas* lebenden religiösen „Minderheiten“) auf die Behauptung einlassen darf, dass bei Austauschvorgängen aller Art eine Kulturgrenze überschritten bzw. überwunden wurde? An der Selbstverständlichkeit der Verwendbarkeit des Kulturtransferansatzes „Espagne-Werner'schen Prägung“, wie sie manchmal (allerdings von Nicht-Mediävisten…) angenommen wurde[6], ist meines Erachtens aus diesem Grund zumindest einiger Zweifel angebracht. Aus diesem Unbehagen rührt wohl die Tendenz her, in spätmittelalterlichen Kontexten einer ziemlich stark abgeschwächten – um nicht zu sagen: verwässerten – Bedeutung von Kulturtransfer den Vorzug zu geben, wobei mehr oder weniger explizit „Kulturtransfer“ eigentlich im Sinne von „kulturellem Transfer“ bzw. „Austausch“ angewandt wird.

Im Falle der Gebiete jenseits der Elbe, die im Mittelpunkt des Workshops standen, kommt erschwerend dazu, dass die kulturelle Eigenständigkeit (gegenüber dem alteuropäischen Westen einerseits, gegenüber einem geographisch nicht eindeutig definierbaren Osten andererseits) aber auch die kulturelle Homogenität dieses Großraums für das Spätmittelalter sehr unterschiedlich eingeschätzt wurde und noch wird.[7] Fraglich bleibt also, ob Ostmitteleuropa oder zumindest Teile davon im Spätmittelalter sich kulturell noch so weit von dem „restlichen“ Europa abhoben, dass sich zwei Kulturwelten deutlich gegeneinander standen. Noch fraglicher ist vielleicht die Annahme einer einigermaßen homogenen ostmitteleuropäischen Kultur, wonach ein beliebiger Wissenstransfer etwa zwischen dem südlichen Ungarn und Samogitien strenggenommen nicht als Kulturtransfer eingestuft werden darf. Wo verlief(en) eigentlich in dieser „Grauzone“ die Grenze(n) zum fremden Kulturkreis? Auf diese Frage gibt es wohl keine einfache Antwort.

Daraus soll allerdings nicht gefolgert werden, dass der Spätmittelalterforscher im allgemeinen und der Ostmitteleuropa-Spezialist im besonderen sich am besten von der Kulturtransferdebatte fernhalten sollte. Es ist nämlich kaum zu leugnen,

---

[6] Vgl. etwa Wolfgang Schmale, Historische Komparatistik und Kulturtransfer. Europageschichtliche Perspektiven für die Landesgeschichte, Bochum 1998 (Herausforderungen. Historisch-Politische Analysen, 6), S. 109 ff.

[7] Dabei sei hier nur stichwortartig an die „Ostmitteleuropa-Debatte“ der letzten Jahre in der Mediävistik erinnert. In einem vielkommentierten Essay über die Dreiteilung Europas hatte der ungarische Historiker J. Szücs die eigentümlichen Züge der mitteleuropäischen Geschichte betont: vgl. Jenö Szücs, Die drei historischen Regionen Europas, 1. Aufl. Frankfurt/M. 1990. Im Anschluss an die Reflexionen von Jenö Szücs, aber auch an die Auffassungen eines Oskar Halecki hat neuerdings der renommierte Lubliner Historiker Jerzy Kłoczowski die Idee Ostmitteleuropas als Kulturregion mit besonderen Merkmalen (etwa Polen-Litauen, Ungarn, Böhmen bis hin zum nördlichen Balkangebiet), die sich ausgerechnet im Spätmittelalter konstituiert, wieder aufgegriffen: vgl. Jerzy Kłoczowski, Młodsza Europa. Europa Środkowo-Wschodnia w kręgu cywilizacji chrzescijańskiej średniowiecza [Das jüngere Europa. Ostmitteleuropa im Kreis der mittelalterlichen christlichen Kultur], Warschau 1998. Diese Perspektive stieß aber manchmal auf Skepsis bzw. entschiedene Ablehnung: siehe u.a. Christian Lübke, Das östliche Europa, München 2004 (Die Deutschen und das europäische Mittelalter, 2), hier insbes. S. 9-17.

dass der Kulturtransferansatz – unabhängig von der genauen Terminologie[8] – das Augenmerk auf Aspekte gerichtet hat, die wichtige Anregungen auch für Spätmittelalterforscher enthalten:

a) Anders als der klassische Vergleich, dem stets eine gewisse Statik anhaftet, ist die Untersuchung im Sinne des Kulturtransfermodells dynamisch.

b) Beim Kulturtransfermodell wird versucht, die konkreten Rahmenbedingungen des Austausches zu erhellen, das Übertragene bzw. der Übertragende als bloßes Individuum werden in den Hintergrund gerückt zugunsten des Prozesses des Übertragens bzw. der Eigenart des Aufnahmemilieus.

c) Eindeutiger als bei scheinbar sinnverwandten Begriffen wird in „Kulturtransfer" der räumliche Aspekt übergeordnet, obwohl manchmal Kulturtransfer auch im rein zeitlichen[9] bzw. sozialen Sinne (z.B. von einer Experten- zu einer Laienkultur) verstanden wird.

In diesem Aspekt der Loslösung von der Statik dieses alten Grundschemas besteht vordergründig, wie es mir scheint, der eigentliche „Mehrwert" des Ansatzes im Hinblick auf die Spätmittelalterforschung. In diesem Beitrag möchte ich ansatzweise versuchen, die spätmittelalterliche Chronistik Preußens unter diesem Blickwinkel zu behandeln. Einige Prämissen seien noch vorangestellt, bevor ich zum Kern meiner Ausführungen komme. Erstens ist zu betonen, dass ich „Kulturtransfer" – der oben skizzierten „vorsichtigen" Herangehensweise folgend – als „kultureller Austausch" bzw. „Wissenstransfer" verstehe, ohne damit zu implizieren, dass eine Kluft zwischen zwei Kulturen überbrückt wird. Zweitens benutze ich dabei den Terminus „Geschichtsschreibung" bewusst in einem weiten Sinne. Darunter verstehe ich über die Chronistik hinaus grundsätzlich sämtliche historische Aufzeichnungen mit Ausnahme der Annalistik, deren Mitberücksichtigung uns nämlich zu weit führen würde.[10] Schließlich sei betont, dass dieser Beitrag in erster Linie als methodisches Experiment konzipiert wurde. Es geht mir demnach

[8] Zur Frage der konkurrierenden Begrifflichkeiten und speziell zur Singularität des Kulturtransferansatzes gegenüber verwandten, teilweise auf die Kulturtransferdebatte aufbauenden Ansätzen in der heutigen Forschung (*histoire croisée*, *entangled history*, Beziehungsgeschichte…), vgl. Hartmut Kaelble, Die Debatte über Vergleich und Transfer und was jetzt? Beitrag (08.II.2005) in: geschichte.transnational. Fachforum zur Geschichte des kulturellen Transfers und der transnationalen Verflechtungen in Europa und der Welt (http://geschichte-transnational.clio-online.net).

[9] Als Beispiel einer Studie zur frühneuzeitlichen Geschichte, in der der Begriff Kulturtransfer durchgehend in zeitlichem Sinne angewandt wird, siehe etwa Sabine Vogel, Kulturtransfer in der frühen Neuzeit: die Vorworte der Lyoner Drucke des 16. Jahrhunderts, Tübingen 1999 (Spätmittelalter und Reformation, N.R., 12).

[10] Sie wäre sicherlich einer eigenen Untersuchung wert. Zur altpreußischen Annalistik und ihren Entwicklungslinien bis ca. 1500, vgl. grundlegend Jaroslaw Wenta, Kierunki rozwoju rocznikarstwa w państwie zakonu niemieckiego w XIII-XVI w. [Entwicklungslinien der Annalistik im Ordensstaat zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert], Thorn 1990 (Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu, 83/3).

nicht primär darum, faktisch Neues ans Licht zu bringen, sondern teilweise sehr bekannte Überlieferungsbegebenheiten und längst beobachtete oder auch nur vermutete „Einflüsse" anders zu sichten, bzw. Teilaspekte, die bisher getrennt voneinander kommentiert wurden, miteinander zu verbinden.

Mein Beitrag zerfällt in zwei Teile: Erstens werde ich an einigen Beispielen die Verlaufsformen des Imports von „Standardwerken" der spätmittelalterlichen Chronistik in Preußen untersuchen. Dann möchte ich kurz versuchen zu zeigen, wie Altpreußen bzw. der Ordensstaat sich historiographisch vom reinen Abnehmer zum „Exportland" wandelte.

Import von Standardwerken der spätmittelalterlichen Chronistik in Preußen

Der Blick auf den Import von Standartwerken unter den spätmittelalterlichen Chroniken ergibt zunächst einen trivialen Befund. Die meisten dieser Werke – sowohl deutschsprachige als auch lateinische – sind in Preußen mehr oder weniger unmittelbar nachweisbar. Das gilt zum Beispiel für die *Sächsische Weltchronik*[11], aber auch für die sogenannten Martinschroniken und für die *Historia ecclesiastica nova* des Tholomeus von Lucca. Die beiden letztgenannten Texte sollen im Folgenden näher behandelt werden.

Historiographische Importe auf Umwegen: die Martinschroniken in Preußen

Es ist allgemein bekannt, dass die Papst- und Kaiserchronik des Martin von Troppau das erfolgreichste Geschichtskompendium des Spätmittelalters gewesen ist. In stark voneinander abweichenden Fassungen war der Text in der ganzen lateinischen Christenheit verbreitet.[12] Daher ist an sich wenig überraschend, dass derartige Kompendien auch in Preußen hie und da abgeschrieben wurden. Drei nachweislich mit Preußen verbundene Abschriften – darunter eine fragmentarische – der Martinschronik wurden bisher ans Licht gebracht: Zwei in Danziger Hand-

---

[11] Zur Rezeption der *Sächsischen Weltchronik* in Preußen siehe Jürgen Wolf, Die *Sächsische Weltchronik* im Spiegel ihrer Handschriften. Überlieferung, Textentwicklung, Rezeption, Münster 1997 (Münstersche Mittelalter-Schriften, 75), S. 114 ff; ergänzend zuletzt Ralf Päsler, Deutschsprachige Sachliteratur im Preußenland bis 1500, Köln, Weimar, Wien 2003 (Aus Archiven, Bibliotheken und Museen Mittel- und Osteuropas, 2), hier insbes. S. 127 ff., 356.

[12] Die Überlieferungslage ist derart unüberschaubar, dass wir immer noch keinen genauen Überblick über die Verbreitung und Rezeptionszusammenhänge haben. Es sei vor allem auf die vielen Studien von Anna-Dorothee von den Brincken verwiesen, z.B. Anna-Dorothee von den Brincken, Studien zur Überlieferung der Chronik von Martin von Troppau. Erfahrungen mit einem massenhaft überlieferten historischen Text, in: Deutsches Archiv, 45, 1989, S. 551-591; auch Wolfgang-Valentin Ikas, Neue Handschriftenfunde zum *Chronicon pontificum et imperatorum* des Martin von Troppau, in: Deutsches Archiv, 58, 2002, S. 521-538. Zum Stellenwert der Martinschronik in der spätmittelalterlichen Geschichtskultur siehe auch Bernard Guenée, Histoire et culture historique dans l'Occident médiéval, 1. Aufl. Paris 1980, S. 305 ff., 317 ff.

schriften[13], die dritte in einer seit 1945 verschollenen, ehemals Königsberger Handschrift[14].

Es stellt sich die Frage, inwieweit die preußischen Kopisten sich die Materie angeeignet haben. Bemerkenswert ist dabei der Befund, dass keine der in Preußen entstandenen Abschriften sehr deutlich lokal bzw. regional gefärbt wurde, wie es üblicherweise der Fall war.[15] Daraus wird man allerdings nicht übereilig den Schluss ziehen dürfen, dass diese Kompendien nur passiv rezipiert wurden. Einen Gegenbeleg findet man z.B. in einer kleinen lateinischen Chronik Preußens, die als Anhang in zwei chronikalischen Handschriften des 16. Jahrhunderts überliefert ist.[16] In diesem Werk, das einem unbekannten, wohl in Elbing (poln. Elbląg) tätigen Kompilator aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zugeschrieben werden darf, werden in eher rudimentärer Weise die Papst- und Kaisereinträge als Gerüst benutzt, um eine ganze Reihe innerpreußischer Fakten und Belange chronologisch einzuordnen. Die als Quelle zugrundeliegende Martinschronik war mit Sicherheit eine um eine Fortsetzung erweiterte Fassung.[17]

Noch wichtiger für mein Thema ist dabei, dass Tendenz und stoffliche Akzentsetzung der Fortsetzung es ermöglichen, die wahrscheinliche Provenienz der Vorlage zu bestimmen. Einige inhaltliche Merkmale, die hier nicht näher besprochen werden können, sprechen dafür, dass sie möglicherweise aus Polen oder aus Schlesien importiert wurde.[18] Dabei ist auch zu bemerken, dass vieles in der ehe-

[13] Zu diesen Handschriften vgl. zuletzt Jacek Soszyński, Kronika Marcina Polaka i jej tradycja rękopiśmienna w Polsce [Die Chronik des Martin von Troppau und ihre handschriftliche Überlieferung in Polen], Warschau 1995 (Studia Copernicana, 34), S. 74-78.

[14] Zu dieser Handschrift (*olim* Königsberg, Staats- und Universitätsbibliothek, Nr 1560) ebenda., S. 105.

[15] Viele Beispiele für diese Tendenz zur „Füllung“ des chronikalischen Grundgerüsts der *Cronica Martiniana* mit lokalen bzw. regionalen Aspekten bieten etwa die neuerdings edierten „englischen Fortsetzungen“: vgl. Fortsetzungen zur Papst- und Kaiserchronik Martins von Troppau aus England, hrsg. von Wolfgang-Valentin Ikas, Hannover 2004 (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum, nova series, XIX).

[16] Die beiden Textzeugen sind: 1) Berlin, Staatsbibliothek, Ms. Boruss. 93 Qu. (fol. 7r-12r) und 2) Gdańsk, Biblioteka Polskiej Akademii Nauk, rps 1271 (fol. 1r-3r). Die textkritische Analyse ergibt, dass Nr. 1 höchstwahrscheinlich die direkte Vorlage für Nr. 2 war.

[17] Mehr zu dieser bisher fast völlig unbekannten Kompilation in meiner jüngst abgeschlossenen Dissertation: Mathieu Olivier, Une chronique de l’ordre Teutonique et ses usages à la fin du Moyen Âge: l’*Ancienne Chronique des Grands-Maîtres* et sa réception jusqu’au milieu du XVIe siècle (avec une nouvelle édition critique du texte), Quellenanhang D (mit Textedition).

[18] Die Annahme einer außerpreußischen Herkunft stützt sich auf den Befund, dass in dieser fortgesetzten Martinschronik Wenzel auch nach 1400 weiterhin als römisch-deutscher König vorgestellt wurde, was höchst überraschend anmuten sollte, wollte man unbedingt an einer Entstehung dieser Vorlage im preußischen Ordenszweig festhalten; der Orden ging nämlich schnell auf Distanz zu dem abgesetzten Wenzel und erkannte die Legitimität seines „Nachfolgers“ Ruprecht von der Pfalz an: zur Sache vgl. Hans Vetter, Die Beziehungen Wenzels zum Deutschen Orden von 1384 bis 1411, Dissertation Halle 1912. Damit liegt der Verdacht nahe, dass zumindest der Fortsetzungsteil der Martinschronik in einem „wenzeltreuen“ Umfeld nach 1400 beheimatet ist. In Betracht kommen etwa, abgesehen von den Ländern der Böhmischen Krone (also Böhmen, Mähren, die Mehrheit der schlesischen Herzogtümer), Sachsen oder auch Polen, das mehrere Jahre lang an dem abgesetzten König festhielt: zur politischen Konstellation nach 1400 und den Reaktionen auf die Abwahl Wenzels

maligen Königsberger Abschrift der Martinschronik gerade auf eine Abfassung in Schlesien hinwies.[19] Angesichts der dünnen Quellenbasis wird man sich vor Verallgemeinerungen hüten. Doch wird man feststellen müssen, dass die Vorlagen der preußischen Martinschroniken, soweit ersichtlich, nicht (unbedingt) aus Regionen kamen, die als traditionelle Rekrutierungsschwerpunkte der Deutschordensritter galten, wie Thüringen (vor allem im 13.-14. Jahrhundert)[20], oder später etwa Franken oder Schwaben, sondern aus Polen bzw. Schlesien. Das historiographische Grundwissen, wie es geschickt in der Martinschronik fixiert vorliegt, erreicht außerdem Preußen über Stationen (Schlesien?), die aber nicht nur eine Vermittlungsrolle, sondern auch möglicherweise eine Mediatisierungsrolle innehaben: Das Wissen wird nämlich sichtlich dem lokalen Standort entsprechend ergänzt und modifiziert (wenzeltreue Fortsetzung) und in dieser veränderter Form auch weitertradiert. Wollte man stringent an die von Michel Espagne angewandte Begrifflichkeit anknüpfen, dann könnte man fast von einem Kulturtransfer in einer „Dreieckskonstellation“[21] sprechen.

Woher auch immer die ersten Textzeugen kamen, es ist nicht zu leugnen, dass der Quellenbefund dahin interpretiert werden könnte, dass die Rezeption der Martinschroniken in Preußen verhältnismäßig spät eingesetzt hat – etwa um 1400.[22] Daher drängt sich die Frage auf, ob es etwa der Randlage des preußischen Ordenstaates zuzuschreiben sei, dass die Martinschroniken sozusagen verspätet rezipiert wurden? Diese These hat manches für sich. Dies kann jedoch aufgrund der dünnen Quellenbasis kaum entschieden werden. Dass geographische Ferne nicht zwangsläufig mit „chronikalischer Abgeschiedenheit“ einherging, soll uns ein weiteres Beispiel verdeutlichen: Die *Historia ecclesiastica nova* des Tholomeus von Lucca.

---

vgl. zuletzt Ernst Schubert, Königsabsetzung im deutschen Mittelalter. Eine Studie zum Werden der Reichsverfassung, Göttingen 2005, S. 414-420.

[19] Hier ist man allerdings auf ältere Beschreibungen der Handschrift, die seit dem Zweiten Weltkrieg als verschollen gilt, angewiesen. Abgesehen von der kurzen Besprechung in Soszyński, Kronika... (wie Anm. 13), S. 105, sei hier verwiesen auf Emil Steffenhagen, Bearb., Catalogus Codicum manuscriptorum bibliothecae regiae et universitatis Regimontanae, fasc. II, Königsberg/Pr. 1872 (ND Hildesheim, New York 1975), S. 18.

[20] Zur überproportionalen Vertretung thüringischer Geschlechter in den Reihen des Deutschen Ordens in Preußen bis etwa in die Mitte des 14. Jahrhunderts siehe Dieter Wojtecki, Studien zur Personengeschichte des Deutschen Ordens im 13. Jahrhundert, Wiesbaden 1971 und zuletzt die prosopographischen Untersuchungen von Maciej Dorna, Bracia zakonu krzyżackiego w Prusach w latach 1228-1309 [Deutschordensbrüder in Preußen von 1228 bis 1309], Posen 2004 (Poznańskie Studia Historyczne, 7).

[21] Zum Ausdruck vgl. Michel Espagne, Transferts culturels… (wie Anm. 1), S. 35 *et passim*; zur Problematik der Kulturbeziehungen in einer Dreieckskonstellation im 18.-19. Jahrhundert siehe Katja Dimitrieva, Michel Espagne, Hrsg., Transferts culturels triangulaires France-Allemagne-Russie, Paris 1996 (Philologiques, 4); Michel Espagne, Hrsg., Le Prisme du Nord. Pays du Nord, France, Allemagne (1750-1920), Tusson 2006.

[22] Allerdings soll hier ergänzend hinzugefügt werden, dass Spuren der Martinschronik sich schon in der *Chronica Terrae Prussiae* des Ordenspriesters Peter von Dusburg aus dem Jahr 1326 (bzw. 1330) finden. Demnach muss ein wie immer geartetes Exemplar der Chronik schon in den 1320er Jahren zur Verfügung gestanden haben.

Geographische Ferne und doch schnelle Rezeption: Das Beispiel der Historia ecclesiastica nova

Diese umfangreiche Chronik ist in einer Vielzahl von spätmittelalterlichen Handschriften überliefert.[23] Entgegen früherer Annahmen hat Ludwig Schmugge in einer einschlägigen Studie beweisen können, dass das Werk höchstwahrscheinlich erst in den Jahren 1313 bis 1316 entstanden ist und am Anfang des Jahres 1317 vollendet wurde. Die ältesten Textzeugen werden einmütig auf die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert.[24] Mich interessiert in diesem Zusammenhang ein weiterer, bisher kaum reflektierter Befund: Im Jahre 1326 bzw. 1330 hat der Deutschordenspriester Peter von Dusburg, der allem Anschein nach seit vielen Jahren in Preußen residierte, seine *Chronica Terrae Prussiae* vollendet. Es scheint über jeden Zweifel erhaben zu sein, dass ausgerechnet die *Historia ecclesiastica nova* zu seinen Quellen gezählt hat.[25] Anders formuliert heißt es, dass ein Exemplar dieser Chronik kaum 10 Jahre, nachdem sie beendet wurde, im entlegenen Preußenland zu finden war.

Wie eine Handschrift so schnell nach Preußen gelangen konnte, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Die Vorlage des Chronisten ist nicht erhalten und es fehlt auch jeglicher weiterer Anhaltspunkt für eine Rezeption dieses Werkes in Preußen bis zum Ausgang des Mittelalters.[26] Die mittelalterliche Rezeptionsdichte in den benachbarten Ländern, etwa Polen, muss man wohl in Anbetracht der Herkunft bzw. Provenienz der überlieferten Handschriften als eher gering veranschlagen.[27]

---

[23] Zum Werk und Autor vgl. zuletzt Dizionario Biografico degli Italiani, Bd. 47, Rom 1997, S. 317-320 und Repertorium Fontium Historicarum Medii Aevi, Bd. IX, Rom 2003, S. 366 ff.

[24] Zur Entstehungsgeschichte und Überlieferung grundlegend Ludwig Schmugge, Zur Überlieferung der *Historia Ecclesiastica Nova* des Tholomeus von Lucca, in: Deutsches Archiv, 32, 1976, S. 495-545.

[25] Die Benutzung der *Historia ecclesiastica* gilt als gesichert seit der Toeppen'schen Edition der Dusburg-Chronik (1861) und wird auch nicht von Jarosław Wenta und Sławomir Wyszomirski in der von ihnen besorgten und vor kurzem erschienenen Neuedition der Chronik grundsätzlich infragegestellt: vgl. Petrus de Dusburgk, Chronica Terrae Prussiae, Krakau 2007 (Monumenta Poloniae Historica, nova series, XIII), S. XXIV. Allerdings steht eine eingehende Untersuchung der Entlehnungen aus der *Historia eclesiastica nova* in quellenkundlicher Hinsicht noch aus. Eine solche wird freilich durch die schlechte Editionslage der *Historia ecclesiastica* erschwert. Da die von Ludwig Schmugge seit den späten 1970er Jahren in Aussicht gestellte kritische Edition leider (noch) nicht zustande kam, muss man sich immer noch mit der fehlerhaften Edition in den *Rerum Italicarum Scriptores* aus dem Jahr 1727 zufrieden geben.

[26] Dem heutigen Forschungsstand zufolge weist keine Abschrift der *Historia ecclesiastica* eine eindeutig preußische Provenienz bzw. Herkunft auf: vgl. die Auflistung aller Textzeugen in Ludwig Schmugge, Zur Überlieferung… (wie Anm. 24), S. 500-515.

[27] Soweit ersichtlich kommt nur eine erhaltene Handschrift möglicherweise aus Polen bzw. Schlesien in Frage: Es handelt sich um die Hs. Wroclaw, Biblioteka Uniwersytetu, IV. F. 168 aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Nach den damals Ludwig Schmugge aus Breslau mitgeteilten Informationen soll die Handschrift ehemals mit einer Reihe anderer jetzt ebenfalls in der Universitätsbibliothek anfbewahrter Codices im Besitz des schlesischen Karmelitenklosters in Wohlau (poln. Wołów) gewesen sein: vgl. Ludwig Schmugge, Zur Überlieferung… (wie Anm. 24), S. 511. Hinzuzufügen im Hinblick auf die handschriftliche Verbreitung der *Historia ecclesiastica* auf dem Gebiet des heutigen Polens ist auch, dass der Chronist und Krakauer Domherr Jan Długosz († 1480) den neuesten Forschungen zufolge aus diesem Werk schöpfte: vgl. dazu Urszula Borkowska, Treści ideowe w dzielach

Hat etwa der Chronist eine fertige Abschrift aus seiner Heimat[28] bzw. seiner vermeintlichen Bildungsstätte im Reich[29] mit sich nach Preußen genommen? Da über das Leben Peters von Dusburg trotz neuerer Hypothesen immer noch fast nichts Sicheres bekannt und nicht einmal die Zeit seiner Ankunft in Preußen auch nur annähernd datierbar ist[30], muss diese Möglichkeit reine Spekulation bleiben.

Denkbar wären jedenfalls auch andere Wege des Transfers. Selbst wenn dies quellenmäßig nicht dokumentiert ist, könnte beispielsweise doch einiges dafür sprechen, dass man diese frühe Rezeption der *Historia* in Preußen eher den engen Kontakten, die damals zwischen dem Orden und der päpstlichen Kurie in Avignon existierten, zu verdanken hätte. Bekannterweise verweilte Tholomeus von Lucca zwischen 1309 und 1319 größtenteils in dieser Stadt.[31] Nicht völlig ausgeschlossen ist, dass er damals in Berührung mit Ordensgesandten an der Kurie bzw. dem zwischen 1310 und 1324 nachweisbaren Ordensprokuratoren Konrad (von) Bruel kam. Über die Tätigkeit desselben in Avignon ist einiges bekannt, jedoch lassen sich etwaige Kontakte des Ordensprokuratoren mit den beiden Gönnern bzw. „Arbeitsgebern" von Tholomeus in diesen Jahren, den Kardinälen Leonardus de Guarcino Patrassus († 1311) und Guilelmus Petri Godin († 1336), nicht dokumentieren.[32]

Jana Długosza. Kościół i świat poza kościołem [Die Weltanschauung im Werk des Jan Długosz. Die Kirche und die Welt außerhalb der Kirche], Lublin 1983, S. 42 ff.

[28] Diese ist immer noch umstritten. Auf Doesburg in der Nähe von Utrecht wird am häufigsten verwiesen.

[29] Es wird allgemein angenommen, dass Peter von Dusburg eine ziemlich gründliche theologische Ausbildung irgendwo im Rheinland (vielleicht in Köln) genossen haben muss: vgl. zuletzt Stefan Kwiatkowski, Scotistische Einflüsse in der Chronik von Peter Duisburg (sic), in: Jarosław Wenta, Hrsg., Die Geschichtsschreibung in Mitteleuropa. Projekte und Forschungsprobleme, Thorn 1999, S. 135-147. Selbst wenn diese These einiges für sich hat, lassen sich Peters Bildungsjahre in den Quellen nicht belegen.

[30] Es ist hier nicht der Ort, den diesbezüglichen Forschungsstand in aller Breite zu referieren. Als neuester Beitrag zur Debatte sind die Hypothesen von Jarosław Wenta zu betrachten, der nachzuweisen versucht hat, den Chronist mit einem in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gut belegten samländischen Domherrn Peter zu identifizieren: vgl. zuletzt Petrus de Dusburgk, Chronica… (wie Anm. 25), S. V-VIII. Einzelne Punkte seiner komplexen Argumentation sind neuerdings auf die Kritik von Radosław Biskup gestoßen: vgl. Radosław Biskup, Das Domkapitel von Samland (1285-1525), Thorn 2007 (Prussia Sacra, 2), S. 490-496. Gestützt auf die Annahme, dass viele Einzelheiten im letzten Teil des überlieferten Textes (etwa ab den 1290er Jahren) auf das Wissen eines mit den lokalen Verhältnissen gut vertrauten Augenzeugen zurückzuführen sein dürften, haben die meisten Historiker angenommen, dass Peter von Dusburg viele Jahre vor 1326 nach Preußen kam. Dass dieser „qualitative Sprung" in der Erzählung auch anders zu erklären sein könnte, liegt aber auf der Hand.

[31] Vgl. Dizionario Biografico… (wie Anm. 23), S. 318. Man weiß außerdem, dass 1369 zumindest eine Handschrift der *Historia ecclesiastica* sich in der päpstlichen Bibliothek in Avignon befand: vgl. Ludwig Schmugge, Zur Überlieferung… (wie Anm. 24), S. 512 ff.

[32] Vgl. Kurt Forstreuter, Die Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie, Bd. I: Von den Anfängen bis 1403, Göttingen 1961 (Veröffentlichungen der niedersächsischen Archivverwaltung, 12), S. 76-89. Es scheint, dass der Orden in diesen Jahren vor allem auf das Wohlwollen der Kardinäle Peter Colonna, Raymund de Fargis und Arnoldus de Auxio setzte (ebenda., S. 82). Diesbezüglich bringt die neue Untersuchung von Jan-Erik Beuttel, Der Generalprokurator des Deutschen Ordens an der römischen Kurie, Marburg 1999 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 55) nichts Neues.

Erwähnenswert im Hinblick auf etwaige Kontakte des Chronisten mit dem Deutschen Orden ist auch der längere Aufenthalt (1318-1319) des Hochmeisters Karl von Trier in derselben Stadt.[33] Dass der Hochmeister, von dem gerade Peter von Dusburg zu berichten weiß, dass er seinen Orden höchstpersönlich gegen Beschimpfungen aller Art vor dem Papst und den Kardinälen verteidigt hat[34], sich nicht allein dorthin begeben hatte, sondern dabei von vielen Mitbrüdern begleitet war (*cum multis fratribus*), steht fest. Da die von Jarosław Wenta vorgeschlagene Identifikation des Geschichtsschreibers mit dem samländischen Domherrn namens Peter nicht als gesichert gelten darf, und auch angesichts der Tatsache, dass der Chronist sonst zwischen 1318 und 1319 in Preußen nicht zweifelsfrei belegt ist, könnte man versucht sein anzunehmen, dass er selbst an der Gesandtschaft nach Avignon teilgenommen hat und somit unter diesen *zahlreichen Mitbrüdern* war, über deren Identität die Quellen leider keine Auskunft geben.[35] Zu beachten ist aber der Umstand, dass Karl von Trier Ende 1317 als abgesetzter Hochmeister die Marienburg und Preußen verlassen musste und sich seitdem auf Reichsgebiet – vorwiegend in seiner Heimatstadt Trier – aufhielt. Diejenigen Brüder, die ihn Ende 1318 auf dem Weg nach Avignon begleitet haben, wird man demnach wohl eher in den Reihen der Deutschordensbrüder im Reich zu suchen haben.[36] Dass Peter von Dusburg sich selbst vor Ort in Avignon eine Handschrift der kurz vorher vollendeten *Historia ecclesiastica nova* besorgt haben könnte, darf somit zwar nicht ganz ausgeschlossen werden, muss aber als wenig wahrscheinlich gelten.

Wie auch immer man sich diesen Import vorzustellen hat, lässt sich doch ein allgemeingültiges Fazit im bezug auf die Chroniken ziehen, nämlich dass die Intensität des Personenverkehrs zwischen Preußen und den damaligen „Kulturzentren" (in diesem Fall etwa der päpstlichen Kurie oder dem Rheinland) ausschlaggebender

---

[33] Zu Chronologie, Verlauf und Hintergründen vgl. detailliert Ulrich Niess, Hochmeister Karl von Trier (1311-1324), Marburg 1992 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 47), S. 128-134. Nach den Ausführungen von Ulrich Niess dürfte sich der Hochmeister noch vor Ende des Jahres 1318 auf den Weg nach Avignon gemacht haben und spätestens im August 1319 die Rückreise angetreten haben.

[34] Petrus von Dusburg, Chronica… (wie Anm. 25), III, c. 314: *Hic vocatus a sanctissimo patre et domino Ioanne XXII papa stetit cum multis fratribus in curia Romana per annum et multa ordinis ardua expedivit. Linguam Gallicam novit sicut propriam; sine interprete loquebatur coram papa et cardinalibus; adeo affabilis et facundus fuit, quod etiam inimici eius delectebantur eum audire.*

[35] Bedauerlicherweise geht Ulrich Niess leider auf diese Detailfrage nicht ein. Bei der Lektüre der *Chronica* fällt auf, dass die Berichterstattung für die Jahre 1318-1321 (III, c. 335-339) relativ dürftig ausfällt – zumindest im Vergleich zu den unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Jahren (1314-1317 und 1322-1324). Ob das als Indiz dafür zu werten ist, dass Peter von Dusburg in dieser Zeitspanne nicht in Preußen war, ist allerdings äußerst fraglich.

[36] Zum jähen Sturz Karls von Trier und dem andauernden Zwist an der Spitze des Ordens 1317-1319, vgl. Ulrich Niess, Hochmeister… (wie Anm. 33), S. 105-128. Dafür, dass der abgesetzte Karl von Trier in Preußen nach wie vor Anhänger um den künftigen Hochmeister Werner von Orseln hatte, sprechen manche Indizien, die auch längst von der Forschung gewürdigt worden sind. Allerdings bleibt die Stellung vieler prominenter Ordensmitglieder in der Sache im Dunkeln: dazu vgl. zuletzt Grisha Vercamer, Politische Machtstrukturen im Ordensstaat Preußen zu Anfang des 14. Jahrhunderts am Beispiel des Obersten Marschalls Heinrich von Plotzke, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 56/1, 2007, S. 91-104.

war, als die geographisch periphere Lage. Wollte man sich jedoch auf die beiden oben besprochenen Fälle beschränken, gewänne man den trügerischen Eindruck, dass Preußen chronikalisch bis ins 16. Jahrhundert hinein lediglich eine „Abnehmerzone" gewesen sei. Die Wirklichkeit sah aber anders aus, zumindest seit dem 15. Jahrhundert. Darüber geben eine Reihe von Beispielen Aufschluss, von denen hier wieder zwei exemplarisch herausgegriffen werden.

Die Ein- bzw. Rückwirkungen der in Preußen entstandenen Texte im Osten und im Westen

Die mögliche Einwirkung der preußischen Geschichtsschreibung auf die litauische Frühchronistik

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist in Litauen eine Chronistik im Entstehen begriffen, deren Bezugs- bzw. Berichtshorizont stark an dem Großfürstentum und der fürstlichen Dynastie der Jagiellonen orientiert wird.[37] Sie wird in westrussischer Sprache verfasst und fußt vor allem auf den altrussischen *letopisy*. Es ist jedoch seit geraumer Zeit vermutet worden, dass diese aufkeimende Chronistik auch Streuelemente der preußischen bzw. Deutschordenstradition übernommen hat. Am wahrscheinlichsten ist dies bei einer Aufzeichnung, die in der Forschung als *Witoldes sache wedir Jagaln vnd Skargaln* bezeichnet wird.[38] Es handelt sich um einen knapp gehaltenen Text, in dem Jageln († 1434) und sein Bruder Skirgal († 1397) von ihrem damals mit ihnen verfeindeten Vetter Witold († 1430) vieler Verbrechen bezichtigt werden. Die deutlich polemisch zugespitzte Erzählung weitet sich stellenweise zu einer kurzen Chronik Litauens seit der Zeit des Großfürsten Gedimin († 1340/1341) aus. Es geht sichtlich darum, nach dem treffenden Diktum von Matthias Thumser, „Geschichte als Anklage zu schreiben."[39]

Witoldes sache ist zum ersten Mal in einer Deutschordenshandschrift gemischten Inhalts aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts dokumentiert.[40] Der Originaltext

[37] Einen Überblick über die Anfänge der litauischen Chronistik im Spätmittelalter findet man bei Stefan Rowell, Lithuania Ascending. A Pagan Empire within East-Central Europe, 1295-1345, Cambridge 1994, S. 14 ff.

[38] Ediert wurde der Text zum ersten Mal von Ernst Strehlke im zweiten Band der Scriptores Rerum Prussicarum, Leipzig 1863 (ND Frankfurt/M. 1965), S. 712 ff. Eine Neuedition samt einem detaillierten Kommentar hat der litauische Historiker Kazimierzas Alminauskis 1939 besorgt. Sie war mir leider nicht zugänglich: vgl. Kazimierzas Alminauskis, Vytauto skundas, in: Archivum Philologicum 8, 1939, S. 182-224. Zum Text siehe zuletzt Giedrė Mickūnaitė, From Pamphlet To Origin Theory: The Establishment of Lithuanian Dynastic Tradition, in: Erik Kooper, Hrsg., The Medieval Chronicle II, Amsterdam, New York 2002, S. 156-165, insbes. S. 158 ff.

[39] Siehe Matthias Thumser, Geschichte schreiben als Anklage. Der Weißensteiner Rezess (1478) und der Konflikt um das Erzstift Riga, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, 51, 2005, S. 63-75.

[40] Kurzbeschreibung der Handschrift (*olim* Königsberg, Geheimes Staatsarchiv, A. 228) in: Scriptores Rerum Prussicarum, Bd. II, S. 711f. Der jetzige Standort der Handschrift ist unbekannt, sie muss wohl als verschollen gelten. Im Kurzverzeichnis der Handschriften des Königsberger Staatsarchivs (http://www.bismas.de/~paesler/aktuell.html; letzte Aktualisierung: 05.II.04) ist sie nicht verzeichnet.

dürfte im Kern etwas älter sein und aus den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts stammen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Erzählung über den Brüderzwist unter den Gediminiden aus echter litauischer Tradition schöpft.[41] Viele Passagen erwecken den Eindruck, als hätte man tatsächlich mit der kaum überarbeiteten Protokollierung eines mündlichen Berichtes, womöglich des „Anklägers" Witold selbst, zu tun.

Einiges spricht aber dafür, dass der in der ersten Person verfasste Text zumindest im engen Einverständnis mit dem Orden bzw. unter Heranziehung von Ordenskanzlisten entstand, möglicherweise in der Zeit, als Witold sich abermals für eine längere Periode in Preußen aufhielt (1390-1393).[42] Ob der Orden dann tatsächlich für Propagandazwecke von diesem kurzen Text Gebrauch machte, bleibt ungewiss.[43] Einige Jahrzehnte später in Litauen entstandene genealogische Aufzeichnungen weisen aber so viele Ähnlichkeiten mit dem vorigen Text auf, dass wohl angenommen werden darf, dass *Witoldes sache* die litauisch-preußische Grenze relativ schnell überquert hat. Dass der überlieferte deutschsprachige Text in der Tat als direkte Vorlage einer bzw. mehrerer später entstandenen westrussischer Fassungen gedient hat, ist dem jetzigen Forschungsstand zufolge eher unwahrscheinlich, aber nicht ganz unmöglich. Es wäre von großem Interesse, die Vermittlungswege dieses Stoffes jenseits der preußisch-litauischen Grenze näher zu verfolgen. Leider erweisen sich diesbezüglich die Quellen als nicht sehr aussagekräftig, so dass nur recht vage Vermutungen gewagt werden können.[44]

Wie man auch die Sachlage bewerten mag, mit *Witoldes sache* ist man mit einer höchst interessanten historiographischen Erscheinung konfrontiert. Der uns vorliegende Text entspringt nämlich der Begegnung zwischen historiographischem Know-How (von seiten des Ordens) und einem im Entstehen begriffenen, schriftlich noch nicht fixierten genealogischen Diskurs (von litauischer Seite). Aber anders als ähnliche Stücke von Deutschordensherkunft mit ausgeprägtem Litauenbezug[45], ist im Falle von *Witoldes sache* davon auszugehen, dass die aus ihrem

---

[41] Der Bericht ist nämlich um einiges genauer und detailreicher, als die Deutschordenschroniken der Zeit, vor allem was die recht komplexen und fast unüberschaubaren Zerwürfnisse zwischen den Söhnen von Algirdas und Kęstutis anbelangt.

[42] So schon die These von Ernst Strehlke: vgl. Scriptores Rerum Prussicarum, Bd. II, S. 712. Sie wurde mit geringfügigen Nuancen auch von Kazimierzas Alminauskis und neuerdings Giedrė Mickūnaitė vertreten.

[43] Kazimierzas Alminauskis war der Meinung, dass *Witoldes sache* für ein ordensexternes Publikum, etwa potentielle Kreuzfahrer aus Westeuropa, bestimmt gewesen sein könnte; dafür fehlt allerdings jeglicher Anhaltspunkt in den Quellen: vgl. Giedrė Mickūnaitė, From Pamphlet… (wie Anm. 38), S. 162 Anm. 10.

[44] Vgl. zuletzt ebenda., S. 158 ff.

[45] Man denkt in erster Linie an das *Summarium von Jagel und Wytaut*, einen Bericht über die litauischen Fürsten und ihren unerbittlichen Kampf gegen den Orden zwischen dem Anfang des 14. Jahrhunderts und 1408: vgl. Scriptores Rerum Prussicarum, Bd. V, Leipzig 1874, S. 223-227. Das *Summarium* ist zwar lediglich in späten Chroniken überliefert, muss aber im Kern ca. 1412-1413 entstanden sein. Obgleich viel länger und stilistisch geschliffener ähnelt es stellenweise *Witoldes sache.* Auch das *Summarium* dürfte direkt oder indirekt Bruchstücke einer litauischen Tradition integriert

ursprünglichen Kontext herausgerissene Erzählung – in welcher Fassung auch immer – allmählich von Kreisen in Litauen vereinnahmt wurde, denen es vordergründig darum ging, die ältere Genealogie der Fürsten möglichst lückenlos aufzustellen. Damit avanciert Preußen – oder genauer gesagt: die Ordenskanzlei – zu einer der Geburtstätten des historiographischen Diskurses über die Nachfolger Gedimins, des litauischen „Erzfeinds." Aus der Perspektive des Kulturtransferansatzes lässt sich das hier geschilderte Phänomen gewissermaßen als möglicher „Rückimport" bezeichnen. Hier zeigt sich immerhin, dass Preußen schon an der Schwelle des 15. Jahrhunderts nicht nur bzw. nicht mehr als Abnehmer einer (west)-europäischen chronikalischen Produktion zu gelten hat. Wie am Beispiel von *Witoldes sache* deutlich wird, hatte der Ordensstaat damals einen historiographischen Vorsprung vor seinem großen östlichen Nachbarn erzielt und selbst, obgleich möglicherweise ungewollt, zur Fixierung der litauischen historischen Tradition beigetragen.[46]

Preußischer Stoff im Deutschen Reich: Die Verbreitung der Älteren Hochmeisterchronik

Mit dieser (möglichen) Einwirkung auf Litauen erschöpft sich jedoch nicht die Ausstrahlung der preußischen Chronistik nach außen. Erwähnenswert ist an dieser Stelle vor allem die recht vielseitige Rezeptionsgeschichte der sogenannten *Älteren Hochmeisterchronik,* einer längeren Kompilation aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.[47] Über die Entstehungsgeschichte des anonym überlieferten Werkes war bisher wenig bekannt. Es umfasst die Geschichte des Deutschen Ordens von seiner Gründung bis zum Anfang der 1430er Jahre. Allerdings mündet die Chronik sehr schnell, d.h. nach wenigen Anfangskapiteln, in eine Geschichte des preußischen Zweigs des Ordens ein.[48] Es nimmt auch nicht wunder, da diese spätere Kompilation ihren Stoff vor allem aus der preußischen Deutschordenstradition

---

haben. Es besteht allerdings kein Grund zu der Annahme, dass der Text im Großfürstentum Litauen rezipiert wurde.

[46] Soweit ersichtlich waren derartige Fälle im Mittelalter eher seltene Erscheinungen. Hier ist man wohl berechtigt, bis ins Spätmittelalter hinein von zwei klar voneinander abgegrenzten historiographischen Kulturen zu sprechen. Ein nicht unähnliches, allerdings einer früheren Zeit (13. Jahrhundert) angehörendes Beispiel von möglicher Einwirkung der westeuropäischen historiographischen Kultur auf die westrussischen Fürstentümer – dabei geht es um die Gattung der Herrscher-*Gesta* – untersuchte zuletzt Márta Font, Geschichtsschreibung des 13. Jahrhunderts an der Grenze zweier Kulturen. Das Königreich Ungarn und das Fürstentum Halitsch-Wolhynien, Stuttgart 2005 (Akademie der Wissenschaften und der Literatur/Mainz, Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse Jahrgang 2005, 3).

[47] Ältere Hochmeisterchronik, hg. von Max Toeppen, in: Scriptores Rerum Prussicarum, Bd. III, Leipzig 1866, S. 519-709. Eine neue kritische Edition liegt jetzt auch in meiner noch unveröffentlichten Pariser Dissertation (wie Anm. 17); nach dieser wird der Text zitiert.

[48] Zum Stand der Forschung bezüglich dieses Werkes vgl. Jaroslaw Wenta, Studien über die Ordensgeschichtsschreibung am Beispiel Preußens, Thorn 2000, S. 251 ff. sowie zuletzt Edith Feistner, Michael Neecke, Gisela Vollmann-Profe, Krieg im Visier. Bibelepik und Chronistik im Deutschen Orden als Modell korporativer Identitätsbildung, Tübingen 2007 (Hermaea. Germanistische Forschungen, N.F., 114), S. 188-193. Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte der Chronik ist Gegenstand meiner jüngst abgeschlossenen Dissertation (wie Anm. 17).

schöpft. Auf weiten Strecken liest der Text sich sogar als leicht überarbeitete Prosafassung der Verschronik des Deutschordenspriesters Nikolaus von Jeroschin, die selbst als eine ostmitteldeutsche Übertragung der oben erwähnten *Chronica Terrae Prussiae* aus der Feder Peters von Dusburg bezeichnet werden kann.[49]

Es gibt jedoch eines, was die *Ältere Hochmeisterchronik* deutlich von ihren „Vortexten" unterscheidet: nämlich ihre überaus bemerkenswerte Überlieferungsdichte. Noch heute sind nichts weniger als 16 Handschriften vorhanden, die man im weitesten Sinne des Wortes als mittelalterlich – also vor ca. 1550 entstanden – betrachten kann. Man weiß außerdem von der Existenz einer Handvoll weiterer verlorener bzw. verschollener Textzeugen, die ebenfalls auf die Zeit vor 1550 zu datieren sind.[50] Explizit oder implizit wurde der Text bisher nur als Spätwerk der preußischen Chronistik gedeutet. In diesem Sinne hat ihn auch der Gelehrte Max Toeppen 1866 in der Reihe der *Scriptores Rerum Prussicarum* ediert. Seine in der längeren Einführung zum Ausdruck kommende Sichtweise wurde nie wirklich hinterfragt. Obwohl ihm die Tatsache nicht entging, dass mehrere Textzeugen allem Anschein nach nicht in Preußen, sondern im Reich kopiert wurden, problematisierte er diesen Befund nicht. Angesichts des heutigen, deutlich vollständigeren Überblickes über die „deutsche Überlieferung", der über den Toeppens weit hinausgeht, muss diese Frage ganz anders in den Vordergrund rücken.[51] Es steht nämlich fest, dass die Chronik sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Südwestdeutschland einer bemerkenswerten Beliebtheit erfreute und ziemlich häufig gelesen und abgeschrieben wurde.

Mit Nachdruck hat die Kulturtransferforschung betont, dass die Aufnahme eines fremden Kulturguts immer mit Anpassungsverfahren einhergeht, die für eine möglichst reibungslose Einverleibung in die Aufnahmekultur sorgen. Gerade solche Entfremdungsmechanismen begegnen diskret in den mit Sicherheit auf Reichsgebiet entstandenen Textzeugen der *Älteren Hochmeisterchronik*. Beim genaueren Hinsehen fällt nämlich die Unvertrautheit der (süd)deutschen Abschreiber mit der preußischen Geographie auf. Einige typische Beispiele seien hier kurz angeführt. Für einiges Grübeln haben beispielsweise die Wörter *kuri(s)che nerge* – also Kurische Nehrung – gesorgt. Aus *Nerge* wird in einer Zürcher Handschrift von eindeutig oberdeutscher (wenn nicht alemannischer) Herkunft bald *berge*, bald *verge*.[52] In weiteren Handschriften werden diese Wörter entweder schlicht ausgelassen,

[49] Zur Jeroschin-Chronik vgl. zuletzt Edith Feistner, Michael Neecke, Gisela Vollmann-Profe, Krieg im Visier… (wie Anm. 48), S. 134-140.

[50] Zu der bislang sehr unbefriedigend erschlossenen Überlieferung verweise ich den Leser auf den zweiten Teil meiner Dissertation (wie Anm. 17). Nicht mitberücksichtigt sind hier neben den erhaltenen und den aus älteren Beschreibungen bekannten Textzeugen diejenigen, die nur mittelbar über die Erstellung der *stemma codicum* erschlossen werden können.

[51] Hier kann nicht über alle Neufunde referiert werden. Es sei nur vermerkt, dass einige Textzeugen, obgleich längst signalisiert, doch noch einer gründlichen Untersuchung harrten bzw. dass einige weitere erst im Zuge meiner Recherchen identifiziert wurden.

[52] Zürich, Zentralbibliothek, Ms. B 325, fol. 127vb.

oder gelegentlich durch das nichtssagende *kurische seiten* ersetzt.[53] Die weitgehende Unkenntnis des osteuropäischen Städtenetzes hat ebenfalls wohl zu manchen Entzifferungsfehlern geführt. Die Stadt *Plotzk* (poln. Płock) in Masowien wird also in der oben erwähnten Zürcher Handschrift zu *Pflock*[54], in einer etwas später entstandenen, heutzutage in Göttingen aufbewahrten Handschrift sogar zu *Polczk*[55] verballhornt. Auf derartige, an sich eher banale Abschreiberfehler stößt man tatsächlich nur in den Handschriften nichtpreußischer Herkunft.

Wichtiger noch im Hinblick auf den angestrebten Vermittlungszusammenhang ist aber ein weiterer Befund: Es scheint manchmal so, als ob die Kopisten zwar einigermaßen mit der altpreußischen Geographie zurechtkamen, aber zugleich darauf bedacht gewesen wären, den überlieferten Text mit glossierenden Zusätzen zu versehen, um ihn einer in dieser Sache wenig versierten „Leserschaft" verständlicher zu machen. Dieses glossierende Anliegen ist besonders ablesbar in einer Gruppe von vier Handschriften aus der Zeit um 1500 oder wenig später, die alle unmittelbar oder mittelbar auf eine gemeinsame Vorlage zurückzuführen sind.[56] Hier findet sich beispielsweise der auf bessere Verständlichkeit zielende Einschub, dass das *frische habe* – also das Frische Haff – *ein wasser* sei.[57] Auch aus Rücksicht auf den intendierten Adressatenkreis dürften ähnliche Einschübe in die sogenannten „Ersten Fortsetzung" eingearbeitet worden sein, einem längeren Bericht über die Jahre 1433-1455, der in unverstümmelter Form lediglich in denselben vier Handschriften vorkommt.[58] Hier gelten die Glossen vor allem einigen flüchtig erwähnten Ortschaften, darunter Konitz (poln. Chojnice) oder Kulmsee (poln. Chełmża). Diese werden durchgehend ausdrücklich als *kleyn statt* bzw. *kleyn stettleyn* näher erläutert,[59] als hätte man im Grunde damit gerechnet, dass der durchschnittliche Rezipient kaum in der Lage gewesen wäre, diese Ortsnamen einzuordnen.

Darüber hinaus wird an diesen vorwiegend südwestdeutschen Abschriften ein Deutungswechsel erkennbar. Vermutlich verdankt die Chronik ihren Erfolg in

---

[53] Göttingen, Niedersächsische Landes- und Universitätsbibliothek, Hs. hist. 88, fol. 413r; Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HB V 72, fol. 38v; Wien, Deutschordenszentralarchiv, Hs. 427b, p. 211.

[54] Zürich, Zentralbibliothek, Ms. B 325, fol. 111ra.

[55] Göttingen, Niedersächsische Landes- und Universitätsbibliothek, Hs. hist. 88, fol. 387r

[56] Es sind die drei oben Anm. 53 erwähnten Handschriften (= von mir als Gö, S1 und W1 gekennzeichnet) sowie die Handschrift Jena, Thüringer Landes- und Universitätsbibliothek Ms. El. Phil. Q. 2 (= J). Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, wollte man auf die sehr komplizierten Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den Handschriften in diesem, von mir als Gruppe IV bezeichneten Überlieferungszweig einzugehen. Es genügt hier hinzuzufügen, dass keine dieser Textzeugen Vorlage für eine andere war. Diese Handschriften weisen eine größere Zahl an gemeinsamen Fehlern bzw. redaktionellen Eingriffen auf, so dass die Textgestalt der nicht erhaltenen (Ur)Vorlage mit einiger Sicherheit rekonstruierbar ist.

[57] Göttingen, Niedersächsische Landes- und Universitätsbibliothek, Hs. hist. 88, fol. 397r; Jena, Thüringer Landes- und Universitätsbibliothek Ms. El. Phil. Q. 2, fol. 50v; Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HB V 72, fol. 17v; Wien, Deutschordenszentralarchiv, Hs. 427b, p. 87.

[58] Ediert im Anschluss an die *Ältere Hochmeisterchronik* in: Scriptores Rerum Prussicarum, Bd. III, S. 637-700.

[59] Ebenda., S. 649 ff., 661.

Schwaben und Franken in erster Linie der Tatsache, dass sie als Dokumentation von Ehre und Tugend der südwestdeutschen Ritterschaft fungieren konnte, indem sie die Heldentaten der mehrheitlich aus Südwestdeutschland stammenden Ritterbrüder aneinanderreihte. Damit wird die Chronik bis zu einem gewissen Grad in die Nähe der ritterlich-erbaulichen Literatur gerückt, was in einigen Handschriften die Mitüberlieferung auch nahezulegen scheint. In einem dieser südwestdeutschen Textzeugen, der Zeil'schen Handschrift Nr. 16 (Schloss Zeil, um 1460), hat zum Beispiel eine zweite Hand einige Jahre, nachdem die *Ältere Hochmeisterchronik* in der Handschrift niedergeschrieben wurde, ein berühmtes Passions-Traktat in der unmittelbaren Folge der Chronik hinzugefügt.[60]

Die konkreten Umstände, die dazu geführt haben, dass diese in Preußen entstandene Chronik im fernen Südwestdeutschland ziemlich rasch weite Verbreitung erlangte, sind nur teilweise zu rekonstruieren. Ein möglicher Hintergrund wäre etwa die zwangsweise Rückkehr vieler Ritterbrüder in ihre deutsche Heimat in der Zeit des Dreizehnjährigen Krieges (1454-1466) in Preußen. So kann man mit einiger Sicherheit vermuten, dass eine von einem Ritterbruder namens Georg von Egloffstein 1455 aus Preußen nach Nürnberg gebrachte Handschrift einer kleinen Gruppe nachweislich in Südwestdeutschland entstandener Textzeugen als gemeinsame Vorlage gedient hat.[61] Der Krieg und die damit ausgelöste personelle Mobilität haben hier deutlich eine überregionale Verbreitung der Kompilation begünstigt. Es erklärt aber noch lange nicht, warum dann ausgerechnet dieser Text innerhalb von vier bis fünf Jahrzehnten so häufig abgeschrieben wurde. Im Anschluss daran drängt sich eine weitere Frage auf, die nur sehr ungenügend beantwortet werden kann, nämlich ob die *Ältere Hochmeisterchronik* in diesem außerpreußischen Kontext auch außerhalb des Deutschen Ordens gelesen wurde. Darüber geben die Handschriften selbst nicht unbedingt Auskunft. Zwar legen Marginalien oder Mitüberlieferung manchmal einen Insider-Rezipientenkreis und damit eine ordensinterne Rezeption nahe. Zu dieser Annahme ist man zum Beispiel wohl berechtigt im bezug auf diejenigen Handschriften, die neben dem Text der Chronik außerdem ein zusammengerafftes deutschordenspezifisches Ablaßsummarium

---

[60] Schloss Zeil (Leutkirch), Fürstlich von Waldburg zu Zeil und Trauchburg'sches Gesamtarchiv, ZMs 16, fol. 207v-230v. Bei dem Text handelt es sich um eine sehr verbreitete deutsche Übertragung der ehemals Anselm von Canterbury zugeschriebenen *Interrogatio de Passione Domini*. Zum deutschen Text und seiner Überlieferung vgl. Rolf Bergmann, Katalog der deutschsprachigen geistlichen Spiele und Marienklagen des Mittelalters, München 1986, S. 395 ff. Über den Entstehungs- bzw. Aufbewahrungsort der Handschrift erreicht man leider keine Sicherheit. Einiges spricht allerdings für Nürnberg. Aus einem Besitzeintrag geht hervor, dass die Handschrift zumindest einige Zeit am Ende des 15. Jahrhunderts oder in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts im Besitz eines anderweitig gut belegten Deutschordensritters war.

[61] Zur Person vgl. Erich Weise, Georg von Egloffstein (ca. 1409-1458) und die I. Fortsetzung der *Älteren Hochmeisterchronik*, in: Preußenland und Deutscher Orden. Festschrift für Kurt Forstreuter, hg. von dem Göttinger Arbeitskreis, Würzburg 1958 (Ostdeutsche Beiträge, 9), S. 344-370. Die zentrale These des Autors, dass der Franke Georg von Egloffstein als Verfasser der gesamten „Ersten Fortsetzung" zu gelten habe, ist als solche kaum haltbar. Jedoch aus meinen rezeptionsgeschichtlichen Untersuchungen ergibt sich, dass die anfängliche Phase der Verbreitung der Chronik in Deutschland tatsächlich mit Georg von Egloffstein zusammenhängen dürfte.

beinhalten.[62] Bei einigen Textzeugen wird man jedoch ein deutschordensfremder Entstehungs- bzw. Rezeptionszusammenhang zumindest wohl nicht von vornherein ausschließen dürfen. Ungefähr zu der Zeit, als ein Stück polemischen und stark kontextbezogenen Schrifttums (*Witoldes sache*) fast unverändert in die ersten litauischen Fürstengenealogien Eingang fand und somit sein historischer Wahrheitsbezug zementiert wurde, ergötzte man sich im fernen Deutschland an der Lektüre der *Älteren Hochmeisterchronik*, die in diesem neuen Rezeptionskontext aber vielleicht gerade nicht so sehr als Ordenschronistik *stricto sensu*, sondern als Dokumentation zu den *wunderliche obentuwre*[63] der (südwest)deutschen Ritterschaft fungierte.

Fazit

Zusammenfassend ist zu betonen, dass das mittelalterliche Preußenland im Hinblick auf die Zirkulation des chronikalischen Stoffes nicht nur als „arme Peripherie" des deutschen bzw. des westlichen Kulturkreises zu gelten hat. Dies gilt in zweifacher Hinsicht: 1) Die Verfügbarkeit der meistgelesenen chronikalischen Werke in Preußen darf, selbst in der Frühphase des Ordenstaates, nicht unterschätzt werden; 2) Seit dem 15. Jahrhundert wird Preußen auch allmählich zum „Exportland" im Bezug auf Chroniken und historische Aufzeichnungen aller Art, und zwar in beide Richtungen, gen Osten und gen Westen.

Leider ist quellenbedingt eine stringent an der Kulturtransferfragestellung orientierte Untersuchung nur ansatzweise realisierbar. Die Quellen fließen nämlich zu spärlich, als dass sich immer Wege und Träger des chronikalischen Imports ermitteln ließen. Dessen ungeachtet eröffnet eine solche Fragestellung dem Forscher zweifelsfrei neue Perspektiven. In dem hier skizzenhaft und experimentell untersuchten Fall trägt meines Erachtens diese Sichtweise dazu bei, vom Modell der „Deutschordensgeschichtsschreibung" endgültig Abschied zu nehmen, die lange Zeit in den Studien zur preußischen Chronistik, parallel zum Deutschordensdichtung-Paradigma[64], vorherrschend war, die „chronikalischen Verflechtungen" aber weitgehend verkannte oder bestenfalls nur am Rande behandelte.

---

[62] Es handelt sich um die vier oben Anm. 53 u. 56 erwähnten Handschriften. Zum Ablaßsummarium selbst vgl. jetzt grundlegend Axel Ehlers, Die Ablaßpraxis des Deutschen Ordens im Mittelalter, Marburg 2007 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens im Mittelalter, 64), S. 176-207. Zwar macht Axel Ehlers darauf aufmerksam (ebenda., S. 358 ff.), dass Ablässe des Deutschen Ordens manchmal auch ordensextern weitertradiert wurden, doch bleiben insgesamt diese Fälle Ausnahmen.

[63] Ältere Hochmeisterchronik, c. 99.

[64] Zur Kritik an diesem Begriff und den dahintersteckenden Prämissen siehe Jelko Peters, Zum Begriff Deutschordensdichtung. Geschichte und Kritik, in: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, 3, 1995, S. 7-39. Teilweise auf den Aufsatz von Jelko Peters aufbauend hat sich in den letzten Jahren eine rege wissenschaftliche Debatte zu den Umgangsformen mit der Literatur im mittelalterlichen Deutschen Orden und deren Rahmenbedingungen entzündet. Siehe zuletzt die teilweise stark voneinander abweichenden Auffassungen, die einerseits in der buch- und bibliotheksgeschichtlichen Studie von Arno Mentzel-Reuters, Arma Spiritualia. Bibliotheken, Bücher und Bildung im Deutschen Orden, Wiesbaden 2003 (Beiträge zum Buch-

Obwohl also hier eine konsequente Anwendung einer Kulturtransfermethodik am Quellenmangel scheitern muss und darüber hinaus fraglich bleibt, ob dieses rege Hin- und Her des chronikalischen Wissens zwischen „Kulturen“ erfolgt, dürfte der Kulturtransferansatz zumindest eine fruchtbare Anregung sein, um dem Ziel eines besseren Verständnisses der dynamischen Austauschprozesse näherzukommen.

und Bibliothekswesen, 47) und andererseits im neuerdings vorgelegten Kollektivband von Feistner, Neecke, Vollmann-Profe, Krieg im Visier… (wie Anm. 48) zum Ausdruck kommen.

Der Übergang der prußischen Stammeseliten in die Schicht der ‚Freien' unter der Herrschaft des Deutschen Ordens und der Kulturtransfer von der ‚deutschen' auf die prußische Kultur

Grischa Vercamer

In den letzten Jahren wurde der Begriff des Kulturtransfers[1] in der historischen Forschung stark diskutiert. Was macht überhaupt Kultur aus? – wurde gefragt. Sollte man diese statisch oder dynamisch auffassen?[2] Wie kann diese transferiert werden?

Der Blick in ein größeres, enzyklopädisches Lexikon schafft Gewissheit darüber, dass zumindest der Terminus ‚Kultur' ziemlich umfassend gebraucht wird: „Das von Menschen zu bestimmten Zeiten in abgrenzbaren Regionen aufgrund der ihnen vorgegeben Fähigkeiten in Auseinandersetzung mit der Umwelt und ihrer Gestaltung in ihrem Handeln in Theorie und Praxis Hervorgebrachte (Sprache, Religion [Mythos], Ethik, Institutionen, Staat, Politik, Recht, Handwerk, Technik, Kunst, Philosophie und Wissenschaft)."[3] Wie kann man bei einer solchen

---

[1] Vgl. Michel Espagne, Der theoretische Stand der Kulturtransferforschung, in: Wolfgang Schmale, Hrsg., Kulturtransfer. Kulturelle Praxis im 16. Jahrhundert, Innsbruck 2003 (Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 2), S. 63-76 (mit weiterführender Literatur).

[2] Vgl. Thomas Wünsch, Kultur ohne Kulturgefälle: Humanismus in Südböhmen und der Kulturbegriff in der Geschichtswissenschaft, in: Passauer Jahrbuch, 48, 2006, S. 57-71, besonders S. 66-67. Wenn Wünsch allerdings die „Kulturträgertheorie" gänzlich „ad acta" legen will, bleibt zu fragen, wen man für einen Kulturtransfer verantwortlich machen kann.

[3] Stichwort: ‚Kultur', in: Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Band 14, Mannheim u.a. 1975, S. 437.

Vielfalt auch noch den Transfer von Kultur feststellen? Hier mag die allgemeine Definition von Michel Espagne helfen: „Wir gehen davon aus, dass die Kulturräume keine eigenständigen Größen sind, sondern dass ihre jeweilige Identität das Ergebnis einer Vielzahl von Verflechtungen ist. Diese Arbeitshypothese hat natürlich auch eine politische Tragweite. Sie läuft darauf hinaus, im Eigenen, also in meinem Fall in der französischen Kulturgeschichte, die Dimension des Fremden zu betonen. Fremdes und Eigenes sind nicht ergänzende Momente, sondern im Grunde identische Momente eines einzigen historischen Konstrukts.“[4] Er fährt an anderer Stelle fort: „Das Modell des Kulturtransfers als Alternative zum einfachen Vergleich setzt voraus, dass die sozialen Träger des Kulturimports besonders zu untersuchen sind. Darunter versteht man beispielsweise die sozialen Gruppen, die zwischen Deutschland und Frankreich pendeln, Kunsthandwerker, Musiker, Soldaten, Weinhändler, Bankiers, Gymnasiallehrer. Neben den sozialen Gruppierungen sind auch Bücher, manchmal vollständige Bibliotheken als Träger fremder Kulturgüter zu verstehen.“[5]

Lässt man dieses Schema zu, so akzeptiert man, dass es beim Zusammentreffen von zwei Kulturen zu einem ‚Geben und Nehmen‘ kommt und keinesfalls einseitige Prozesse am Werke sind. In jedem Fall spiel(t)en die Eliten einer Gesellschaft dabei eine große Rolle. Sie entscheiden meist, was von außen adaptiert wird (und was nicht) und werden damit zu Kulturträgern.[6] Die Eliten können sich verändern – meist durch äußere Einwirkung –, so dass sich neue Eliten bilden.[7] Neue Herrscher bedienen sich bevorzugt der alten Elite, die weiterhin besteht, aber innerhalb der Administration des neuen Herrschaftsgefüges eine neue, dennoch hohe, Stellung einnimmt.[8] Im Folgenden soll dieses Phänomen am Beispiel des Ordenslandes Preußen und der alten prußischen Eliten untersucht werden. Es soll betrachtet werden, inwieweit die vorordenszeitlichen, prußischen Eliten vom Deutschen Orden in die Herrschaft eingebunden wurden und ob sie in der Ordensperiode in Preußen ‚Kulturträgerfunktionen‘ erfüllten.

---

[4] Espagne, Kulturtransfer – Podiumsgespräch, in: Schmale, Hrsg., Kulturtransfer... (wie Anm. 1), S. 15.

[5] Espagne, Der theoretische Stand... (wie Anm. 1), S. 64.

[6] So wurde das ‚deutsche Stadtrecht' (*ius theutonicum*) nach Polen durch die polnischen Fürsten im 12.-14. Jahrhundert ‚importiert', wobei mittlerweile als erwiesen gelten kann, dass deutsches Stadtrecht in Polen nicht immer mit deutschen Bürgern gleichzusetzen ist. Vgl. Henryk Samsonowicz, Miejski ruch lokacyjny w Europie Środkowej w XIII-XIV wieku, in: Roman Czaja, Hrsg., Archaeologia et historia urbana. Pamięci Tadeusza Nawrolskiego, Elbing 2004, S. 53-57.

[7] Thomas Lienhard, Les Combattants francs et slaves face à la paix: crise et nouvelle définition d'une élite dans l'espace oriental carolingien au début du IXe siècle, in: François Bougard u.a., Hrsg., Les Élites au haut Moyen Âge. Crises et Renouvellements, Turnhout 2006 (Collection Haut Moyen Age, 1), S. 253-266, besonders S. 253 ff.

[8] Stefan Esders und Heike Johanna Mierau, Die bairischen Eliten nach dem Sturz Tassilos III.: Das Beispiel der adeligen Stiftungspraxis in der Diözese Freising, in: Bougard, Hrsg., Les Élites... (wie Anm. 7), S. 283-313, besonders S. 283-285.

Das Land der prußischen Stämme (Preußen) liegt an der Ostsee und hatte im Westen die Pommern, im Osten die Litauer und im Süden die Polen zum Nachbarn. Seit dem späten 10. Jahrhundert sind gescheiterte Missionsversuche bei den Prußen überliefert (Adalbert von Prag, Brun von Querfurt, Christian).[9] Einher damit gingen die piastischen und dänischen Eroberungs- und Unterwerfungsbestrebungen, gegen die sich die Prußen ebenfalls erfolgreich zur Wehr setzen konnten, so dass Konrad I. (1187-1247), der piastische Fürst von Masowien, sich gezwungen sah, den Deutschen Orden zur Heidenmission ins Land zu rufen. Bis Ende des 13. Jahrhunderts hatte der Orden die prußischen Stämme vollständig unterworfen. Aus den jüngsten Erfahrungen in Ungarn[10] resultierte, dass die Ordensführung die Eroberungen in Preußen frühzeitig absicherte (Goldene Bulle von Rimini [1226/1236?], Bulle von Rieti [1234], Kruschwitzer Vertrag [1230]). In der Umgestaltung der prußischen Gesellschaft war der Orden also praktisch unabhängig und frei – besonders nach dem gescheiterten zweiten Prußenaufstand von 1260-1272, welcher den Orden von den durch einen päpstlichen Legaten verhandelten Friedensvertrag von Christburg (1249) zwischen dem Deutschen Orden und den prußischen Stämmen entband. In der Folgezeit konnte der Orden an die Umgestaltung der prußischen Gesellschaft gehen. Doch wie lief diese konkret ab und wie wurden die prußischen Eliten davon berührt?

Grundsätzlich lassen sich drei gut voneinander abgrenzbare Sphären im ordenszeitlichen Preußen ausmachen: Die Ordensburgen, die Städte und die ländlichen Strukturen (Dörfer, Krüge, Mühlen usw.). Die beiden erstgenannten Sphären waren quasi Importprodukte aus dem Deutschen Reich, die sich dadurch auszeichnen, dass sie a) in sich relativ abgeschlossen waren[11] und b) fast vollständig deutsch blieben. Der Orden selbst war kaum zugänglich für einheimische Geschlechter; nur in seltenen Fällen lassen sich Ordensritter prußischer Herkunft in den Konventen nachweisen[12], obgleich die Regeln und Gewohnheiten des Ordens keinen Hinweis darauf geben, dass der Orden auf Deutsche beschränkt sei. Auch

---

[9] Bernhart Jähnig, Mission und Landesherrschaft. Entwicklung kirchlicher Strukturen im Preußenland, in: Ders., Hrsg., Kirche im Dorf. Ihre Bedeutung für die kulturelle Entwicklung der ländlichen Gesellschaft im „Preußenland", 13.-18. Jahrhundert. Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz in Zusammenarbeit mit der Kunstbibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Berlin 2002, S. 11-26.

[10] Harald Zimmermann, Der Deutsche Ritterorden in Siebenbürgen, in: Josef Fleckenstein und Manfred Hellmann, Hrsg., Die geistlichen Ritterorden Europas, Sigmaringen 1980 (Vorträge und Forschungen. Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, 26), S. 267-298.

[11] Auch zwischen den prußischen Städten und dem Orden war der personale Austausch (städtisches Bürgertum in den höheren Ordensämtern sind kaum anzutreffen) nicht groß. – Vgl. Janusz Tandecki, Obywatele Miast Pruskich w Zakonie Krzyżackim, in: Zenon Hubert Nowak, Hrsg., Zakon Krzyżacki a Społeczeństwo Państwa w Prusach, Thorn 1995 (Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu, 86,3), S. 48-49.

[12] Reinhard Wenskus, Das Ordensland Preußen als Territorialstaat des 14. Jahrhunderts, in: Ders., Ausgewählte Aufsätze zum frühen und preußischen Mittelalter. Festgabe zu seinem 70. Geburtstag, Sigmaringen 1986, S. 338; Ders., Der Deutsche Orden und die nichtdeutsche Bevölkerung des Preußenlandes mit besonderer Berücksichtigung der Siedlung, in: Patze, Hrsg., Ausgewählte Aufsätze... (wie in dieser Anm.), S. 364.

in den neu gegründeten Städten sind nur wenige Prußen als Bürger nachweisbar, bei letzteren handelte es sich zumeist um deutsche und flämische Einwanderer.[13] In den Dörfern im Hinterland mischte sich die Bevölkerung hingegen stärker. Es entstanden neben den unfreien, prußischen Dörfern auch kulmische Dörfer, die sich durch bessere Rechte auszeichneten.[14] Entgegen der älteren deutschen Forschung kann mittlerweile als erwiesen gelten, dass hier neben den deutschen Einwanderern auch freie prußische Bauern lebten.[15] Die kulmischen Dörfer (Deutsche und Prußen) wurden von Schulzen verwaltet, während die unfreien, prußischen Dörfer zu kleinen Bezirken (Kammerämtern) zusammengefasst wurden. Hinzu kam die Schicht der *Freien*, zu denen auch die Kämmerer zählten, welche als untere Amtsträger des Ordens die Kammerämter verwalteten. Diese Schicht unterschied sich von den unfreien prußischen Bauern durch ihre persönliche Freiheit. Die Freien hatten gegen ein Stück Land und den Treueschwur gegenüber dem Orden Militärdienste für diesen zu verrichten. Die Größe des Landes und die Rechte der einzelnen Freien variierten beträchtlich. In dieser Schicht, welche von der Forschung bislang eher stiefmütterlich behandelt wurde, gingen die vorordenszeitlichen prußischen Eliten auf. Der Strom der Siedler aus dem deutschen Reich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist eher zu vernachlässigen (vor allem wegen der prußischen Aufstände, die bis in die 1280er Jahre anhielten) – der Deutsche Orden, um eine funktionierende Wirtschaft und ein Verteidigungssystem bemüht, war also in dieser Zeit auf die Unterstützung der einheimischen Bevölkerung angewiesen. Dafür bedurfte er der Hilfe durch einheimische Eliten, welche im Gegenzug mit Privilegien ausgestattet wurden. Durch diese Einzelurkunden (im weiteren Verlauf Handfesten genannt) empfingen die Freien zum Teil beträchtliche Güter und Rechte. Sie besaßen Dörfer und Hintersassen und es scheint wahrscheinlich, dass sich ihre Lebensweise theoretisch nicht sehr stark zu jener zu Zeiten vor der Eroberung unterschieden hat.

---

[13] Am Beispiel der Stadt Königsberg weist Dieter Heckmann nach, dass nur ca. 2 % der Bürger einen prußischen Hintergrund haben, während aber in den unteren Schichten der Stadt (die also kein Bürgerrecht hatten) ca. 15-20 % Prußen waren. – Vgl. Dieter Heckmann, Königsberg und sein Hinterland im Spätmittelalter, in: Zenon H. Nowak, Hrsg., Die preußischen Hansestädte und ihre Stellung im Nord- und Ostseeraum, Thorn 1999, S. 79-90, hier S. 85-86. Es bleibt aber zu vermuten, dass Königsberg hierbei eine Sonderstellung unter den preußischen Städten einnahm, da die prußische Bevölkerung des Samlandes am dichtesten im ganzen Preußenland war.

[14] Die kulmischen Dörfer werden so nach der Kulmischen Handfeste (1232/33) benannt, welche die Rechte der Einwohner sehr deutlich kodifiziert. Für ein Fortschreiten der kulmischen Besiedlung, vgl. besonders Karl Kasiske, Die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens im östlichen Preußen bis zum Jahr 1410, Königsberg 1934 (Einzelschriften der Historischen Kommission für Ost- und Westpreußische Landesforschung, 5).

[15] Jan Powierski, Die ethnische Struktur der Gesellschaft im Ordenstaat im 13. bis zum 16. Jahrhundert, in: Internationales Jahrbuch für Geschichts- und Geographieunterricht, 16, 1975, S. 265-275, hier S. 270. Besonders in meiner Dissertation (Grischa Vercamer, Siedlungs-, Sozial- und Verwaltungsgeschichte der Komturei Königsberg in Preußen [13.-16. Jahrhundert], ungedruckte Dissertation, Freie Universität Berlin, 2007, S. 267 ff., 271, 404-417) widme ich mich diesem Problem am Beispiel der Komturei Königsberg.

Bevor wir uns allerdings näher mit den Verhältnissen zur Ordenszeit beschäftigen, soll geschaut werden, was sich über die vorordenszeitlichen, prußischen Verhältnisse sagen lässt, um eine Kontinuität der Eliten und der gesellschaftlichen Praxis feststellen zu können.

Die Stammesverbände der Prußen waren nochmals in Kleingebiete und Schichten unterteilt, deren genaue Aufteilung der Forschung aufgrund der Schriftlosigkeit der prußischen Kultur enorme Probleme bereitet hat.[16] Beobachtungen zu den prußischen Eliten dieser Zeit können also zwangsläufig nur auf zeitgenössischen Berichten von außerhalb oder archäologischem Material basieren. Die Klärung dieser Verhältnisse soll die erste Problemstellung der folgenden Ausführungen sein.

Die historischen Nachrichten über die Verhältnisse im westlichen Baltikum vor dem 13. Jahrhundert sind äußerst dürftig.[17] Schriftlich werden die Prußen (*Bruzi*) erstmals bei dem Bayerischen Geographen Ende des 9. Jahrhunderts genannt[18], zuvor waren sie unter dem Sammelbegriff *Esti* oder *Osti* unter den Völkern östlich der Weichsel subsumiert[19]. Frühe Kontakte in die römische Welt sind über den Bernsteinhandel bereits in der Antike dokumentiert.[20] In der Folgezeit (6.-8. Jahrhundert) schweigen die schriftlichen Quellen zu den Prußen. Ausnehmen kann man hier nur die Erwähnung in den sehr viel später verfassten *Gesta Danorum* des Saxo Grammaticus (um 1140 – um 1220). Er erwähnt, dass es sehr viele Kämpfe der Skandinavier mit den Samländern ab 800 gegeben habe.[21] Erst ein angelsächsischer Händler des 9. Jahrhunderts namens Wulfstan beschrieb die Prußen im Rahmen eines Reiseberichts über die Verhältnisse der Ostseeanrainer[22] etwas genauer[23]; auch er schrieb von vielen kriegerischen Auseinandersetzungen bei ih-

---

[16] Henryk Łowmiański, Die heidnischen Preussen. Abhandlung aus dem Sammelwerk: „Dzieje Prus Wschodnich." Vertrauliche Übersetzungen der Publikationsstelle des Preuss. Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem von Harald Cosack, Thorn 1935. Größere, moderne Versuche der vorordenszeitlichen Geschichte der Prußen bislang nur aus der Archäologie (Wladimir Kulakov, The Old Prussians [5th-13th Centuries A.D.], Moskau 1994; Łucja Okulicz-Kozaryn, Dzieje Prusów, Breslau 1997 [Monografie Fundacji na Rzecz Nauki Polskiej. Seria Humanistyczna]).

[17] Vgl. Johannes Voigt, Geschichte Preussens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens, Bd. 1. Die Zeit des Heidenthums, Königsberg 1827, S. 131, 173, 185, 206, 266, 302.

[18] Opis grodów i terytoryów z pólnocnej strony dunaju czyli t.z. Geograf Bawarski, hrsg. von Stanisław Zakrzewski, Lemberg 1917, S. 4.

[19] Bei Wulfstan (*Periplus Otheri Norvegi & Wulfstani, sive eorum Narrationes de suis in Septentrionem & in Mari Balthico navigationibus,* in: Scriptores Rerum Danicarum Medii Aevi, Bd. 2, hrsg. von Jacobus Langebek, Kopenhagen 1773, S. 106-123).

[20] Tacitus, Germania, hrsg. und übersetzt von Gerhard Perl, Berlin 1990 (Griechische und lateinische Quellen zur Frühgeschichte Mitteleuropas bis zur Mitte des 1. Jahrtausends u.Z., Teil 2), c. 45-46.

[21] Saxo Grammaticus, Gesta Danorum, hrsg. von Jørgen Olrik und Hans Raeder, Kopenhagen 1931, VI, 5, § 14, S. 155; VIII, 10, § 6, S. 232; IX, 4, § 23, S. 257; X, 5, S. 274; X, 14, § 1, S. 285; XI, 8, S. 315; XI, 11, § 1, S. 319.

[22] Wulfstan (wie Anm. 19), S. 121-122.

[23] Man muss allerdings hinzufügen, dass er entweder von den Völkern der *terra orientalis* von der Weichsel spricht, oder von *Eastland* (ebd., S. 121) – also kaum differenziert. Auf der anderen Seite

nen[24]. Außerdem gab es viele „Städte." In dem angelsächsischen Originaltext steht allerdings *burgh* – womit eindeutig ‚Burg' (Burgwall) gemeint ist. Auf jeder dieser Burgen wiederum saß ein Kleinkönig (angelsächs. *cyningc*[25]). Erstmals begegnet uns hier eine Bezeichnung für eine soziale Schicht bei den Prußen, die auch zu Ordenszeiten noch vorkommt; allerdings später scheinbar in anderem historisch-semiotischen Kontext. Die Forschungsmeinung zu diesem Terminus geht auseinander, wobei zuletzt v.a. die Herkunft aus Litauen postuliert wurde.[26] Für die Herkunft aus Litauen spräche zwar der von Plümecke gebrachte Einwand, dass die Litauer noch heute einen vornehmen Herren, insbesondere den Pfarrer, wenn sie ihn ehren wollten, mit ‚kuningas' oder ‚kunigas' ansprechen[27], die gemeinsame Sprachwurzel des Prußischen und Litauischen lässt es aber ebenso möglich erscheinen, diese Entdeckung auf das (ausgestorbene) Prußische zu übertragen. Obgleich die spätere Verwendung des Terminus – in den Ordensquellen sind die *kunige* Kleine Freie, die häufig auch niedrige Verwaltungsaufgaben auf den Burgen des Ordens übernahmen[28] – kaum noch etwas mit den Kleinkönigen der Zeit von Wulfstan zu tun haben dürften, fällt die Übereinstimmung der Begrifflichkeiten auf. Man könnte also wenigstens in Erwägung ziehen, ob die spätere Titulatur sich

---

segelte er nachweislich von Haithabu nach Truso. Sofern er also nicht weiter gesegelt ist, muss es sich bei seinen Beschreibungen um die Prußen handeln.

[24] Ebd.

[25] Die Editionen widersprechen sich an dieser Stelle etwas: Während in den Scriptores Rerum Danicarum von *cyninge* (S. 121), also einem Dativ, der auf einen König für alle Burgen deuten würde, gesprochen wird, ist bei der neueren Edition, Two Voyagers at the Court of King Alfred: The Ventures of Othere and Wulfstan Together with the Description of Northern Europe from the Old English Orosius, übersetzt von Christine E. Fell, hrsg von Niels Lund, York 1984, S. 23, die Rede von *cyningc*, also einem einzelnen König pro Burg, was wohl eher der Wahrheit entsprechen müsste. Dennoch wäre ein Blick in den Originalbericht interessant.

[26] Vgl. Richard Plümicke, Zur ländlichen Verfassung des Samlandes unter der Herrschaft des deutschen Ordens, Diss. masch., Leipzig 1912, S. 65 ff., der mit Dusburg (Peter von Dusburg, Chronik des Preussenlandes, übersetzt und erläutert von Klaus Scholz und Dieter Wojtecki, Darmstadt 1984, III, 5, S. 103-107) davon ausgeht, dass die Könige aus Litauen stammten und in Preußen angesiedelt wurden – hier auch die Forschungsmeinung von Johannes Voigt (ein König stand einer bestimmten Landschaft vor), Max Toeppen (die „reges" seien den Fürsten an die Seite zu setzen, welche die Angelegenheiten der sogenannten Hundertschaften im Frieden verwaltet hätten) und Karl Lohmeyer (haben mit den Freien gemeinsame Sprachwurzel und sind somit mit diesen auf eine Stufe zu stellen), M. Hein (hält die „reges" für Dorfschulzen oder Starosten). Reinhard Wenskus (Reinhard Wenskus, Über einige Probleme der Sozialordnung der Prußen, in: Patze, Hrsg., Ausgewählte Aufsätze... [wie Anm. 12], S. 413-434, 422) stimmt der Haltung Plümickes zu, dass die *kyninge* Litauer waren.

[27] Plümicke, Zur ländlichen Verfassung... (wie Anm. 26), S. 66.

[28] Im 14. Jahrhundert werden die *reges* wiederholt in den bischöflichen Quellen für das Samland genannt. Beispielsweise sind es *reges*, die 1330 als Ortskundige bei der Festlegung der Grenzen zwischen Orden und Bischof fungieren (Urkundenbuch des Bistums Samland, hrsg. von C.P. Woelky u. H. Mendthal Leipzig 1891-1905 [Neues Preußisches Urkundenbuch, Ostpreußen Teil, Abt. 2, Bd. 2] [im Folgenden zitiert: SUB], Nr. 270, S. 196). 1347 folgt der Bischofsvogt Johann von Lonstein dem Rat seiner *reges* und anderen älteren Leute bei einer Gerichtsverhandlung (SUB [wie in dieser Anm.], Nr. 371, S. 261-262). Im Kammeramt Wargen (Samland) sind fünf Freie 1345 unter der Überschrift *wo die Kunige saßen* überliefert. Sie hatten wenig Land (zwei Haken) und sind somit zu den Kleinen Freien zu zählen (Preußisches Urkundenbuch, hrsg. von Rudolf Philippi, Carl Woelky, August Seraphim, Max Hein, Erich Maschke, Hans Koeppen und Klaus Conrad, Bd. 1-6, Königsberg, später Marburg 1882-2000 [im Folgenden zitiert: PUB]; Bd. 1-3/1 [Neudruck: Aalen 1961], Bd. 3/2, Nr. 747, S. 641).

von der früheren ableitet und somit aus dem Angelsächsischen über Händler im Ostseeraum zu den Prußen gelangt ist, wo sie dann, unter der Ordensherrschaft, einer schnellen Begriffswandelung unterlag.

Wulfstan ordnete die Prußen (*Este*) jedenfalls grundsätzlich in drei Klassen: *Cyning* und *ricostan men* trinken Pferdemilch, während der Arme und der Unfreie Met trinken muss (*And se Cyning and thu ricostan men drincad myran meole. And tha imspedigan and tha theovan drincad medo*[29]). Von Peter von Dusburg bekommen wir den besonderen Wert der Pferdemilch bestätigt.[30] Wir haben es also mit Kleinkönigen (den *Cyningas*), mit reichen Männern (Besitzern von größeren Gütern, Kaufleuten, Kriegern), mit armen Männern (Bauern) und mit Unfreien (Knechten und ähnliches) zu tun. Die Kriegerschicht musste sich offenbar immer wieder neu unter Beweis stellen und die besten Krieger konnten schneller zu persönlichem Reichtum gelangen, wie wir wiederum Wulfstans Bericht über die Begräbnissitten entnehmen können: Wenn ein Mann gestorben war, so lag er – je reicher, desto länger – aufbewahrt in seinem Haus. Besonders die Leichname von *Cyningas* und anderen reichen Männern (*And thu Cyningas and da adre beah dungene men, sua micel lenge sva himavan speda habbad, hoilum healf gear, thaet hi bead unfor baerned*) konnten bis zu einem halben Jahr liegen bleiben. Dann wurden die Güter des Verstorbenen in sechs Haufen jeweils ca. eine Meile entfernt voneinander aufgeteilt – die Haufen wurden dabei immer kleiner, so dass der erste Haufen am meisten Wert hatte – und die Männer mit den schnellsten Pferden (*tha men, the svyftoste hors habbad on thaem lande*) mussten, um diese Haufen zu erreichen, um die Wette reiten.[31] Wulfstan schweigt von einer Priesteroberschicht.

Adam von Bremen bestätigt die Richtigkeit von Wulfstans Angaben ca. 180 Jahre später, indem er schreibt, dass die Prußen über sich keine Alleinherrscher duldeten (*Preterea inaccessi paludibus nullum inter se dominum pati volunt*[32]). Davon abgesehen werden sie bei Adam als sehr freundlich (*homines humanissimi*) beschrieben, die den Seefahrern in Not gerne helfen (*…qui obviam tendunt his ad auxiliandum, qui periclitantur in mari vel qui a pyratis infestantur*). Er lobt sie sehr für ihre Sitten, bis auf dass sie den rechten Glauben nicht annehmen wollen (*Multa possent dici ex illis populis laudabilia in moribus, si haberent solam fidem Christi, cuius predicatores immaniter persecuntur*[33]). Besonders die Samländer werden von ihm als Händler (v.a. Bernstein) neben den Dänen, Nordleuten und Slawen aufgezählt (*Ad quam stationem* [Birka]*, quia tutissima est in maritimis Suevoniae regionibus, solent omnes Danorum vel Nortmannorum*

[29] Plümicke, Zur ländlichen Verfassung... (wie Anm. 26), S. 66.

[30] *Pro potu habent simplicem aquam, et melicratum sive medonem, et lac equarum, quod lac quondam non biberunt, nisi prius sactificaretur.* Peter von Dusburg, Chronik... (wie Anm. 26), III, 5, S. 104.

[31] Wulfstan (wie Anm. 19), S. 121.

[32] Adam von Bremen, Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum, hrsg. von Bernhard Schmeidler (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicum in usum scholarum separatim editi 2), Hannover, Leipzig 1917, IV, 18, S. 246.

[33] Ebd.

itemque Sclavorum ac Semborum naves…convenire[34]). Saxo Grammaticus weiß sogar von einem dänischen Fürsten, Haquinus, zu berichten, der zur Zeit Harald Blauzahns (936-87) das Samland angriff und seinen Mitstreitern die Schiffe zerstörte, damit diese nicht mehr zurück konnten. Diese sollen dann samländische Frauen geheiratet haben, nachdem sie die Männer getötet hatten. Daher konnten sich die Samländer als verwandt mit dem dänischen Stamm (*Nec immerito Sembi sanguinis sui contextum a Danicae gentis familia numerant*[35]) verstehen.

In der Tat werden uns durch die Archäologie multiethnische Handelszentren in Truso (Nogatdelta) und in Wiskiauten (Samland) nachgewiesen – in beiden Fällen werden zur Zeit aktuelle Ausgrabungskampagnen durchgeführt.[36] Diese Orte haben als Handelsemporia in der Zeit vom 8. bis zumindest dem frühen 10. Jahrhundert, wobei im Falle von Wisikiauten noch mit einer längeren Laufzeit zu rechnen ist, bestanden und bezeugen eine prußisch-wikingische Mischbevölkerung (besonders im 9.-11. Jahrhundert durch die Hügelgräber in Wiskiauten gekennzeichnet).

Weitere schriftliche Erwähnung der Eliten in vorordenszeitlichen Quellen sind kaum zu finden. Einzig ein Passus bei Helmold von Bosau (*Cronica Slavorum* um 1167 verfasst) erscheint erwähnenswert. Größtenteils schrieb er zwar von Adam ab; bei der Aufzählung der *gentes,* die um das *mare barbarum* lebten, beruht sein Bericht aber auf eigenen Erfahrungen.[37] Die *Pruzi* werden gleichberechtigt in einer Linie mit den Dänen, Schweden, Russen, Polen und Böhmen aufgezählt.[38] Man neigt in der historischen Retrospektive meist dazu, sich Völker, die von der späteren Geschichte weniger begünstigt waren (wie die Prußen), kleiner und schwächer vorzustellen, als Völker, die später eigene Länder oder Staaten gründeten (Russen, Polen) – das zeigt sich aus der zeitgenössischen Perspektive anders.[39] Von der Archäologie können im 11./12. Jahrhundert Kontakte auch zu den Kiewer Rus' und nach Polen nachgewiesen werden.[40] Angesichts der polnischen dynastischen

[34] Ebd., I, 60, S. 58.

[35] Saxo Grammaticus, Gesta… (wie Anm. 21), X, 5, S. 274.

[36] Marek F. Jagodziński, Truso – Siedlung und Hafen im slawischen-estnischen Grenzgebiet, in: Alfried Wieczorek, Hrsg., Europas Mitte um 1000. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Archäologie, Stuttgart 2000, S. 170-174; aktueller wird das Ausgrabungsprojekt in Truso von Sebastien Brather und Marek F. Jagodziński und http://www.ufg.uni-freiburg.de/d/inst/forsch/truso_2.html vom 4.10. 2008 vorgestellt; Bericht über die Ausgrabungskampagnen 2005-2007 (http://www.wiskiauten.eu vom 22. August 2008).

[37] David Fraesdorf, Der barbarische Norden. Vorstellungen und Fremdheitskategorien bei Rimbert, Thietmar von Merseburg, Adam von Bremen und Helmold von Bosau (Orbis Mediaevalis. Vorstellungswelten des Mittelalters, Bd. 5), Berlin 2005, S. 159.

[38] Cronica Slavorum, hrsg. von Johannes M. Lappenberg und Bernhard Schmeidler, Hannover 1937 (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum separatim editi, 32), I, 1, S. 5.

[39] Man könnte Überlegungen darüber anstellen, warum die baltischen Völker (wie die Litauer und Esten) bei Helmold gar nicht erwähnt werden, aber das würde hier zu weit führen.

[40] Kulakov, The Old Prussians… (wie Anm. 16), S. 202-203; Gallus Anonymus (Gallus Anonymus, Cronicae et gesta ducum sive principum Polonorum, hrsg. von Karol Maleczyński [Monumenta Poloniae historica/Pomniki dziejowe Polski. N. S., Ser. 2, T. 2. Editiones Collegii historici. Wydaw-

Konflikte in dieser Zeit ist durchaus mit Versuchen zu rechnen, die Prußen für sich zu gewinnen, wie es für die westlichen Nachbarn (die Pommern) bezeugt ist.[41]

Die weiteren schriftlichen Quellen reichen schon in die Ordenszeit hinein, kennzeichnen aber noch einen älteren, vorordenszeitlichen Zustand: Die Erwähnungen der Samländer aus der livländischen Reimchronik (spätes 13. Jahrhundert)[42] zeigen exemplarisch, wie schwer die Rekonstruktion einer Gesellschaft aus schriftlichen Quellen, die von außerhalb dieses Kulturkreises stehenden Autoren geschrieben wurden, sein kann. An einer Stelle steht beschrieben, wie die Samländer, nachdem ihnen berichtet wurde, dass die Deutschordens-Brüder eine Burg an der Memel gebaut hatten, zusammenkamen, um über ein gemeinsames Vorgehen zu beraten:

zu samne sie traten
von den anderen zu hant.
Der eldeste under in vant
Einen rat in allen,
der was in wol gevallen.
Darmitte traten sie wider,
zu hant die besten sazen nider
do ir sitzen was bereit,
der eine sprach (V. 3784-3792)

Es wird hier ein fast demokratisches Element suggeriert: Ein Ältestenrat bzw. ein Rat der *besten*, die gemeinsam über das Vorgehen beraten. Wenig später allerdings, als Anno von Sangerhausen (Hochmeister von 1257-74) mit den Ritterbrüdern im Samland einfiel, kann man lesen:

under des[43] *zu samne las*
der hoeste Same die vrunde sin.
Er sprach: „wir suln lide pin,
wir engelden daz in kurtzer vrist
daz uns nu geschen ist.“ (V. 4007-4010)

Hier kommt ein ‚höchster Samländer' vor, der offenbar königsgleich den Krieg gegen den Orden organisiert. Tatsächlich könnte man eine Trennung von Friedenszeit (Rat) und Kriegszeit (Heerführer) in Betracht ziehen. Andererseits wäre es

---

nictwa Komisji historycznej, 89], Krakau 1952, II, 42, S. 111) erwähnt auch, dass Boleslaw Krzywousty in Preußen einfällt, kurz nachdem er Zbigniew aus Polen verbannt hatte.

[41] Marek K. Barański, Dynastia Piastów w Polsce, Warschau 2006, S. 143. Gallus Anonymus erwähnt des Weiteren, dass die Prußen *sine rege, sine lege* leben, Gallus (wie Anm. 40) II,42, S. 112.

[42] Livländische Reimchronik, hrsg. von Leo Mayer, Paderborn 1976 (Nachdruck: Hildesheim 1963), S. 87 resp. S. 92.

[43] Während die Ordensbrüder plündernd durch das Samland zogen.

reine Interpretation, die sich durch die anderen, vorordenszeitlichen Erwähnungen nicht weiter stützen lässt. Allerhöchstens kann man den bei Peter von Dusburg erwähnten Heinrich Monte, der an der Spitze des Stammes der Natanger verzweifelt gegen den Orden kämpfte, als einen solchen Kriegsstammesführer sehen.[44] Aber dieser könnte ebenso einer der großen Mächtigen gewesen sein, um den sich der Widerstand der Natanger scharte, während die anderen Natanger zum Orden übergingen.[45]

Aus den bisherigen Erwähnungen ergibt sich: Es gab keinen König, der einen ganzen Stamm beherrscht hat. Das wird uns durch verschiedene ordenszeitliche Quellen bestätigt: Nachdem die Lübecker mit den Ordensrittern aus dem livländischen Ordensteil 1242 in einem ersten Eroberungsversuch in das Samland eingedrungen waren und von dort Gefangene nach Lübeck zurückbrachten, wurden sie getauft und den ‚Großen und Mächtigen' (*maioribus et potioribus*) wurde zugestanden, dass sie und ihre Erben ihre Rechte und Besitzungen behalten dürften.[46] Als der Orden gemeinsam mit Ottokar II. 1255 nochmals in das Samland eindrang, waren es die samländischen Adeligen (*nobiles*), die den böhmischen König nach starken Verlusten um Schonung baten und Geiseln stellten (...*tantaque facta fuit ibi strages in populo Sambitarum, ut nobiles obferent regi obsides supplicantes, ut eos ad graciam suscipere dignaretur et totum populum non deleret*[47]). Bei der Eroberung des Samlandes war Ottokar schrittweise vorgegangen (erst das *territorum dictum Medenow*, dann *ad territorium Rudowie*). In Rudau zerstörte er die (Zentral-)Burg und zog weiter in das nächste Territorium. So unterteilte sich das Samland (mit ca. 2000 km^2) in ca. 20-30 größere Bezirke, die im Prußischen eigene Namen haben.[48] Die Raumteilung bei den Prußen lässt wichtige Rückschlüsse auf die prußische Sozialverfassung zu, so dass diese hier kurz ausgeführt werden muss.

In den Quellen ist die Rede von *terra, polka, moter, campus – feld/veld – lauks* (altpr. für Feld), *villa – dorf – caymis* (altpr. für Dorf) und *familiae*. In der Vergangenheit sind polnische wie auch deutsche Forscher zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen in Bezug auf die räumliche Strukturierung des vorordenszeitlichen Landes gekommen. Die polnische Forschung wird bei Marek F. Jagodziński zusammengefasst[49]: Henryk Łowmiański ging von einer Einteilung in Stammesgebiete, *terrae*, Wloste (für Erläuterung: siehe weiter unten) und Burgenbezirke aus. Jan Powierski

[44] Peter von Dusburg, Chronik... (wie Anm. 26), III, 89, S. 210.

[45] Peter von Dusburg, Chronik... (wie Anm. 26), III, 89-91, S. 210-214.

[46] Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch nebst Regesten, hrsg. von Friedrich Georg von Bunge, Reval 1853 (Neudruck: Aalen 1967), Abt.1, Bd.1, Nr. CXCIV, S. 253. – Sie durften dann, nachdem sie dem Ordensmeister von Livland Geiseln überlassen hatten, ins Samland zurückkehren.

[47] Peter von Dusburg, Chronik... (wie Anm. 26), III, 71, S. 192.

[48] Vgl. Hans Mortensen, Gertrud Mortensen, Reinhard Wenskus, Helmut Jäger, Hrsg., Historisch-geographischer Atlas des Preußenlandes, Wiesbaden 1968 ff., Lieferung 3: Wehrburgen.

[49] Marek F. Jagodziński, Archeologiczne ślady osadnictwa między wisła a paslęką we wczesnym średniowieczu. Komentarz do katalogu stanowisk (Archäologische Besiedlungsspuren zwischen Weichsel und Pasarge im frühen Mittelalter), in: Przemysław Urbańczyk, Hrsg., Adalbertus. Wyniki programu badań interdyscyplinarnych, Warschau 1998 (Seria Adalbertus, 1), S. 159-197, hier: S. 183.

sah die grundlegende Aufteilung in Stammesgebiete, *terrae*, die in Burgenbezirke aufgeteilt sind, und als kleinste Einteilung Wloste, welche aus einigen Lauks bzw. Felder bestehen. Gerard Labuda änderte diese Einteilung ab, indem er als kleinste territoriale Einheit die *pulka* zugrunde legte, die mehrere Dörfer und Felder umfasste. Eine Anzahl dieser *pulkas* ergab dann ein *territorium* bzw. eine *terrula*. Der ganze Stamm lebte schließlich in einer *terra*. Die deutsche Forschung wurde grundsätzlich von Reinhard Wenskus zusammengefasst[50]: Besonders Hans Mortensen hatte sich über Jahre mit diesem Problem beschäftigt und kam letztlich in seinen späteren Publikationen von seiner ersten Meinung ab, dass nämlich *pulka* gleichbedeutend mit einer Siedlungsinsel sei.[51] Offenbar war er beeindruckt von der Publikation Łowmiańskis (1935) und dem Quellenbeleg *cum pulka sive tota terra Sambie*[52]. Daher änderte er seine Meinung und kam zum Schluss, dass der Begriff nur allgemein „Land" bezeichnete und ursprünglich im Gegensatz zu „Waldgebiet" stand.[53] Er übernahm dann den Begriff ‚Wlost', obgleich dieser Terminus verfassungsgeschichtlich, wie Wenskus anmerkt, problematisch ist. Denn es handelt sich bei den ‚Wlosten' um tatsächliche Burgbezirke, die von einer übergeordneten Landesherrschaft eingerichtet wurden.[54] Obgleich der Historiker Labuda in seiner Aufteilung (die somit die modernste polnische Auffassung widerspiegelt) den Begriff ‚Wlost' vermeidet, wird dieser vom Archäologen Jagodziński wieder aufgenommen, um die kleineren politischen Siedlungseinheiten zu beschreiben.[55]

Aufgrund eigener Forschung, die hier nicht gänzlich ausgeführt werden kann[56], kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, dass es sich bei der *pulka* um einen politischen Abgrenzungsbegriff handelt, der von der räumlichen Größe stark variieren konnte, während wir in dem *moter* die prußische Entsprechung zum *territorium* sehen müssen. Es konnte aufgrund kartografischer Vergleiche des Urkundenmaterials festgestellt werden, dass diese *moter*-Bezirke wesentlich kleiner als die späteren Kammerämter (welche untere Verwaltungseinheiten der Prußen zur Zeit des Ordens darstellten) waren (ca. 2-3 moter-Verbände in einem Kammeramt). Es wurde also ein Siedlungsgefilde von ca. 5-10 Dörfern zusammengefasst. Die Administration des Deutschen Ordens schloss nicht an diese *moter*-Bezirke an, sondern formte größere Kammerämter.

---

[50] Reinhard Wenskus, Kleinverbände und Kleinräume bei den Prussen des Samlandes, in: Patze, Hrsg., Ausgewählte Aufsätze... (wie Anm. 12), S. 245-298, hier: S. 271.

[51] Hans Mortensen, Siedlungsgeographie des Samlandes, Stuttgart 1923 (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, 22,4), S. 327 ff.

[52] PUB (wie Anm. 28), 1/2, Nr. 180 (1263).

[53] Hans und Gertrud Mortensen, Die Besiedlung des nordöstlichen Ostpreußens bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts, Teil I: Die preußisch-deutsche Siedlung am Westrand der großen Wildnis um 1400, Leipzig 1937 (Deutschland und der Osten. Quellen und Forschung zur Geschichte ihrer Beziehungen 7), S. 53 ff.

[54] Vgl. Wenskus, Kleinverbände... (wie Anm. 50), S. 271.

[55] Jagodziński, Archeologiczne ślady... (wie Anm. 49), S. 184. – Er versucht, die kleineren Burgbezirke des Samlands (zwischen 80-200 km^2) mit den von ihm untersuchten Burgbezirken in Pomesanien (zwischen 220-700 km^2) zu vergleichen.

[56] Vercamer, Siedlungs-, Sozial- und Verwaltungsgeschichte (wie Anm. 15), S. 101-117.

Es sei noch hinzugefügt, dass es archäologische Nachweise dafür gibt, dass die größeren Regionen/*pulka* offenbar durch Zäune und Baumbarrikaden abgesteckt und fortifikatorisch verstärkt waren. Dieser Befund stammt aus dem Pomesanischen.[57] Auch in der Chronistik (Peter von Dusburg) werden Längswälle als Defensivwerk erwähnt, die aus Strauchwerk und mächtigen Baumstämmen bestanden und Regionen voneinander abgrenzten.[58] Die *moter*-Verbände scheinen dagegen Grenzsteine besessen zu haben – so sei ein Grenzstein Mutercaupe genannt, den Mortensen in einer Urkunde feststellte.[59]

Die (kleineren) Grundeinheiten wurden alternierend als *lauks*/Feld oder *kaymis*/Dorf bezeichnet. Diese (scheinbaren) Synonyme für eine Raumfläche in der Urkundensprache wirken zunächst verwirrend, erklären sich aber aufgrund der geografischen Verteilung.[60] Besonders der Nordwesten des Samlandes, von dem bereits Mortensen von einer vorordenszeitlichen, starken Siedlungswesen ausgeht[61], kennzeichnet sich um 1400 noch durch viele Dörfer, die ausschließlich von prußischen Bauern bewohnt werden, während in den anderen Dörfern neben den unfreien Bauern auch prußische Freie angetroffen werden können. Für keines dieser ursprünglichen Dörfer von prußischen Bauern lässt sich aber die Bezeichnung *lauks*/*campus* finden. Der Orden hat diese Dörfer von Anfang an als Dörfer wahrgenommen und sie bewusst den *lauks*/*campus* gegenübergestellt, die einer lockeren Besiedlungsweise durch abhängige *familiae* oder *laukinis* entspricht.

Diese raumhistorischen Beobachtungen lassen den Schluss zu, dass es neben den Adeligen auch ein freies Bauerntum gab, welches bereits in Dorfverbänden organisiert war.[62] Diese Beobachtungen werden durch die Grabbeigaben bestätigt: Einerseits gab es Bestattungen mit Pferden und Waffenbeigaben, andererseits finden sich Gräber, in denen rein bäuerliches Werkzeug beigegeben wurde.[63]

Für die vorordenszeitlichen Eliten sind nun zwei Beobachtungen wichtig: Erstens wird uns bei der Eroberung des Samlandes (1255) von Peter von Dusburg berichtet, dass der König von Böhmen mit einem adeligen Samländer (Gedune) kooperierte.[64] Dieser inspizierte das Heer Ottokars II. (1232-1278) und gab ihm zu verstehen, dass seine Größe ausreiche, um das Samland zu erobern. Ottokar gab Gedune daraufhin Fahnen (*vexilla*), die dieser an seinen Gütern (*praedae*) anbringen

[57] Jagodziński, Archeologiczne ślady... (wie Anm 49), S. 185.

[58] Für Nachweise vgl. Hans Crome, Längswälle in Ostpreußen, in: Mannus, 29, 1/2, 1937, S. 69-90, hier: S. 70 ff.

[59] Mortensen, Die Besiedlung... (wie Anm. 53), S. 49.

[60] Auch hier ist wieder keine längere Ausführung möglich – verwiesen sei nochmals auf die Analyse in meiner Dissertation (vgl. Anm. 15).

[61] Mortensen, Siedlungsgeographie... (wie Anm. 51), S. 335.

[62] Hinzukommend sei erwähnt, dass nirgendwo sonst soviele ‚wohlhabende', prußische Bauern um 1400 auftauchen, wie im Nordwesten des Samlandes. – Vgl. hierzu die Hakenanzahl pro Bauer in den Güterverzeichnissen des Ordens um 1400 (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz [im Folgenden zitiert: GStA PK], XX. Hauptabt., Ordensfoliant 109).

[63] Kulakov, The Old Prussians… (wie Anm. 16), S. 207.

[64] Peter von Dusburg, Chronik... (wie Anm. 26), III, 71, S. 192.

sollte, damit das böhmische Heer sein Land nicht verwüste. Peter spricht von Gütern und nicht von Burgen, so dass davon ausgegangen werden muss (wie bereits oben in Bezug auf die ‚Kunige' erwähnt), dass der Adelige nicht auf seiner Burg lebte, sondern eher auf seinen Gütern. Auf diesen Gütern (*lauks*) siedelte er *laukinis* (freie, bewaffnete Gefolgschaft)[65] oder unfreie Bauern (*familiae* in der Quellensprache) an. Die unfreien Bauern – das ist die zweite Beobachtung – zeigen sich in den ersten Urkunden der Komtur von Königsberg kurz nach Ausbruch des zweiten prußischen Aufstandes (1260-1272). Es werden dort treuen samländischen Adeligen Güter verschrieben; diese Güter werden aber in *familiae* und nicht in *mansi* (Hufen) oder *unci* (Haken) bemessen, was nur für die Frühzeit (13. Jahrhundert) in den Urkunden überliefert ist.[66] Wir erblicken in diesen Familien sicherlich die ursprünglichen bäuerlichen Hintersassen der Adeligen.

Nehmen wir all diese Belege zusammen, so kommen wir zunächst zu dem Zwischenergebnis, dass es bei den Prußen einen lokal begrenzten Adel gegeben haben muss – Peter von Dusburg zögerte nicht, die Begriffe *nobiles* und *nobilitas* zu verwenden – , der über bewaffnete Hintersassen und über unfreie Bauern verfügte. Diese lebten in lockeren Verbänden über das Siedlungsgefilde verstreut. Archäologisch können diese lockeren Verbände (weilerartige Einzelgehöfte) nachgewiesen werden.[67] Die vielen von Wulfstan bereits bemerkten Burgwälle können ebenfalls archäologisch nachgewiesen werden, wobei diese sich besonders im Samland und in dem Küstengebiet vom Nogat-Weichsel-Delta konzentrieren.[68]

Kaum etwas erfahren wir (außer bei den fehlerhaften Ausführungen von Peter von Dusburg)[69] über eine Priesteroberschicht.[70] Im Christburger Frieden (1249) erfährt man, dass die Prußen ihren *Tulissones* oder *Ligaschones* (*quasi gentilium sacerdotes*) abschwören sollten.[71] Aus diesem Bild ergibt sich kein hoher Stand der Priester unter den Prußen. Sollte es sich so verhalten wie Łowmiański und Gaerte annehmen[72] – dass die Priester der aristokratischen Schicht entstammten, dann definierten sie sich vielleicht nicht über ihr Priestertum, sondern über ihren Adel.

---

[65] Wenskus, Über einige Probleme... (wie Anm. 26), S. 418.

[66] So z.B. PUB (wie Anm. 28), 1/2, Nr. 137 von 1261, S. 113-114.

[67] Jagodziński, Archeologiczne ślady... (wie Anm. 49), S. 177.

[68] Kulakov, The Old Prussians… (wie Anm. 16), S. 20.

[69] Dusburg beschreibt ein religiöses Zentrum der Prußen in Romowe, wo der Oberste Priester (*papa*) Criwe (Peter von Dusburg, Chronik... [wie Anm. 26], III, 5, S. 102-104) eine hohe Position einnahm.

[70] Kulakov, The Old Prussians… (wie Anm. 16), S. 206-207, nennt als Grund für den Abzug der *druzyna* (die von ihm vermutete alte Oberschicht) aus Preußen in litauische oder russische Gebiete eventuelle Konflikte zwischen der Priesterschicht. Diese Annahme lässt sich aber kaum stützten und muss Hypothese bleiben.

[71] PUB (wie Anm. 28), 1,1, Nr. 218, S. 158-165. – Sie werden näher beschrieben: Sie werden gerufen, wenn jemand gestorben ist und nehmen die Sünden von dem Toten (*dicentes malum bonum et laudantes mortuos de suis furtis ... et peccatis, qui dum viverent, perpetrarunt*).

[72] Łowmiański, Die heidnischen Preussen... (wie Anm. 16), S. 50 – Er führt sogar ein Beispiel aus der Halic-Wolhynischen Chronik an, wo ein Jadwinger Priester Skomand, gleichzeitig Führer von Drushinen/prußischen Freibeutern war; Wilhelm Gaerte, Sakrale Herrschaftsformen bei den heidnischen Preußen, Litauern und Letten, in: La Regalità sacra. Contributi al tema dell' VIII Congresso Internat.

Versucht man die Vorrechte dieser adeligen Schicht herauszuarbeiten, so gelangt man schnell zu dem Schluss, dass uns hier schlicht die Quellen fehlen. Wir können uns mit der Definition von Werner Hechberger behelfen: „Für die Zeitgenossen kennzeichnen der (steigerungsfähige) Begriff *nobilis* oder der Begriff *edel* – wenn sie in einem sozial gemeinten Sinn verwendet werden – einen gesellschaftlichen Vorrang, der insbesondere durch die Herkunft begründet wird. Dieser Vorrang beruhte also zumindest implizit auf dem Glauben an die Vererbung von positiv besetzen Eigenschaften, die bestimmte Verhaltensweisen fordern, durch eine bestimmte Lebensweise demonstriert werden und eine besondere Stellung anderen gegenüber rechtfertigen."[73] Diese vorsichtige Charakterisierung zeigt hinlänglich, dass der Terminus „Adel" letztlich nicht genau abgrenzbar ist. Es handelt sich um eine elitäre Führungsschicht, die aber besonders im Frühmittelalter, welches sich – traditionell durch die Entwicklung der jeweiligen Gebiete bedingt – im östlichen Europa länger hinzog, schwer abgrenzen lässt. In jedem Stammesgebiet östlich der Elbe, sei es slawisch oder baltisch, kannte man eine solche Schicht mächtiger Herren, die sich auf ihre Krieger stützte, um ihre Herrschaftsräume aufrecht zu erhalten.[74] Die Herausbildung größerer Verbände, die schließlich in ein Fürstentum oder Königreich mündeten und denen dann auch ein komplexeres gesellschaftliches Gebilde zugrunde lag, ging mit unterschiedlicher Geschwindigkeit in den östlichen Gebieten Europas vor sich.[75] Die prußische Gesellschaft erreichte dieses Stadium jedenfalls nicht mehr; die Entwicklung wurde durch die äußere Einwirkung unterbrochen.

Mit der Eroberung gründete der Deutsche Orden zentrale Burgen, Städte und Dörfer. Die Tatsache, dass es sich bei dem Orden um eine geistliche Korporation handelte, enthob ihn der Problematik der Herrschaftsbeteiligung durch eingeborene Geschlechter, da genügend Ordensritter zur Verfügung standen, um die höheren Ämter auszufüllen. Die Amtsträger auf höherer Ebene (also die Komture,

---

di Storia delle Religioni (Roma, Aprile 1955), Leiden 1959 (Studies in the History of Religions, 4), S. 447.

[73] Werner Hechberger, Adel, Ministerialität und Rittertum im Mittelalter, München 2004 (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 72), S. 2.

[74] Vgl. Wolfgang Fritze, Agrar- und Verwaltungsreform auf der Insel Rügen, in: Ders., Germania Slavica, Berlin 1981 (Berliner historische Studien, 4), S. 156 (hier auch weiterführende Literatur): *Knesitzen* auf Rügen, *Wihasen* in Mecklenburg, *militelli* in Polen, *druhones* im Alttschechischen. Fritze sieht die Knesitzen von Rügen als die bei Saxo Grammaticus erwähnten 300 berittenen *satellites* an, die das Heiligtum von Arkona (Rügen) verteidigt haben. Er nimmt solche Besatzungen auch für andere slawische Burgen an. Er sieht sie als Angehörige der fürstlichen *familia* an (Ebd., S. 157). Dass zu diesem Thema allerdings ein größerer Überblick hilfreich und überfällig ist, beweist der Beitrag von János M. Bak, Probleme einer vergleichenden Betrachtung mittelalterlicher Eliten in Ostmitteleuropa, in: Michael Borgolte, Hrsg., Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik, Berlin 2001 (Europa im Mittelalter, 1), S. 49-64, der weder eine osteuropäische Synthese liefert, noch bibliografische Anmerkungen bringt, welche dies bezüglich weiterhelfen könnten.

[75] Christian Lübke, Das östliche Europa, Berlin 2004 (Die Deutschen und das europäische Mittelalter), S. 135 ff.

Pfleger und Vögte) waren nur in sehr wenigen Fällen, wie bereits erwähnt, prußischer Herkunft. Den Vertretern der vorordenszeitlichen prußischen Eliten war es also kaum möglich, innerhalb der Herrschaftsstruktur Karriere zu machen und aufzusteigen, wie es für Ministerialgeschlechter im Reich im 11./12. Jahrhundert typisch war.[76] Diese Vorgehensweise des Ordens schlägt sich auch in den schriftlichen Quellen nieder. Obgleich Peter von Dusburg den Begriff *nobilitas* auch für die Prußen verwendete[77], kam er in dem Verwaltungsschriftgut des Ordens nicht vor. Prinzipiell kann man feststellen, dass der Terminus *Adel* in den Aufzeichnungen der Ständetage in Preußen wirklich erst Anfang des 16. Jahrhunderts auftauchte[78] – mit dem ersten Fürsthochmeister Friedrich von Sachsen (1498-1510), der auch ansonsten Hofgewohnheiten in Preußen einführte.[79] Dennoch besteht kein Zweifel, dass sich ein Teil der prußischen Führungsschichten mit der neuen Situation arrangieren konnte.[80] In den Ordensquellen treten diese als *fideles*, *erbare* oder *freie*[81] auf und unterschieden sich somit von den unfreien prußischen Bauern. Man könnte vermuten, dass sich der Orden einfach eine prußische Kriegerschicht ‚hielt', die (gegen persönliche Freiheit und Freiheit von Abgaben) Kriegsdienste für den Orden verrichten musste. Letztlich war es teils auch so; aber schon früh sind unter dieser scheinbar homogenen Gruppe der Freien große Unterschiede feststellbar, die zu einer Unterscheidung in ‚Große Freie' und ‚Kleine Freie' in dem Verwaltungsschriftgut des Ordens führte. In den Urkunden kann man nach Größe des Gutes, nach Rechtsform, nach Wergeld, nach Dienstform und nach Gerichtsrechten unterscheiden. Hätte der Orden eine homogene Schicht von dienstbaren Kriegern vollauf neu ‚erschaffen', dann wäre er dabei nicht anders vorgegangen als bei der Gründung von kulmischen Dörfern (jeder Bauer bekam standardmäßig zwei Hufen Land und Kulmisches Recht). In der Tat finden sich Beispiele solcher ‚Dienstsiedlungen' (im militärischen Sinne)[82] –

---

[76] Jan Ulrich Keupp, Dienst und Verdienst. Die Ministerialen Friedrich Barbarossas und Heinrich VI., Stuttgart 2002 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 48), S. 17-29, besonders S. 24.

[77] Peter von Dusburg, Chronik... (wie Anm. 26), III, 100, S. 198.

[78] Acten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, 5 Bd., hrsg. von Max Töppen, Leipzig 1878-86 (Neudruck: Aalen 1973-74) (im Folgenden zitiert: AST), Bd. 5, Nr. 156, S. 456.

[79] Kurt Forstreuter, Vom Ordensstaat zum Fürstentum. Geistige und politische Wandlungen im Deutschordensstaate Preußen unter den Hochmeistern Friedrich und Albrecht (1498-1525), Kitzingen/Main 1951, S. 12 ff.

[80] Hierfür sprechen zwei Passagen in der Chronik von Dusburg: Die Schlacht an der Durbe, bei der besonders die Tapferkeit von einzelnen Samländern hervorgehoben wird (Peter von Dusburg, Chronik... [wie Anm. 26], III, 84, S. 202-206) und zum anderen die schon zitierte Erwähnung von dem Samländer Gedune (vgl. Anm. 64).

[81] Sehr selten kann man im Urkundenmaterial den Terminus *feodalis* feststellen, der für die bischöflichen Gebiete in Preußen allerdings oft benutzt wurde (so z.B. in einer Urkunde Johannes', des Bischofs von Samland [1310-1344]: *feodalis Gaubin de Swanigeyten,* PUB [wie Anm. 28], 3, Nr. 303, S. 216).

[82] So z.B. sechs Kleine Freien (Urkunden alle 1396 ausgestellt mit exakt den gleichen Rechten und Verpflichtungen) in dem Dorf Dirsimikaymen im Kammeramt Kaymen – das Dorf wurde neu gegründet (GStA PK [wie Anm. 62], XX. HA, OF 107, f. 21r-23v. Auch bei der Burg Nordenburg

ihre Nachweise sind aber nicht repräsentativ für den Stand der Freien. Die Vielfalt der Rechte und Gütergrößen in den Handfesten weisen auf autochthone Verhältnisse, die der Orden übernahm. Des Weiteren konnten Prußische Freie auch noch zu Ordenszeiten als Gründer von Dörfern auftreten und hatten das Recht über ihre Hintersassen Gericht zu sitzen.[83] Für den Orden blieben diese neu gegründeten Dörfer uninteressant (sie tauchen im Verwaltungsschriftgut des Ordens nicht auf), sofern der jeweilige Freie sich an seine in den Handfesten festgelegten Konditionen hielt.[84] Es zeichnet sich hier eine Sphäre ab, die bislang wenig Beachtung fand: Die Großen Freien als Siedlungsgründer und kleine Territorialherren. Es finden sich sogar Beispiele, in denen die Prußen eigene Urkunden für Hintersassen (als wären es Vasallen) ausgaben.[85] Der Aufbau dieser Privaturkunden orientiert sich an dem Stil der Handfesten des Ordens. Diese Urkunden haben sich sehr selten erhalten, da sie nicht (wie im Falle des Ordens) gesammelt und archiviert worden sind.

Im Ganzen gesehen setzt sich eine kleine Schicht von deutlich besser begüterten und privilegierten prußischen Freien gegenüber der breiten Schicht der Kleinen Freien ab. In dieser Schicht können wir den ehemaligen prußischen Adel (sofern er sich nicht direkt gegen den Orden gerichtet hatte) und somit eine Kontinuität aus der vorordenszeitlichen Periode sehen. Der Orden ließ zwar kaum Einheimische als Ordensritter zu, aber umgekehrt saßen die Ordensritter und –priester sehr abgesondert in Gemeinschaften (Konventen) auf den Burgen und kümmerten sich nicht um die prußischen Dörfer und Güter (sofern die Dienste getan wurden). Die eingesetzten prußischen Kämmerer (untere Amtsträger des Ordens) waren nicht für die prußischen Freien zuständig, sondern für die unfreien, prußischen Bauern des Ordens. Die späte Urkundenvergabe an viele prußische Kleine Freie (oftmals 150 Jahre nach der Eroberung) spottet der viel gerühmten Genauigkeit des Ordens, zeigt aber auch die Gleichgültigkeit oder Selbstverständlichkeit des Ordens gegenüber dieser Schicht. Offenbar reichten hier mündliche Vereinbarungen aus,

---

wurde zwischen 1370 und 1374 10 Dienste an Kleine Freie zu je drei Hufen vergeben (GStA PK [wie Anm. 62], XX. HA., OF 105, f. 105r-105v). Es handelt sich hier sicher um militärische Schutzsiedlungen.

[83] So das Beispiel von Jude und Sambor, die *in campo Kepsow* 47 Hufen und fünf Gärten verliehen bekommen haben (PUB [wie Anm. 28], 3/1, Nr. 188, S. 136-137). Auf diesen Gütern entstand das Dorf Juditten im Kammeramt Wargen. Über ihre Hintersassen übten sie die ‚Großen Gerichte' aus, die auch körperliche Verbrechen miteinbezogen (*sicut sunt manuum reseccio et capitis amputato*).

[84] Eine Ausnahme bietet der Besitz von zwei Dörfern durch das prußische Geschlecht der Windekaymer (die Dörfer Popehnen und Schiewenau sind in einem Güterverzeichnis Anfang des 15. Jahrhunderts eindeutig diesem Geschlecht zugeordnet; hier sind auch die bäuerlichen Hintersassen namentlich aufgeführt). – Vgl. GStA PK (wie Anm. 62), XX. HA, Ordensfoliant 110, f. 17r.

[85] GStA PK (wie Anm. 62), XX. HA, Pergamenturkundenbestand XXXV Nr. 111. – Es handelt sich um eine Urkunde von Kunike von Laukischen für Tydeke über 22 Hufen im Kammeramt Kremitten.

während die Großen Freien (ehemaligen Adeligen) schon früher über eigene Handfesten verfügten.[86]

Es zeigt sich also, dass in der (oben erwähnten) dritten Sphäre (ländlicher Bereich) eine große Autonomie der prußischen Großen Freien herrschte. Wir können festhalten, dass die vorordenszeitlichen Eliten in bestimmten ländlichen Bereichen ihren Einfluss behielten, solange sie den Orden als obersten Landesherren anerkannten.

Der Eindruck dieser relativ lockeren ‚Kolonialpolitik' erhärtet sich, wenn man auf die Kulturphänomene zu sprechen kommt. Wir sind hiermit wieder bei dem anfangs genannten Kulturtransfer angelangt. Für das spätmittelalterliche Preußen ist es nicht leicht, die Ethnien zu trennen und einen Kulturtransfer festzustellen. Es verwundert daher wenig, dass eine *Kulturgeschichte Ostpreußens in der Frühen Neuzeit*[87] erst in dieser Epoche (ab 1500) beginnt. Der Beitrag von Hans-Jürgen Bömelburg über das preußische Landesbewusstsein[88] zeigt *ex negativo*, dass ein wirkliches Landesbewusstsein – das mit einem gemeinsamen Kulturverständnis verbunden ist – erst im 16. Jahrhundert im Prozess war. So sprach der Chronist Simon Grunau 1525 in seiner *Preußischen Chronik* bei der Beschreibung von Natangen noch davon, dass es *mit Preussen der geburt und der sproch und mit Preussen noch der geburt, aber noch der sproche Deutzsch* durchmischt sei.[89] Zwar schon früher (in der Chronik von Johan von Posilge um 1400) wird von *lute* [Leute] *von Prusen* gesprochen[90], aber hier ist doch eher an eine Abgrenzung gegenüber den benachbarten Polen und Litauern zu denken als an ein wirkliches Landesbewusstsein.

Schon Jakob Burckhardt wies aber darauf hin, dass Kulturgeschichte nur auf Quellen beruhen kann, die keine eigene Intention für die Nachwelt verfolgen (also eher weniger Chroniken) und somit ‚unfreiwillig' Informationen über die dann gegenwärtige Kultur weitergeben.[91]

So stützen wir uns im Folgenden auf konstitutionelle Texte und Landesordnungen, welche die Prußen gesondert behandeln: Der erste Text dieser Art ist der

---

[86] So z.B. Reitauwe (der Sohn des bei Dusburg auch erwähnten Nalube). Er bekam 1289 vom Landmeister Meinhard von Querfurt 40 Äcker (*agros*) verschrieben und musste dafür den schwereren Plattendienst leisten. – Vgl. PUB (wie Anm. 28), 1/2, Nr. 542, S. 341-342.

[87] Klaus Garber, Hrsg., Kulturgeschichte Ostpreußens der Frühen Neuzeit, Tübingen 2001 (Frühe Neuzeit, Bd. 56).

[88] Hans-Jurgen Bömelburg, Das preußische Landesbewußtsein im 16. und 17. Jahrhundert, in: Garber, Hrsg., Kulturgeschichte... (wie Anm. 87), S. 639-657.

[89] Simon Grunau's preussische Chronik, hrsg. von Max Perlbach u.a., 3 Bd., Leipzig 1876-1896 (Die preussischen Geschichtsschreiber des XVI. und XVII. Jahrhunderts, 1-3), Bd. 1, S. 72.

[90] Scriptores rerum Prussicarum (im Folgenden zitiert: SRP). Die Geschichtsquellen der preußischen Vorzeit bis zum Untergange der Ordensherrschaft, Bd. 1-5, hrsg. von Theodor Hirsch, Max Töppen, Ernst Strehlke, Leipzig 1861-74 (Neudruck: Frankfurt/M. 1965); Bd. 6, hrsg. von Walther Hubatsch und Udo Arnold Frankfurt/M. 1968, hier: Bd. 3, S. 204.

[91] Jacob Burckhardt, The Greeks and Greek Civilisation, hrsg. von Oswyn Murray, New York 1998, S. 5.

bereits erwähnte Christburger Frieden von 1249.[92] Hier wird von den prußischen Stämmen, mit denen verhandelt wurde (Ermländer, Natanger und Pomesanier), verlangt (im Austausch für ihre persönliche Freiheit), dass sie ihrer Vielgötterei[93] abschwören und auch ihre Begräbnissitten und Heiratssitten (Polygamie und Ehefrauenkauf)[94] aufgeben müssten. Die Durchsetzung dieser christlichen Gebote können wir an einer bei Dusburg überlieferten Anekdote[95] verfolgen: Der Samländer Bonse, Kämmerer des Gebietes von Pobethen (vom Landmeister eingesetzt), wollte zwei Frauen nach alter Landessitte ehelichen. Die Ordensritter entzogen ihm eine der beiden Frauen, worauf Bonse die Pogesanier (ein Teilstamm der Prußen) zum Aufstand aufwiegelte. Nachdem der Aufstand von den Ordensrittern niedergeschlagen war, wurde Bonse zum Tode verurteilt. Die Kontrolle der Heiratssitten war über das Sakrament der Trauung einfach für den Orden zu handhaben. In anderen Bereichen, wie Kirchgang, Begräbnissitten oder heidnischen Gebräuchen, ging der Orden recht locker vor. Durch die Landesordnungen aus dem 15. Jahrhundert wird bestätigt, dass der rechte Glauben bei den Prußen fehlte.[96] Noch in dem Testament des ersten Herzogs von Preußen, Albrecht (1490-1568), von 1567[97] wird der religiöse Zustand der Prußen unter seiner Herrschaft moniert: *Sodan dis land Preussen an ezlicher orthen von undeutschen preussen besetzt und bewonet und aber bei unsern zeithen schir keine seelsorger zu bekhomen gewesen, di in undeuzscher preussischer sprachen dinen konnen, sondern ir amt durch tolken* [Dolmetscher] *ausrichten mussen, welchs fast schwer sorglich geferlich und schedlich, der mangel aber herfleust unsers ermessens aus deme, das di preussen ire kinder bis dahere zur schulen nicht halden konnen wegen ihres leiblichen eigenthums*. Es war selbst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch völlig unüblich Prußen als Pfarrer auszubilden.

Versucht man anhand der Verteilung der Kirchen in prußischen Einzugsgebieten zu eruieren, wie es um die geistliche Versorgung der Prußen stand, so kommt

---

[92] PUB (wie Anm. 28), 1,1, Nr. 218, S. 158-165.

[93] *Ydolo, quod semel in anno, collectis frugibus, consueverunt confingere et pro deo colere, cui nomen Curche imposuerunt, vel aliis diis, qui non fecerunt celum et terram,quibuscunque nominibus appellentur, de cetero non libabunt*. PUB (wie Anm. 28), 1,1, Nr. 218, S. 161.

[94] [...] *ipsi vel heredes eorum in mortuis comburendis vel subterrandis cum equis sive hominbus vel cum armis seu vestibus vel quibuscunque aliis preciosis, vel eciam in aliis quibuscunque ritus gentilium de cetero non servabunt, sed mortuos suos iuxta morem christianorum in cymiteriis sepelient et non extra* [...]; *Item promiserunt, quod duas uxores similiter vel plures de cetero non habebunt; sed una sola contenti* [...]. *Promiserunt eciam, quod nullus eorum de cetero filiam suam vendet alicui matrimonio copulandam, et quod nullus uxorem filio suo emet vel sibi* [...]. Ebd.

[95] Peter von Dusburg, Chronik… (wie Anm. 26), III, 190, S. 308.

[96] In einer Landesordnung von 1482 (die Beispiele ließen sich vermehren) heißt es schon in der Einleitung:

1. Got zcuu lobe unnd merung des gelowbenns wellenn wir setczen und gebiettenn, das offfinbar zcewberer unnd zcewberynne nicht sullen gehaldenn werdenn noch geheget von erbarenn lewthenn, burgernn adder gebawern.

Im zweiten Artikel heißt es folgerichtig weiter: *2. Item wer Prewssch gesinde adder undersosszenn hot, der zal sie haldenn zcuu dem glowbenn unnd kirchgange noch vormogenn unnd mit allem vleis.* AST (wie Anm. 78), 5, Nr. 125.

[97] Die Testamente Herzog Albrechts von Preußen aus den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts, hrsg. von Almut Bues und Igor Kąkolewski, Wiesbaden 1999 (Quellen und Studien. Deutsches Historisches Institut Warschau, Bd. 9), S. 198.

man zu folgenden Ergebnissen: Das Samland (hier befand sich die dichteste prußische Besiedlung) kennzeichnet sich durch bedeutende Pfarrbezirksgröße (im Kammeramt Germau 35 Siedlungen; im Kammeramt Rudau 20; im Kammeramt Kaymen 27 Siedlungen).[98] In Bezug auf die Verteilung der Dorfkirchen kommt Heide Wunder in ihrer Arbeit über die Komturei Christburg (im Ordensland) zum Schluss, dass von den insgesamt 35 deutschen Dörfern 31 mit einer Kirche ausgestattet waren[99], wohingegen sich nur zwei Kirchen in prußischen Dörfern nachweisen ließen[100]. In dem von Peter Germershausen untersuchten Raum[101] in der Komturei Elbing wurden Pfarrkirchen (mit Ausnahme von einem prußischen Ort [Locken]) nur in den deutschen Hufenzinsdörfern und Städten angelegt, obwohl genauso viel prußische Dörfer, wie deutsche existierten (64 prußische und 63 deutsch-kulmischrechtliche). Die geistliche Betreuung der Prußen war also nicht weit gediehen und wir können davon ausgehen, dass der christliche Glauben nur oberflächlich angenommen war.

Der sogenannte Kartäusermönch (1427) geht sogar soweit, zu schreiben, dass die Ritter den heidnischen Kult tolerierten und das moralisch-religiöse Leben der Prußen vernachlässigten (*Weynigk achtet men der Preussen, was gelouben sy an sich haben, ader wy sy cristen seyn. Gemeynlich halden sy noch dy heydensche weyse, mit heilgen und wandeln und keren sich nicht an der prister prediget. Ouch wellen dy gebittiger weynygk ycht dar bey thun, besunder etczlihce sullen wol sprechen zcu der pristerschafft: lasset preussen, Preussen bleyben, adder sprechenn: her moge dy seynen nicht hoger zcwyngen wen der ander*[102]).

Obgleich diese Ermahnung an den Hochmeister Paul von Rusdorf etwas polemisierend wirkt, gibt es auch noch weitere Beispiele für die Nachlässigkeit gegenüber den ‚Neugetauften' – den Neophyten, wie sie in den Quellen genannt werden. Im Jahr 1452 klagte der Ordenspriester Paul Zyndel in Ragnit über den Mangel an Priester-, Lehr- und Sprachfähigkeiten des dortigen Pfarrers und über die Gleichgültigkeit des Komturs darüber.[103]

Nach wie vor – das wurde anhand von Grabbeigaben aus dem 14. Jahrhundert auch über die Archäologie bestätigt – gingen die Prußen ihren Riten nach.[104] Es

---

[98] Marian Biskup, Bemerkung zum Siedlungsproblem und den Pfarrbezirken und Ordenspreußen im 14.-15. Jahrhundert, in: Zenon Hubert Nowak, Hrsg., Die Rollen der Ritterorden in der Christianisierung und Kolonisierung des Ostseegebietes, Thorn 1983 (Ordines militares, 1), S. 45.

[99] Heide Wunder, Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte der Komturei Christburg (13.-16. Jahrhundert), Wiesbaden 1968, S. 53.

[100] Ebd., S. 57 ff.

[101] Peter Germershausen, Siedlungsentwicklung der preußischen Ämter Holland, Liebstadt, Mohrungen vom 13.-17. Jahrhundert, Marburg 1970 (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas, 87).

[102] Die Ermahnung des Carthäusers, in: SRP 4 (wie Anm. 90), S. 460.

[103] Regesta Historico-Diplomatica Ordinis Sanctae Mariae Teutonicorum, 1198-1525, bearbeitet von Ernst Joachim, hrsg. von Walther Hubatsch, Pars I, Bd. 1-3; Pars II; Registerband, Göttingen 1948-73, Pars I, Nr. 11253.

[104] Paul Schiefferdecker, Der Begräbnisplatz bei Stangenwalde, in: Schriften der königlichen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg, 12, 1871, S. 42-56.

wird aus diesen Beispielen deutlich, wie oberflächlich dem Orden an einem wirklichen Umbruch der Gewohnheiten seiner prußischen Untertanen gelegen war.

Die *iura prutenorum*, ein kodifiziertes Gewohnheitsrecht der Pomesanen (einem prußischen Teilstamm) aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts[105], bestätigten das Bild der eigenständigen Verwaltung unter den Prußen (hier wird die Eigenständigkeit des prußischen Kämmerers bei kleinen und mittleren Verstößen betont).

Zumindest in zwei wichtigen von den anfangs für Kultur kennzeichnenden Teilgebieten (Sprache, Religion) konnten wir feststellen, dass ein Kulturtransfer nur begrenzt stattfand. Das gilt insbesondere für die Namensgebung, da Anfang des 15. Jahrhunderts fast jeder prußische Bauer und die meisten prußischen Freien noch einen prußischen Namen trugen[106] – hier zeigt sich übrigens ein gut sichtbarer, wichtiger Unterschied zwischen prußischen Bauern und Freien, wobei letztere sich schneller assimilierten. In drei weiteren Bereichen (Handwerk, Technik und Kunst) kann mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls eine Kontinuität vermutet werden. Die Prußen benutzten beim Ackerbau größtenteils den Hakenpflug weiter[107], die Hausbautechnik hat sich bis ins 16. Jahrhundert nicht geändert[108]. Kommt man auf Bereiche wie Philosophie oder Wissenschaft bei den Prußen zu sprechen, so bleibt lediglich festzustellen, dass eine bislang schriftlose Kultur auch weiterhin schriftlos blieb.[109] Es lässt sich nur im Raum des ermländischen Bischofs (in Heilsberg) eine Schule für Prußen (Priesterausbildung) nachweisen.[110] Ansonsten wurden Schulen meist in den Städten und im geringen Umfang auf dem Land eher für die deutschsprachige Bevölkerung eingerichtet.[111] Sobald ein Pruße in ein kulmisches (mehrheitlich von Deutschen besiedeltes) Dorf zog, sich dort assimilierte (einen deutschen Namen trug und die deutsche Sprache lernte), ist er für uns nicht mehr als Pruße zu fassen.[112] Solche Beispiele von Assimilationsprozessen

[105] Iura Prutenorum, hrsg. von Józef Matuszewski und Halina Kozłowska, Thorn 1963 (Towarzystwo naukowe Toruniu. Fontes, 53).

[106] Verwiesen sei hier auf eine umfassende Analyse in meiner Dissertation (wie Anm. 15), S. 403 ff.

[107] In den Handfesten werden meist Haken genannt. Eine Umstellung auf Dreifelderwirtschaft wird flächendeckend erst Ende des 14. Jahrhunderts eingeführt worden sein. – Vgl. Ebd., S. 283 ff. (Analyse der sogenannten Großen Maße, die vom Orden in dieser Zeit durchgeführt wurde).

[108] Kulakov, The Old Prussians… (wie Anm. 16), S. 200.

[109] Es gibt für das späte Mittelalter sehr wenige schriftliche Nachweise für die prußische Sprache, die eigentlich nur im Ordenskontext auftauchen. Die Prußen selbst haben also nichts auf prußisch verfasst. – Vgl. Wolfram Euler, Das Altpreußische. Eine Sprache zwischen Mittelalter und Neuzeit, in: Frank Böckelmann u.a., Hrsg., Preußisch, Bodenheim 1995, S. 19 ff.

[110] Ralf Päsler, Deutschsprachige Sachliteratur im Preußenland bis 1500. Untersuchungen zu ihrer Überlieferung, Köln u.a. 2003 (Aus Archiven, Bibliotheken und Museen Mittel- und Osteuropas, 2), S. 50.

[111] Ebd., S. 49.

[112] Vgl. zu diesem Problem Klaus Militzer, Probleme der Migration und Integration sozialer Gruppen im Preußenland, in: Ders., Hrsg., Probleme der Migration und Integration im Preussenland vom Mittelalter bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts, Marburg 2005 (Tagungsberichte der Historischen Kommission für Ost- und Westpreußische Landesforschung, 21), S. 29.

sind zu finden – allerdings eher selten[113], so dass wir davon ausgehen können, dass die Mehrheit der Prußen in den prußischen Dörfern verblieb.

In den Städten, die mehrheitlich deutsch geprägt waren, kann man kaum prußische Bevölkerung feststellen, und wenn, dann handelte es sich meist um eine städtische Unterschicht (Mägde, Knechte usw.).[114] Aber schon im frühen 15. Jahrhundert untersagte der Orden den Prußen in die Städte zu ziehen, wie man den Landesordnungen entnehmen kann: *Item man sal keynen Prusen in jeyner stad ofnemen czu dinste noch im gestate aldo czu dynen; wo man die fynt, do sal man sie ofheben, ouch sal man in keyn burgerrecht geben noch gunnen.*[115] Es wurden von dem Komtur von Balga dafür klare Ursachen genannt: *doruff haben wir* [der Komtur von Balga]*, das keyn Prusse in Deutschen dorffern ader in steten sal dynen ader wonen, went also wernde unsere hoken und dinste vorwustet und vorterbet, wen sy sich mit den Dutschen mengen*[116]. Diese strikte Politik des Ordens hing mit der Bevölkerungsverknappung Anfang des 15. Jahrhunderts zusammen – ein Einbruch der deutschen Siedlertätigkeit um 1400 ist deutlich zu erkennen.[117]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Mehrheit der prußischen Bevölkerung im 13./14./15. Jahrhundert in bemerkenswerter Vehemenz ihre eigene Kultur bewahrte, während Einzelne sich assimilierten, dann aber aus den prußischen Dörfern zogen, um ihr Glück in kulmischen Dörfern oder Städten zu suchen. Sie fungierten somit nicht so sehr als Kulturträger, da sie nicht (beweisbar) zurückkehrten oder der breiten prußischen Bevölkerung kulturelle Anstöße von außen gaben. Die prußischen Eliten haben nach 1283 (Ende der Eroberungszeit Preußens durch den Deutschen Orden) teilweise noch weiter bestanden, indem sie von dem Orden auf ihren Gütern (mit Hintersassen) belassen wurden oder als Siedlungsunternehmer tätig wurden. Da der Orden *per se* aber eine sehr abgeschlossene Gesellschaft bildete, hatten die prußischen Freien kaum Möglichkeiten ‚mitzuwirken' oder ‚sich zu integrieren.' Auch die städtischen Eliten blieben deutsch geprägt und färbten wenig auf die prußische, ländliche Bevölkerung ab. Es entsteht der Eindruck zweier Parallel-Gesellschaften (um einen modernen Termi-

---

[113] Dieter Heckmann, Das Kontenführungsbuch der Elenden Bruderschaft von Königsberg-Löbenicht (1477-1523), Köln u.a. 2000 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 51), S. 25, nennt einige Beispiele für Königsberg. Des Weiteren gibt es in kulmischen Dörfern mehrere Hinweise auf prußische Beteiligung, so z.B. für zwei kulmische Dörfer im 14. Jahrhundert: Bei der Dorfgründung von Dietrichswalde im Waldamt Tapiau 1370 (PUB [wie Anm. 28], 6/2, Nr. 836, S. 481-482): *were es ouch das in nochkomen ziten Prusen in das dorf iquemen dy mit hoben ir erbe pflugen wellen, dy sullen uns thun von dem hoken als von eyme dutzem pfluge.* Auch aus demselben Jahr (1370) für das Dorf Schönau im Waldamt Tapiau (PUB [wie Anm. 28], 6/2, Nr. 858, S. 499): *und wer is das ymant yn dem egenanntem dorfe sin erbe mit eyme hocken* [also dem prußischen Pflug] *trebe unde nicht mit eyme Pfluge der sal uns von dem hoken thun an colmischem korne glich eyme pfluge.*

[114] Vgl. Anm. 13.

[115] AST (wie Anm. 78), I, Nr. 257 von August 1418.

[116] AST (wie Anm. 78), I, Nr. 344.

[117] Klaus Riel, Die Siedlungstätigkeit des deutschen Ordens in Preußen in der Zeit von 1410-1466, in: Altpreußische Forschung, 14, 1937, S. 266.

nus zu bemühen). Als die ständische und interne Oppositionsbewegung gegen die Ordensführung Ende der 1430er Jahre bereits sehr stark war und versuchte, die prußischen Freien im Samland einzubinden, erbat Hochmeister Paul von Rusdorf (1422-1441) vom Ordensmarschall Heinrich von Rabenstein (1438-1440) etwas über die politische Gesinnung der Freien und Erbaren vom Samland zu erfahren. Dieser schrieb dem Hochmeister folgendes zurück: Die Freien hätten beschlossen *das sie mit den eren Doheyme genog haben czu schaffen und In* [ihnen] *ir gesynde vorstyrbet und sprechen, wie das sie von nymande andirs wissen weddir von Dewtschen landen noch leyfflendern nicht, wenne von euwern genoden* [dem Hochmeister] *alleyne und wellen leyb und gut mit euwern genoden czuseczen, sonder mochte eyntracht geseyn, das segen sie alle vil liber*[118]. Der Hochmeister konnte sich also, obgleich schon stark in die Enge getrieben, auf den Beistand und die Treue der (zum Großteil prußischen) Freien im Samland verlassen, während die mehrheitlich polnisch und deutschen Freien im westlichen Teil Preußens sich gegen den Orden verbündeten.

Man kann letztlich konstatieren, dass die prußischen Eliten mit dem *status quo* zufrieden waren: Sie erkannten den Orden als Landesherren an, während dieser (abgesehen von den Kriegsdiensten) kaum Ansprüche an sie stellte. Während der militärischen Unternehmungen zogen sie in eigenen Abordnungen unter ihren prußischen *Bannerherren*[119], so dass auch hier die Berührungspunkte zwischen Deutschen und Prußen als eher gering einzuschätzen sind. Über ihre Hintersassen konnten sie häufig weiterhin die Niedere Gerichtsbarkeit (in Ausnahmefällen auch die Hohe Gerichtsbarkeit, die Totschlag und Mord mit einschloss) ausüben, so dass sie relativ selbständig ihre Güter verwalten konnten.

Zum Schluss muss die Frage gestellt werden, ob die Assimilation der prußischen Bevölkerung schneller/langsamer vor sich gegangen wäre, wenn die prußische Elite komplett entmachtet/beseitigt worden wäre. Hier kann nur Vergleichbares aus anderen Regionen herangezogen werden. Das Beispiel der fränkischen Herrschaftszeit im Heiligen Land (1099-1291) scheint dafür geeignet: Die bäuerliche muslimische Bevölkerung wurde bereits in der ersten Kreuzzugsperiode ihrer Eliten beraubt und lebte gänzlich unter den europäischen Besatzern. Die bisherige Kreuzzugsforschung hat bewiesen, dass es zwischen den Franken und den Muslimen auf der unteren Ebene (also bei den Bauern) keine oder nur sehr geringe Kontakte gab.[120] Die fränkische Herrschaft beließ den einheimischen, muslimischen Bauern ihre Riten und Kulte und Gesetze und ließ überdies sogar Pilgerrei-

[118] AST (wie Anm. 78), II, Nr. 77 (1439 Aug. 23).

[119] Diese Bannerherren sind in der Zeugenliste vom Brester Frieden (1435) gut belegt. – Regesta Historico-Diplomatica (wie Anm. 103), Pars I, Nr. 7114. – Vgl. Astrid Kaim-Bartels, Herausbildung und Rolle des Adels im mittelalterlichen Preußen, in: Beiträge zur Geschichte Westpreußens, 17, 2000, S. 9-29, hier S. 11.

[120] Benjamin Z. Kedar, Some New Sources on Palestinian Muslims Before and During the Crusades, in: Hans Eberhard Mayer, Hrsg., Die Kreuzfahrerstaaten als multikulturelle Gesellschaft. Einwanderer und Minderheiten im 12. und 13. Jahrhundert, München 1997 (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien, 37), S. 129-140, hier S. 129 mit weiterführender Literatur.

sen nach Mekka zu.[121] Austausch fand zwischen arabischen und fränkischen Intellektuellen statt, deren sich die fränkischen Herren auch zu diplomatischen oder administrativen Zwecken bedienten.[122]

Auch hier hat augenscheinlich eine starke Persistenz des Althergebrachten gewirkt, so dass zwei Parallel-Gesellschaften nebeneinander existierten. Erstaunlich (und zugleich auch lehrreich für unsere preußischen Verhältnisse) ist, dass die fränkischen Herrscher die muslimischen Bauern in ihrem Herrschaftsgebiet nicht zur Taufe zwangen. Offenbar gaben sie sich mit den vorgefunden Verhältnissen zufrieden, solange die muslimischen Bauern ihren wirtschaftlichen Ansprüchen entsprachen. Man könnte also mit der Behauptung enden, dass die prußische bäuerliche Gesellschaft vielleicht sogar noch länger resistent gegenüber der über den Orden und die Städte vermittelten (deutschen) Kultur geblieben wäre (mit vollem Einverständnis des Ordens!), wenn die prußischen Eliten nicht teilweise überlebt hätten.

[121] Ebd., S. 137. – Diese Feststellung beruht auf arabischen Quellen aus dem 12. Jahrhundert.
[122] Ebd., S. 138.

German Influences and Native Survivals in Northern Courland between the 13th and 17th Centuries. Some Artefacts from Burial Grounds as an Example

Marie Nanchen

As a contribution to the issue of this session the following article aims at pointing out some of the specificities of cultural transfers but also the limits of the acculturation process – more particularly those connected to religion – which took place among the natives of Old Livonia in connection with the German conquest of the territory – and the subsequent official conversion of its inhabitants – as they can be tracked through the archaeological data of mediaeval and modern cemeteries of this eastern-Baltic area. Before concentrating on the very object of this study a few general facts should be reminded.

1 Context: the setting of the German elites

1.1 Place and dates

This work deals with the lands located on the eastern shores of the Baltic sea, more specifically with a place which was brought into the Western-Christian cultural sphere by German crusaders after their definite conquest of what will appear

at the end of the 13th century as Livonia.[1] After the Livonian War (1558-1583) – which traditionally marks the end of the mediaeval era in the region – and the Danish, Swedish and Polish-Lithuanian territorial annexations of Livonia, the latter vanished from the maps to give way to several entities, among which the duchy of Courland. Courland – already known as a part of Livonia in the Middle Ages – originates from the Couronians, the Baltic tribe who settled there. This region corresponds nowadays to the western part of Latvia, its northern area[2] being more or less delimited by the Venta and Abava rivers.

1.2 People

Couronians[3] arrived in northern Courland only in the 11th century.[4] Former to that the area was inhabited by Finno-Ugric tribes the Vends – later called Courland Livonians[5] by historians and archaeologists – who mingled with the Couronians from the 13th century on as the latters advanced further to the North – specialists speak of couronised or couronianised Livonians.[6] As far as the Germans are concerned this minority – in terms of number – started to play an important role from the end of the 12th century on, when Church and traders sought to extend their influence in the Baltic sea zone.

[1] Livonia encompassed four church states, the archiepiscopacy of Riga and the episcopacies of Courland, Dorpat and Ösel, as well as the Livonian Order states. See Andrejs Plakans, Historical Dictionary of Latvia, Lanham, Madison, London 1997 (European Historical Dictionaries, n°19), p. 107. It covered most of the lands that form Latvia and Estonia nowadays, though the North of Estonia only joined the entity mentioned in the middle of the XIVth century.

[2] Northern Courland, *Ziemeļkurzeme* in Latvian.

[3] Danuta Jaskanis, Marian Kaczyński, The Balts, the Northern Neighbours of the Slavs (5th century BC to 13th-14th Centuries), Warsaw 1981, p. 28.

[4] Before that the Couronian culture had got shaped between the 6th and 8th century around Klaipėda (Lithuania) and its representing people had then migrated to the North-Western Lithuania in the 10th and 11th centuries – considered as its golden age. See Audronė Bliujienė, Vikingų epochos kuršių papuošalų ornamentika, Vilnius 1999, p. 218.

[5] The Term *Livonian* is also referred to as *Livs*, it does not designate here all the inhabitants of Old Livonia but only the Finno-Ugrian tribes who lived around the gulf of Riga, along the Daugava and Gauja rivers and which the crusaders first encountered when arriving.

[6] Attention should be paid to the fact that Couronians might rather correspond in the XIIIth-century sources to some geographical rather than to some ethnical criteria; see Evald Tõnisson, Die Gauja Liven und ihre materielle Kultur, 11. Jahrhundert - Anfang 13. Jahrhundert, Tallinn 1974, p. 187; Endre Bojtár, Bevezetés a baltisztikába, Budapest 1997, English translation: Szilvia Rédey, Michael Webb, Foreword to the Past. A Cultural History of the Baltic People, New York 1999, p. 15; Ēvalds Mugurēvičs, http://vip.lanet.lv/hss/mugur.htm, p. 2,5.

1.3 The conquest and its effects

Regarding the relationship[7] between those two groups it can be said that once Livonia was officially definitely converted the political power passed to the hands of Germans. This small portion of the population – nobles or churchmen[8] – also owned most of the lands,[9] meanwhile serfdom[10] became usual and more and more common for the native people from the 14th century until the first quarter of the 19th century – when it got abolished.[11] Nevertheless the case of Courland is specific enough as some mediaeval sources mention "Courland kings"[12], who were actually Livonian and Couronian chiefs who had became vassal to the new masters and who – also in the 16th and 17th centuries – managed to maintain their personal freedom as well as some collective privileges.

Western Church's wish for settling among the native Christian neophytes entailed the setting of several elements.[13] In 1184 the first Livonian church was built and an Episcopal see was to be created no longer after. Parallel to the progress of conquest, new episcopises appeared. If Cistercians first played a part in the conversion process, the main role has been hold by the mendicant orders[14] through which the local population was Christianised. About 1520 the Reformation was introduced in Livonia and was to become the main form of Christianity at the beginning of the 17th century. However it should be reminded too that in between the Polish-Lithuanian leaders – to whom the dukes of Courland were bound – introduced in Courland and North of the Daugava river Counter-Reformation activities which lasted until the first third of the 17th century.

---

[7] William Urban, Victims of the Baltic crusade, in: http://department.monm.edu./history/urban/articles/VictimsBalticCrusade.htm, 1998; *id.*, The Frontier Thesis and the Baltic Crusade, in: Alan V. Murray, ed., Crusade and Conversion on the Baltic Frontier 1150-1500, Aldershot 2001, pp. 45-71, here p. 62 ; Mugurēvičs (article quoted in note 7), p. 4.

[8] There were also merchants and traders but they were mainly connected with the city of Riga, not with other areas.

[9] The situation did change only in 1920 when the newly-formed Latvian government enforced an agrarian reform which deprived the Baltic-German elite from their land properties.

[10] Suzanne Champonnois, François De Labriolle, Dictionnaire historique de la Lettonie, Crozon 2003, pp. 277-281.

[11] In 1817 as far as Courland is concerned.

[12] Plakans, Historical Dictionary… (like note 1), p. 45.

[13] Carsten Selch Jensen, Urban Life and the Crusades in North Germany and the Baltic Lands in the Early Thirteenth Century, in: Murray, ed., Crusade… (like note 8), pp. 75-94; Tiina Kala, The Incorporation of the Northern Baltic Lands into the Western Christian World, in: Murray, ed., Crusade… (like note 8), pp. 3-20.

[14] Marek Tamm, Culture ecclésiastique et culture folklorique dans la Livonie médiévale, échos des exempla dans les contes populaires estoniens, in: Etudes finno-ougriennes, 28, 1996, pp. 29-68.

1.4 Interactions between the German and native cultures as traditionally viewed, a state of the matter

From a historical point of view it must be stressed that the mediaeval – but also modern – sources dealing with the topic area are all emanating from non-native characters.[15] Most of these documents concentrate on the activities of those who draft them and rarely give information, or at least objective and reliable facts about native people, thus preventing us from measuring the impact of German settlers on local inhabitants' culture. For if the transformations of social structures and land tenures appear clearly enough, very little data[16] can be collected about the religious achievements brought by German-culture bearers.

Quite similarly in the 19th and beginning of the 20th century the studies of archaeological evidence[17] were worked out by the German minority who kept presenting the local peoples as backward tribes, and to some extent so did the Russian researchers to justify the incorporation of the Baltic lands into the tsarist empire during the same span of time. After World War I the work was continued by Latvian[18] researchers within the frame of the newly-formed independent country. During this period greater attention was paid to Prehistory[19] – the pre-invasion times – more representative of local cultures. But the national concern for antiquities was to be challenged again by the Russian power after World War II, and more precisely by the Maxist-Leninist ideology which limited the research issues. But it is also in the post-war phase though that interests for the Middle Ages were developed and that the contributions of both participants were evaluated on a general level. In Latvia it is traditionally taken for granted that two antagonist cultures developed there in the mediaeval time, a local one continuing Late Iron age traditions – at least in the 13th and 14th centuries – , and a foreign German one found in the cities and power centres among German colons and Germanised natives.[20]

---

[15] Marie Nanchen, Le Cimetière de Puze (acutelle Lettonie), XIV-XVII[e] siècles : christianisation et survivances païennes, master's thesis, Université de Paris X-Nanterre, 2003. See the current state of this matter as summarised pp .6-9.

[16] This has been notably emphasised by Tiina Kala; see Kala, Old Livonia (c. 1200-1500) and Christianization, in: Siret Rutiku, Reinhart Staats, ed., Estland, Lettland und Westliches Christentum: Eestimaa, liivimaa ja lääne kristlus, Kiel 1998, pp. 57-74, here pp. 57-59, and *ead.,* The Incorporation… (like note 13), pp. 3-4.

[17] For an introduction to the history of Latvian archaeological researches see Ola W. Jensen, Hakan Karlsson, Armands Vijups, ed., Inside Latvian Archaeology, Göteborg 1999.

[18] Since the cemetery under review is situated in Latvia, most of the references given here are connected with Latvia rather than Estonia, however the readers should keep in mind that both countries underwent the same fate in term of historical changes.

[19] It must be noted that the late Iron Age period only officially ended up with the inclusion of the East-Baltic area in the western world.

[20] See the most obvious examples in Mugurēvičs (article quoted in note 7); *id.,* Wechselbeziehungen der deutschen und Ostbaltischen Kulturen im Lettland des 13. bis 16. Jahrhunderts, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte, 12, 1986, pp. 229-239; *id.,* The Culture of Inhabitants of Mediaeval Settlements in Latvia in Livonian Period (the End of the 12th – the Half of the 16th Century), in: Fasciculi Archaeologiae Historicae, fasc. II, 1987-1988, pp. 57-70; *id.,* Interactions between Indigenous and Western Cultures in Livonia in the 13th to 16th Centuries, in: David Austin,

Thus over the past the foreign contributions to the understanding of cultural processes have tended to deny the peculiarities and originalities proper to the East-Baltic tribes, whereas national trends have until recently sought to reject as far as possible the western mediaeval heritage and its influences. Only a few outstanding examples – most of them from Estonian scholars – have on the contrary tried to render the reality of those exchanges.[21] Not long ago, Heiki Valk – an Estonian archaeologist from the University of Tartu – led such a survey on southern-Estonian graves dating back to the 13th-19th centuries and concluded that almost all funeral practices observed there show a combination of pre-Christian and Christian rites.[22]

Archaeological evidence being much more numerous than written documents, the works contributing to that field of research and left to be done has to be realized through a deeper analysis of a material proper to reveal religious characteristics, and that of mediaeval and post-mediaeval[23] burial grounds fits this problematic. Following Valk's lines we are currently researching[24] mediaeval cemeteries located in northern Courland in order to check the validity of his founds for this part of former Livonia as well as to deepen some tracks, find new ones and give more precisions to the question of which elements of the German-Christian culture got assimilated by the Couronians and their descendants – but also which were not. To this view we shall focus on one precise example, the Lejaskrogs cemetery in Puze parish, Northern Courland.

2 The data under review: mediaeval and post-mediaeval cemeteries as a mean to observe cultural transfers

2.1 Puze Parish and Lejaskrogs[25] burial ground

As early as the end of the 19th century the first hints to the archaeological potential of the Puze village were given thanks to stray finds and some very first diggings.[26]

Leslie Alcock, ed., From the Baltic to the Black Sea. Studies in Medieval Archaeology, London, New York 1990, pp. 168-178.

[21] Tamm, Culure ecclésiastique… (like note 14). The examples which he alludes to are historical (not archaeological).

[22] Heiki Valk, Rural Cemeteries of Southern Estonia 1225-1800 AD, Visby, Tartu 1999, 2nd edition, 2001.

[23] Though we already told that Middle Ages in this area is considered as being over in the second half of the XVIth century, the survey of funeral traditions prevent us from clearly splitting Middle Ages from the following period.

[24] This doctoral thesis is being prepared at the University of Nanterre-Paris X.

[25] Lejaskrogs is the name of the cemetery

[26] J. Döring, Gräberfunde bei Pussen an der Windau, in: Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst aus dem Jahren 1888, Mitau 1889, pp. 100-103; Anon., Altertümer. Aus früheren Zeiten, in: Sitzungberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst aus dem Jahren 1889, Mitau 1890, p. 101; Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ost-

Years after years other stray finds were collected at random or when construction works were carried out. Very recently (in 2001, 2002, 2005 and 2006), the University of Latvia in cooperation with the Museum of Ventspils led several archaeological expeditions on the site.

2.2 An overview of the archaeological data collected[27]

The recent first two diggings (2001-2002) have delivered 147 graves among which 43 were damaged. Thanks to coins finds, typo-chronology and relative chronology they have been dated between the beginning of the 14th century and the beginning of the 17th century. Gender has been determined in 97 cases and the age is known for 115 of them. Rectangular burial pits clearly appeared in 81 cases, and for 20 graves charcoals have been discovered in the backfill or close to the bodies. Most of them (98) laid in classical[28] coffins and a few probably in wooden trunks, moreover, occasionally linen material or bark were covering the deceased. Most people have been buried alone – except for 2 cases – resting on their back with their arms crossed either on the pelvis, the waist or the chest. Other positions have been spotted but rather seem to speak of natural post-burial shifts. In 145 tombs the body-orientation could be observed and 136 showed bodies their head pointing to the West whereas 9 others had their head pointing to the North.

The number of grave-goods unearthed is more than striking[29]: pieces of garments such as headdresses (8), skirts or aprons (3), shawls (6), gaiters (3), shoes (5), belts (10) and a glove have partly survived to earth destruction, so did fastening elements. Fineries were also encountered: brooches (294), finger-rings (100), bracelets (99), torques and necklaces (4 and 11), pendants (about 70). Besides, tools, weapons and everyday-life items have been found: knives (86), sheathes (3) or purses (14), fire-steels (18) and flint pieces (17), sharpening stones (3), needles (9) and needle-cases (3), borers (3), a key, spears (4) and a mace. Lastly several different coins have been discovered (14). The work we have already dedicated to the

seeprovinzen Russlands, Katalog der Ausstellung zum 10. archäologischen Kongress in Riga 1896, Riga 1896, p. 44; Vitolds Muižnieks, Arheoloģiskie pētījumi Puzes Lejaskroga kapsētā un viduslaiku apbedīšanas tradīcijas Ziemeļkurzemē, in: Ventspils muzeja raksti, III, 2003, pp. 94-112; Muižnieks, Andrejs Vasks, Armands Vijups, Izrakumi Puzes Lejaskroga kapsētā, in: Arheologu pētījumi Latvijā, 2002. un 2003. gadā, Riga 2004, pp.118-120; Muižnieks, Vijups, Izrakumi Puzes Lejaskroga kapsētā 2001. gadā, in: Arheologu... (like above in this note), pp. 346-353.

[27] The material of the last two years being still under examination, we will consider the results brought by the excavations of the years 2001 and 2002 as the basis of what we will expose. The data were obtained through Ventspils Museum where the items and written data are kept. Those data do not contradict the information obtained earlier, seemingly neither do the new discoveries. For a more detailed analysis of the material see Nanchen, Le Cimetière… (like note 15), pp. 34-42 and catalogue.

[28] Made of planks and of rectangular or trapezoidal shapes.

[29] Though there are common characteristics between the material encountered in Puze and other cemeteries explored in Courland – but also in Estonia and Lithuania – , it must be underlined that the number of items dug out from each grave in the Lejaskrogs cemetery is particularly impressive.



Fig. 1: clasped-hand-motif round brooches (Puze-cemetery, grave n. 6); bar = 1 cm

survey of this collection – though some interpretations must be reworked and/or deepened – have shown that the locally-observed funeral practices attest of syncretism. If the manner of dress and certain categories of ornamentation – and the fact of burying the deceased in prestigious cloths – as well as the presence of tools and weapons – included in the most recent graves – highly speak of a strong indigenous world outlook component, new features perceptible through inhumation as much as certain types of ornaments and their religious meaning also stress the changes conveyed by the German elite.

2.3 Presentation of the selection

It is impossible to deal here with all the features presented by the cemetery. In order to show a case of local persistence and one of transformations brought by the Germans, we will concentrate on two precise items which can be encountered during the same period: claw pendants and clasped-hand-motif round brooches.[30] Some of the pendants met in the material are made of claws (bears' and lynxes', about 3 to 7 cm high).[31] The claws are set on a small bronze ring surrounding their basis. A loop develops on the top in order to hang the pendant (to a brooch for

---

[30] See the pictures at the end; in order to have the best quality (pictures and items featuring on them) we have used an illustration from the material excavated in Užava – another mediaeval and post-mediaeval burial ground also located in Northern Courland.

[31] In the graves no. 11; 12; 19; 23; 33; 59; 72; 76; 102; 113; 122; 125-127; 130; 136; 142-144; 146; 147.

example), and on both sides of the claw 2 tiny loops from which dandle small trapezoidal or bell-shaped tinkling pendants can also be noticed. Also note that the item of the grave number 142 is particularly worth of mention since it includes 5 claw-pendants bound together. The exemplars collected in Puze can be dated between the end of the 14th and the second half of the 17th century and are to be found by men and women. As far as clasped-hand-motif brooches are concerned,[32] they are made of bronze and dated between the 15th and the 17th century. Like



Fig.2: Claw pendants (strayfind from Užava cemetery); scale bar = 1 cm.

Roman round brooch types, they consist of a flattened circle (between 3 and 6 cm in diameter) and a needle to fix it. The central ornamentation appearing on the bow of the subcategory analysed here is a handshake.

[32] In the graves no. 6; 37; 43; 95; 119 – where genders have not always been determined.

3 Interpretation of the data: what do the chosen artefacts reveal about cultural transfer?

3.1 The claw pendants and their religious meaning

The same kind of material can be found in Poland in the area formerly occupied by Baltic tribes and is dated to the 11-13th centuries. [33] They are also to be encountered in Lithuania from the 13th to the 17th century.[34] Thus a few years ago the Latvian archaeologist Tatjana Berga counted about 50 of them known in the Latvian collections, most of them in the Western part.[35] The first examples appeared there in the 14th century, could still be tracked in the 17th century and are thought to be Prussian and Lithuanian imports. According to Ēvalds Mugurēvičs[36] they are evidence about animal cult, and have protective value in the other world in Laima Valaktienė's view,[37] but this has to be more precisely questioned. In his chronicles of 1582, in the Vilnius-founding legend, the Polish historian Maciej Stryjkowski evoked quite a similar ritual. According to the chronicles, when the mythical Lithuanian Duke Šventaragis died in 1271, he was placed on a pyre with his arms and other signs stressing his rank: his dogs, hawks, hunting eagles, horses and favourite wife. Then during the ceremony noblemen and shepherds threw lynx- and bear-claws in the fire so as to the deceased may use them on the day of the Last Judgement in order to help himself climb up the steep way leading to the top of the mountain where God thrones.[38] He also pointed out that other Polish, Russian and Lithuanian stories also mention this belief. We indeed found this belief clearly expressed in the Russian folklore: when the nails have been cut off they must be kept altogether with the corpse because after death they can help the dead to climb up a steep mountain into the other world. Also cats should not be beaten, for after death they can give their claws to man in order him to climb up to the sky. This belief was still somehow rooted in the area of Moscow in the 20th century as Andrei Siniavski attested it about an old lady approaching death-time and wishing to

[33] Jaskanis, Kaczyński, The Balts… (like note 3), p. 48.

[34] Kristina Rickevičiūtė, Karmėlavos kapinynas, in: Lietuvos archeologija, 11, 1995, pp. 73-102; Saulė Urbanavičienė, Diktarų kapinynas, in: Lietuvos archeologija, 11, 1995, pp. 169-204; Ilona Vaškevičiūtė, Mažeikių (Šiaulių raj.) XVI-XVII a. kapinynas, in: Lietuvos archeologija, 11, 1995, pp. 290-314; *ead.,* XVI-XVII Pavirvytės - gudų kapinyno (Akmenės raj.) kapai, in: Lietuvos archeologija, 11, 1995, pp. 317-328; Laima Valatkienė, Kuršų senkapis, in: Lietuvos archeologija, 11, 1995, pp. 214-242.

[35] Tatjana Berga, Litovskie elementi v kladbischah Augustinishki i Slutishki XIV-nachab XVII veka, in: Lietuvos archeologija, 21, 2001, pp. 421-430, pp.424-425.

[36] Mugurēvičs, The Culture… (like note 20), p. 66.

[37] Valatkienė, Kuršų… (like note 34).

[38] Maciej Stryjkowski, Kronika Polska, Litewska, Żmódzka i Wszystiéj Rusi, 1582, ed. by M. Malinowski, J. Danilowicz, Warsaw 1846, II, pp. 308-309; a Christian bias is probably contained in the end of the sentence.

keep her nails to climb up to the sky.[39] The fact that claws are used that way seemed to be confirmed by a 13th-century Lithuanian grave where a burnt deceased has been discovered holding a claw in his fist.[40]

However the claws discovered in Puze *Lejaskrogs* are used as part of the finery and looked like protective amulets rather than mere claws. This impression is reinforced by the presence of tinkling items which are also considered as talismans.[41] In the context of environmental changes through time, cases of shifts of meaning between a rite supposed to help man benefit from an animal's gift and a rite meant to protect man against that animal are known.[42] It could be that a similar process took place in the Couronian case. Indeed a 17th-century source for the northern part of Latvia recorded peasants' complaints against bears destroying their cereals, and in Courland wolves, lynxes and bears were the only species the local people were allowed to hunt.[43] Lastly, Lutheran chronicles have told about natives burying their dead in the fields and in the woods, and of the bears getting them out and eating them.[44] With time, claw-pendants may have also become of apotropaic artefacts.

3.2 What do ring-brooches with handshake motives speak of?

Ingo Heindel already have studied a series of 12-14th-century-round brooches that had been found between Hamburg and the eastern frontier of Poland – and among which can be encountered the subcategory focused on here. He concluded that those types had spread in the East through the Hanseatic trade.[45] I. Fingerlin[46] noticed that the joined-hand pattern could be encountered on rings and brooches in the 13th and 14th centuries, and also appeared on belt-rings in the 16th century; in guild charters this type is one of those realised for the achievement of a masterpiece.[47] Moreover, Franks and Dalton[48] presented rings from England and Italy

---

39 Andreï Donatovitch Siniavski, Ivan Durak, Ivan le Simple: paganisme, magie et religion du peuple russe, translated by Antonina Roubichou-Stretz, Paris 1990, p. 163.

40 Valatkienė, Kuršų… (like note 34).

41 Nanchen, Le Cimetière… (like note 15).

42 See the example of Finnish hunters who obtained the strength of a bear through taking him his mouth and claws, but later – when Finnish became pastors – asked the claws and teeth to become as soft as wool so as to not do any arm to the herds; Matti Sarmela, The Finnish Bear Hunting Drama, in: Mémoires de la société finno-ougrienne, vol. 183, 1983, pp. 283-300.

43 Ēvalds Mugurēvičs, Medības Latvijā viduslaikos, in: Arheoloģija un etnogrāfija, XIX, 1997, pp. 149-157, here pp. 151, 154.

44 Paul Einhorn, Reformatio Gentis Letticae in Ducatu Curlandiae, Riga 1636, reedited in: R. Kymmel's Buchhandlung, Ueber die religiösen Vorstellungen der alten Völker in Liv- und Ehstland, Riga, 1857, das Sechste Capitel, § 19a, 19b, p. 63; *id.*, Historia lettica, Dorpat 1649, reedited in: R. Kymmel's Buchhandlung... (like quoted above in this note), das dreyzehende Capitel, § 50, p. 32.

45 Ingo Heindel, Riemen- und Gürtelteile im westslawischen Siedlungsgebiet. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte der Bezirke Rostock, Schwerin und Neubrandenburg 23, Berlin, 1990.

46 Ilse Fingerlin, Gürtel des hohen und späten Mittelalters, München, Berlin 1971, p. 79.

47 Andreas Oldeberg, Metallteknik under vikingatid och medeltid. Stockholm, 1966.

and dated to the 13th-18th centuries with the same motives; they classified them in the *Love and marriage rings' Fede-rings* subcategory. In Ireland Mary Deevy pointed out too the existence of those betrothal brooches and proved their role of chastity-keeper.[49] Indeed, offering a woman rings and brooches to show one's affection and fidelity on the day of the betrothal or marriage was widely spread in the Middle Ages.[50] Our own researches on this topic[51] lead us to the conclusion that everywhere in the material culture of the West this symbol embodied one's engagement toward someone.

3.3 Which cultural transfer?

Both items cast antagonist lights upon the cultural transfers process among Couronians in the Middle-Ages and later (roughly in the 15th-17th centuries). On the one hand, we have proved the surviving of an element emanating from the late Iron Age culture: the claw was thus believed to contain the animal's skill to climb up but also emphasizes native people's concern for – and conception of – death and its afterwards. Nevertheless it could be that those elements have evolved with time, and though they perhaps did not mean any longer what they originally did, they kept attached to local beliefs aiming at controlling nature and its creatures. On the other hand, – though it still remains to be demonstrated that the hand-clasped rings had the same meanings in Courland than in the rest of Western Europe – the use of jewellery copying Western prototypes shows the growing influence of Western-German culture in this area between the first half of the 15th century and the 17th century.[52]

It is a bit touchy to characterize the cultural transfers in the case exposed here. The use of bear-claw pendants could be considered as a piece of evidence of accommodation process, as the Germans had to deal with and to somehow accept this phenomenon within the frame of them watching over local religious habits. Conversely the integration of elements originating in the western World also stresses that Couronians could admit elements from outside. Actually it seems that the local Church elite could accept lots of compromises as long as some basic requests were met.

---

48 Sir Augustus Wollaston Franks, Ormon Maddock Dalton, Franks Bequest: Catalogue of the Finger Rings, Early Christian, Byzantine, Teutonic, Mediaeval and Later, London 1912, p. 161, references 1002 to 1010.

49 Mary Deevy, Jewellery, Art and Symbolism in Medieval Irish Society, in: Guy DeBoe, ed., Art and Symbolism in Medieval Europe. Papers of the "Medieval Europe Brugge 1997" Conference, Zellik 1997, vol. 5, pp. 73-81, pp. 77, 78.

50 Ronald William Lightbown, Medieval European Jewellery: with a Catalogue of the Collection in the Victora and Albert Museum, London 1992, pp. 72, 183.

51 This will be the focus of an upcoming article.

52 Datation given by the *terminus post quem* of the coins discovered in the graves no. 6; 37; 43.

4 Conclusion

It must be acknowledged that the religious cultural transformations brought by the Germans in Courland from the Middle-Ages until the 17th century have been limited as is attested by the perpetuation of local trends, however the archaeological material also discloses other changes that no other documents speak of as such. In the future further thorough investigations should help solving some of these issues.

Eliten und Kulturtransfer im Mittelalter. Ausgangslage und Ergebnisse

Sébastien Rossignol

Zwei Leitfäden haben sich in den Beiträgen dieses Buches gekreuzt. Zwei Themen, die miteinander verbunden wurden, obwohl eine solche Verknüpfung nicht unbedingt selbstverständlich war. Eliten sind nicht nur eine Gesellschaftsgruppe; es handelt sich auch an sich um einen Begriff, der eine gewisse Interpretation der Rolle von Gesellschaftsgruppen erfordert oder zumindest eine bestimmte Sicht auf das Objekt aufzwingt. Kulturtransfer ist ein Modell, das auf Grund der Analyse von Zuständen in den Gesellschaften der späten Neuzeit entwickelt wurde. Es auf die Erforschung des Mittelalters zu übertragen wurde schon in diverser Weise versucht. Ziel dieses Bandes soll es sein, nicht nur in empirischer Weise das Modell des Kulturtransfers zu verwenden, sondern auch über das Modell selbst zu reflektieren und somit an Hand von konkreten Beispielen weiterführende Überlegungen zu fördern.

Nicht umsonst wurden diese zwei Themen für die Erforschung der Gesellschaften Europas östlich der Elbe im Mittelalter ausgewählt. Die frühmittelalterlichen Eliten wurden seit einigen Jahren in der französischen und westeuropäischen Geschichtsforschung durch eine in Paris ansässige Arbeitsgruppe intensiv erforscht. Die Anwendung des in der Soziologie wurzelnden Konzepts von Eliten auf die Untersuchung der mittelalterlichen Welt hat weitreichende Konsequenzen für unser Geschichtsbild und Geschichtsverständnis.

Die Kulturtransferforschung hat sich ihrerseits in mehrere Richtungen entwickelt. Die deutsch-französische Tradition orientiert sich hauptsächlich an den Ar-

beiten von Michel Espagne und Michael Werner, die das Paradigma auch in die Wissenschaftswelt eingeführt haben. Der Schwerpunkt wird dabei auf die Schriftlichkeit und die Kunstgeschichte gelegt, weniger auf weitere Aspekte der Kultur. Die auf die Forschung von Peter Burke fußende Richtung, die sich verstärkt mit den Modalitäten von kulturellen Austauschprozessen beschäftigt, wurde hingegen in der Mediävistik weniger rezipiert. Des Weiteren ist festzustellen, dass die Verwendung der Leitideen des Kulturtransfermodells für die Erforschung des Mittelalters zwar bereits in Sammelbänden konkretisiert wurde, dass aber die konzeptuelle Annäherung noch nicht ausführlich besprochen wurde.

Die Beiträge dieses Bandes vereinigen verschiedene Traditionen, die nicht nur national, sondern auch in diversen wissenschaftlichen Disziplinen verankert sind. Daher schien es nötig, zusammenfassend Schlüsselbegriffe und Grundmuster vor dem Hintergrund ihrer historiographischen Entwicklung zu klären. Nicht jedes Modell, nicht jede Annäherung kann interdisziplinär bzw. sowohl in der Archäologie wie in der Geschichtswissenschaft ohne Weiteres Anwendung finden. Da die Begriffe und Konzepte die Interpretation mitprägen, ist ihre Auswahl bzw. ihr Verständnis von grundlegender Bedeutung hinsichtlich der Ergebnisse, die am Ende überhaupt erzielt werden können.

Im Folgenden werden also in einem ersten Schritt die Grundbegriffe, welche die Leitfäden zu diesem Buch bilden, erläutert und ihr Stellenwert in der aktuellen Forschung dargestellt. Sinnvoll schien es, in Bezug auf die Eliten die französischsprachige der deutschsprachigen Tradition gegenüberzustellen, nicht um künstliche nationale Barrieren zu untermauern oder gar zu konstruieren; auch nicht, um andere europäische oder außereuropäische Traditionen auszuklammern; sondern, weil sich hier unabhängig voneinander zwei Richtungen entwickelt haben, ohne dass diese Divergenz als bewusste nationale Abgrenzung empfunden wurde, und wobei sich zwischen den zwei Richtungen nie eine opake Grenze gebildet hat; und vor allem weil diese zwei Traditionen zwei Annäherungen repräsentieren, die sicherlich auch anderswo in irgendeiner Form hätten erscheinen können und erschienen sind. In Bezug auf die Kulturtransfertheorie werden die Charakteristika des Espagne-Werner-Modelles dem Burke'schen gegenübergestellt und die bisherigen Anwendungsversuche für die Mediävistik dargestellt.

Diese Erläuterungen werden anschließend als Hintergrund für eine Gesamtbetrachtung der Ergebnisse der einzelnen Themen fungieren, die in den Aufsätzen dieses Bandes untersucht werden. Die in den einzelnen Beiträgen bearbeiteten Teilepochen und Teilregionen sind sehr unterschiedlich, obwohl sie zumindest einige gemeinsame Grundeigenschaften besitzen – dass diese Gebiete keine römisch-antike Vergangenheit haben, dass sie alle erst spät in den Schriftquellen Eingang gefunden haben; dass in ihnen durch Vorgänge der Eroberung, der Migration oder der Kolonisation sich Bevölkerungen konfrontiert sahen, die kulturell sehr verschieden geprägt waren; dass sich lange Zeit schriftkundige und schriftlose Bevölkerungskreise gegenüberstanden. Alles Tatsachen, die für das ganze Mittelalter langwierige Konsequenzen gehabt haben. Es wird hier nicht versucht, über die

zwei behandelten Phänomene Besonderheiten einer europäischen Großregion zu konstruieren oder diese Gesellschaften als Ganzes zu charakterisieren. Es wird eher versucht, in den einzelnen Beispielen ähnliche Situationen, ähnliche Prozesse, ähnliche Probleme zu erkennen – oder eben, wie ähnliche Ausgangslagen zu verschiedenen Entwicklungen geführt haben.

Erst am Schluss wird über die untersuchten Phänomene einerseits und über den Prozess ihrer Entdeckung ein Fazit gezogen. Es wird zu sehen sein, was die Heranziehung der zwei Themen Eliten und Kulturtransfer an Kenntnissen über die historischen Gesellschaften der untersuchten Zeiten und Regionen bringen kann. Schließlich wird zu fragen sein, ob die Gebiete Europas östlich der Elbe im Mittelalter geeignet waren, die theoretischen Modelle zu verfeinern.

Adel als historisches Phänomen

Eine fruchtbare Annäherung zum Problem der Oberschichten besteht darin, dass man von den Quellenbegriffen und den Wahrnehmungen der Autoren ausgeht und sie aus zeitgenössischer Perspektive deutet. So wurden mehrere Theorien im Laufe der Zeit entwickelt, um das historische Phänomen des Adels darzustellen und um die Bedeutung der Adeligen in den mittelalterlichen Gesellschaften zu erklären. Vor allem in Deutschland hat dieser Bereich seit langem eine dominante Rolle gespielt. Hans-Werner Goetz hat sogar behaupten können, dass in der deutschsprachigen Historiographie Eliten- und Adelforschung praktisch gleichzusetzen seien.[1] Es wurde aber mehrfach beobachtet, dass die verschiedenen Ansätze die Tendenzen der allgemeinen Geschichtsforschung widerspiegeln und auch nicht immer von zeitbedingten Einflüssen frei sind.[2]

In solchem Rahmen war schon im 19. Jahrhundert die Adelsforschung ein wesentlicher Teil der Rechts- und Verfassungsgeschichte. Historiker versuchten zunächst, die Ursprünge des Adels bis in die germanische Zeit zurückzuverfolgen. Eine ursprüngliche genossenschaftliche Organisation wurde postuliert, in der die Freien (die *liberi*) rechtlich und wirtschaftlich gleichgestellt gewesen wären: die sog. Gemeinfreien.[3] Die Situation hätte sich erst in der Karolingerzeit geändert, als die Adelsherrschaft sich etabliert hätte – die Adeligen hätten die Macht dem König gegenüber usurpiert und die restlichen Freien unterdrückt. In dieselbe Richtung ging Georg Waitz, der in der germanischen Zeit lediglich eine Aristokratie sah, die

---

[1] Hans-Werner Goetz, (Weltliche) Eliten: Adelsforschung in der deutschen Historiographie, in: L'Historiographie des élites dans le haut Moyen Age, http://lamop.univ-paris1.fr/W3/elites/, S. 1.

[2] Dazu Werner Hechberger, Adel, Ministerialität und Rittertum im Mittelalter, München 2004 (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 72), S. 58-62; Ders., Adel im fränkisch-deutschen Mittelalter. Zur Anatomie eines Forschungsproblems, Ostfildern 2005 (Mittelalter-Forschungen, Bd. 17); Hans-Werner Goetz, Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung, Darmstadt 1999, S. 226-228.

[3] Hechberger, Adel im fränkisch-deutschen Mittelalter... (wie Anm. 2), S. 15-34.

zwar ein erhöhtes Ansehen genossen hätte, aber keine Vorrechte gehabt hätte.[4] Die Etablierung des Adels als Rechtsstand hätte die Entstehung von Großgrundbesitz als Voraussetzung gehabt, wie unter anderen Wilhelm Sickel[5] und Karl Lamprecht[6] betont haben. Auf denselben Gedanken griffen Karl Marx und Friedrich Engels sowie nach ihnen die marxistischen Geschichtsforscher zurück: Der Stammes- oder Sippenadel, der durch erhöhtes Ansehen charakterisiert gewesen wäre, habe sich zu einem Feudaladel mit Herrschaftsrechten gewandelt.[7] Prinzipiell ähnlich war auch die Sicht von Marc Bloch, für den die Aristokratie sich von einer „faktischen Klasse" („classe de fait") zu einer „rechtlichen Klasse" („classe de droit") entwickelt habe.[8]

Am Ende des 19. Jahrhunderts gewann eine juristische Betrachtungsweise an Bedeutung, die staatliche Strukturen selbst für frühe Zeiten zu rekonstruieren versuchte.[9] Ausschlaggebend seien dabei die Funktionen in der Gesellschaft und nicht die Vorrechte des Adels gewesen. Somit wurde die Inbesitznahme von Ämtern in den Vordergrund gerückt. Heinrich Brunner zufolge sollte man in der Merowingerzeit nur die königliche Dynastie als adlig betrachten.[10] Die späteren Adelsfamilien hätten zunächst die Ämter der fränkischen Reichsverwaltung usurpiert, um ihre Herrschaft aufzubauen.

Die Ansichten änderten sich in den dreißiger und vierziger Jahren: Der Adel habe schon in der germanischen Zeit existiert, und zwar nicht nur mit einem besonderen Ansehen, sondern mit eigenen Herrschaftsrechten, die auf Großgrund- und Burgenbesitz gefußt hätten – so Heinrich Dannenbauer[11] und Otto Brunner.[12] Brunner zufolge sei der Gegensatz zwischen öffentlicher bzw. staatlicher Gewalt und privater, d.h. adliger Gewalt für das Frühmittelalter anachronistisch. Königliche und adelige Herrschaft sei in der germanischen Welt prinzipiell gleichbedeutend gewesen. Darauf aufbauend bezeichnete Theodor Mayer die frühmittelalterli-

---

[4] Georg Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, 8 Bde., Berlin 1880-1896 (ND 1955).

[5] Wilhelm Sickel, Geschichte der deutschen Staatsverfassung bis zur Begründung des constitutionellen Staats, Halle 1879 (ND 1970); Ders., Die Privatherrschaft im fränkischen Reiche, in: Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 15, 1896, S. 111-171.

[6] Karl Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Untersuchungen über die Entwicklung der materiellen Kultur des platten Landes auf Grund der Quellen zunächst des Mosellandes, 3 Bde., Leipzig 1885-1886 (ND 1969).

[7] Hechberger, Adel, Ministerialität... (wie Anm. 2), S. 59.

[8] Marc Bloch, La Société féodale, Paris 1994 (Erstauflage 1939).

[9] Hechberger, Adel, Ministerialität... (wie Anm. 2), S. 58.

[10] Heinrich Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. 1, Leipzig 1887 (ND 1961) (Systematisches Handbuch der Deutschen Rechtswissenschaft, 2. Abt., 1,1); Bd. 2, Leipzig 1892, 2. Auflage Leipzig 1928 (ND 1958) (Systematisches Handbuch der Deutschen Rechtswissenschaft, 2. Abt., 2,2); Ders., Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte, 8. Auflage, München, Leipzig 1930 (1. Auflage Leipzig 1901).

[11] Heinrich Dannenbauer, Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen, in: Hellmut Kämpf, Hrsg., Herrschaft und Staat im Mittelalter, Darmstadt 1956 (Wege der Forschung, 2) (ND 1974) (Aufsatz ursprünglich 1941 erschienen), S. 66-134.

[12] Otto Brunner, Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter, 5. Auflage, Wien 1965 (ND 1990).

che Herrschaftsstruktur als „aristokratischen Personenverband", der eigentlich die Zusammenführung von Adelsherrschaften gewesen sei.[13] Grundsätzlich ähnlich war die Ansicht von Walter Schlesinger, der zu den Fundamenten der Adelsherrschaft die Gefolgschaft hinzufügte.[14] Scharfe Kritik erfuhr diese Theorie aber als sie von František Graus in Frage gestellt wurde, der darauf hinwies, dass die frühmittelalterliche Gesellschaft und noch weniger die germanische Welt feste Verfassungsstrukturen gekannt hätten; daher könne kaum von Adelsrechten und Adelsherrschaften überhaupt gesprochen werden.[15]

Bis heute bleibt jedoch die Frage ungeklärt, wie man im Frühmittelalter nichtadlige von adligen Freien abgrenzen kann, denn zweifelsohne existierte die Vorstellung von einem Stand von Freien.[16] Die neueren Forschungen neigen aber dazu, die Elemente der römischen Staatlichkeit zu betonen, die in den Königreichen des Frühmittelalters übernommen worden wären. Die Merowingerzeit sei in erster Linie eine Fortsetzung der Spätantike gewesen. Wenn diese Elemente in den Gesellschaftsstrukturen überwiegend dominiert haben sollten, lässt dies nicht viel Raum für Herrschaftsvorstellungen, die in den germanischen Gesellschaften ihren Ursprung gehabt hätten.[17] In diese Richtung geht Karl Ferdinand Werner, dem

---

[13] Theodor Mayer, Ausbildung der Grundlagen des modernen deutschen Staates im hohen Mittelalter, in: Kämpf, Hrsg., Herrschaft... (wie Anm. 11) (Aufsatz ursprünglich 1939 erschienen), S. 284-331.

[14] Walter Schlesinger, Herrschaft und Gefolgschaft in der germanisch-deutschen Verfassungsgeschichte, in: Kämpf, Hrsg., Herrschaft... (wie Anm. 11) (Aufsatz ursprünglich 1953 erschienen), S. 135-190.

[15] František Graus, Verfassungsgeschichte des Mittelalters, in: Historische Zeitschrift, 243, 1986, S. 529-589.

[16] Ältere Ansichten: Gerd Tellenbach, Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze, 3 Bde., Stuttgart 1988; Gerhard Baaken, Königtum, Burgen und Königsfreie, Konstanz, Stuttgart 1961 (Vorträge und Forschungen. Konstanzer Arbeitskreis für Mittelalterliche Geschichte, Bd. 6); Theodor Mayer, Die Königsfreien und der Staat des frühen Mittelalters, in: Ders., Hrsg., Das Problem der Freiheit in der deutschen und schweizerischen Geschichte, Lindau, Konstanz 1955 (Vorträge und Forschungen. Konstanzer Arbeitskreis für Mittelalterliche Geschichte, Bd. 2) (ND 1970), S. 7-56; Ders., Königtum und Gemeinfreiheit im frühen Mittelalter, in: Ders., Mittelalterliche Studien. Gesammelte Aufsätze, Sigmaringen 1959 (Aufsatz ursprünglich 1943 erschienen), S. 139-163; Heinrich Dannenbauer, Die Freien im karolingischen Heer, in: Heinrich Büttner, Hrsg., Aus Verfassungs- und Landesgeschichte. Festschrift zum 70. Geburtstag von Theodor Mayer, dargebracht von seinen Freunden und Schülern, Konstanz 1954, Bd. 1, S. 49-64; Ders., Königsfreie und Ministerialen, in: Ders., Grundlagen der mittelalterlichen Welt. Skizzen und Studien, Stuttgart 1958, S. 329-253; Karl Bosl, Die alte deutsche Freiheit. Geschichtliche Grundlagen des modernen deutschen Staates, in: Ders., Frühformen der Gesellschaft im mittelalterlichen Europa. Ausgewählte Beiträge zu einer Strukturanalyse der mittelalterlichen Welt, München 1964, S. 204-219; Ders., Freiheit und Unfreiheit. Zur Entwicklung der Unterschichten in Deutschland und Frankreich während des Mittelalters, in: Ders., Frühformen... (wie in dieser Anm.) (Aufsatz ursprünglich 1957 erschienen), S. 180-219. Neuere Forschung: Johannes Schmitt, Untersuchungen zu den Liberi Homines der Karolingerzeit, Frank-furt/M., Bern 1977 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 83); Hans K. Schulze, Reichsaristokratie, Stammesadel und fränkische Freiheit. Neuere Forschungen zur frühmittelalterlichen Sozialgeschichte, in: Historische Zeitschrift, 227, 1978, S. 353-373; Johannes Fried, Über den Universalismus der Freiheit im Mittelalter, in: Historische Zeitschrift, 240, 1985, S. 313-361.

[17] Reinhold Kaiser, Das römische Erbe und das Merowingerreich, München 1993 (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 26); Georg Scheibelreiter, Die barbarische Gesellschaft. Mentalitätsgeschichte der europäischen Achsenzeit 5.-8. Jahrhundert, Darmstadt 1999.

zufolge der Adel („noblesse“, *nobilitas*) in der christlichen Spätantike seinen Ursprung gehabt habe. Seine wichtigsten Charakteristiken – darunter die Erblichkeit von Funktionen – hätten das Ende des römischen Reiches überlebt und seien in den folgenden Jahrhunderten weitertradiert worden.[18]

Völlig anders geht die neuere Forschung an das Problem heran.[19] Gefragt wird nicht mehr nach dem Ursprung des Adels oder nach seinen Rechten, sondern nach Lebens- und Verhaltensformen, Repräsentation, Selbstdarstellung und Selbstdeutung. Somit fügt sich die Adelsforschung nicht mehr in die Verfassungs- und Rechtsgeschichte, sondern in die Mentalitäts- und Kulturgeschichte. Beliebte Themen sind die Rituale[20], die Rangordnungen[21], die adlige Lebensform und ihre Demonstration[22], die Kommunikation[23] sowie die Spielregeln der Adelswelt.[24] Otto Gerhard Oexle geht so weit zu behaupten, dass der Adel in erster Linie ein mentales Phänomen sei, durch eigenes Bewusstsein geschaffen und durch die *memoria* oder historische Erinnerung gestärkt.[25] Die Wurzeln dieser mentalen Vorstellung würden in der Antike liegen, wobei die Definitionskriterien epochen- und gesellschaftsübergreifend seien.[26]

---

[18] Karl Ferdinand Werner, La Naissance de la noblesse. L'essor des élites politiques en Europe, Paris 1998, S. 19.

[19] Hechberger, Adel, Ministerialität... (wie Anm. 2), S. 62; Arno Borst, Lebensformen im Mittelalter, Hamburg 2001 (Erstausgabe 1973); Heinrich Fichtenau, Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts. Studien über Denkart und Existenz im einstigen Karolingerreich, München 1994 (DTV Wissenschaft, 4577) (Erstausgabe 1984).

[20] Karl J. Leyser, Herrschaft und Konflikt. König und Adel im ottonischen Sachsen, Göttingen 1984 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 76); Ders., Ritual, Zeremonie und Gestik: das ottonische Reich, in: Frühmittelalterliche Studien, 27, 1993, S. 1-26.

[21] Karl-Heinz Spieß, Rangdenken und Rangstreit im Mittelalter, in: Werner Paravicini, Hrsg., Zeremoniell und Raum. 4. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen veranstaltet gemeinsam mit dem Deutschen Historischen Institut Paris und dem Historischen Institut der Universität Potsdam, Potsdam, 25. bis 27. September 1994, Sigmaringen 1997 (Residenzenforschung 6. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, 4), S. 39-61.

[22] Andreas Ranft, Einer vom Adel. Zu adligem Selbstverständnis und Krisenbewußtsein im 15. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift, 263, 1996, S. 317-343; Werner Rösener, Hrsg., Jagd und höfische Kultur im Mittelalter, Göttingen 1997 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 135); Werner Paravicini, Die Preußenreisen des europäischen Adels, 2 Bde., Sigmaringen 1989-1995 (Beihefte der Francia, 17); Detlev Kraack, Monumentale Zeugnisse der spätmittelalterlichen Adelsreise. Inschriften und Graffiti des 14.-16. Jahrhunderts, Göttingen 1997 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-Historische Klasse, Folge 3, Nr. 224).

[23] Gerd Althoff, Formen und Funktionen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter, Stuttgart 2001 (Vorträge und Forschungen. Konstanzer Arbeitskreis für Mittelalterliche Geschichte, 51).

[24] Gerd Althoff, Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde, Darmstadt 1997.

[25] Otto Gerhard Oexle, Aspekte der Geschichte des Adels im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: Hans-Ulrich Wehler, Hrsg., Europäischer Adel 1750-1950, Göttingen 1990 (Geschichte und Gesellschaft. Sonderheft 13), S. 19-56; Karl-Heinz Spieß, Memoria, in: Werner Rösener, Hrsg., Adelige und bürgerliche Erinnerungskulturen des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, Göttingen 2000 (Formen der Erinnerung, 8); Hans-Henning Kortüm, Menschen und Mentalitäten. Einführung in Vorstellungswelten, Berlin 1996, S. 37-78.

[26] Gerhard Dilcher, Der alteuropäischer Adel – ein verfassungsgeschichtlicher Typus?, in: Wehler, Hrsg., Europäischer Adel... (wie Anm. 25), S. 56-86; Otto Gerhard Oexle, Werner Paravicini, Hrsg.,

Eliten als soziologische Kategorie

Im Gegensatz zur Forschung über den Adel hat die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Eliten des Mittelalters lange Zeit keine wesentliche Rolle gespielt. Die Forschung an Hand des Konzeptes der Eliten wurde am Anfang des 20. Jahrhunderts vor allem von zwei Sozialwissenschaftlern angeregt, Vilfredo Pareto und Gaetano Mosca.[27] Das Modell wurde aber erst seit den 1990er Jahren konsequent in der mediävistischen Geschichtsforschung angewendet, indem man sich auf eben die Definitionen von Eliten durch Pareto und Mosca berufen hat.

Vilfredo Pareto (1848-1923) war von Hause aus Ökonom, ist aber vor allem durch seine Beiträge in der Soziologie bekannt geworden. In Paretos Sicht würde eine dominante Gruppe – er sprach undifferenziert von „élites“[28] oder von „aristocrazia“[29] – nur dann bestehen können, wenn sie talentierten Personen anderen Ursprungs Zugang in sie gewähren würde, und wenn sie bereit wäre, ihre Privilegien zu verteidigen. Paretos Schlussfolgerung nach würde vor allem dann eine Elite geschwächt werden, wenn sie aus humanitären Gefühlen die Rechte der untergeordneten Gruppen zu verteidigen versuchen würde. Solche Gefühle würden sowieso zu nichts führen, meinte er, denn somit würden die unterdrückten Gruppen bald die Eliten ersetzen und an ihrer Stelle gelangt, nichts Anderes tun als ihre neu erworbenen Privilegien zu verteidigen.[30]

Pareto gehörte keiner politischen Gruppierung an – er wollte die Gesellschaft objektiv beobachten, wenn auch mit einem gewissen Zynismus und mit Ironie. Dies änderte nichts daran, dass nach seinem Tod seine Ideen von Mussolini rezipiert und gelobt wurden und mit der faschistischen Bewegung assoziiert wurden. Das war aber nicht seine Absicht gewesen.

Von großer Resonanz für die spätere Forschung war vor allem, wie Pareto Eliten definierte. Eliten seien von Personen gebildet, welche die höchste Stufe in sozialen Werten wie Macht, Reichtum und Kenntnissen erreicht hätten. Sie seien vor allem im wirtschaftlichen und politischen Bereich anzutreffen, aber man könne

---

Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa, Göttingen 1997 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 133).

[27] Zum Eliten-Konzept in der Soziologie, vgl. Michael Hartmann, Elitesoziologie. Eine Einführung, Frankfurt/M. 2008 (Sozialwissenschaftliche Studienbibliothek, Bd. 2. Campus Studium).

[28] Vilfredo Pareto, Les Systèmes socialistes, hrsg. von Giovani Busino, Genf 1965 (Œuvres complètes, Tom V) (Erstausgabe Paris 1902-1903), Introduction, S. 8.

[29] „I popoli, salvo brevi intervalli di tempo, sono sempre governati da un'aristocrazia, intendendo questo termine nel senso etimologico e volgendolo a significare i più forti, energici e capaci, così nel bene del resto come nel male.“ Vilfredo Pareto, Un'applicazione di teorie sociologiche, in: Ders., Ecrits sociologiques mineurs, hrsg. von Giovani Busino, Genf 1980 (Œuvres complètes, Tom XXII) (Aufsatz ursprünglich 1900 erschienen), S. 186.

[30] Hans L. Zetterberg, Introduction, in: Vilfredo Pareto, The Rise and Fall of the Elites, Salem 1967, S. 1-3.

auch das Konzept in Bezug auf Wissenschaft, Religion, Kunst oder gar Ethik anwenden.[31]

Gaetano Mosca (1858-1931) war Jurist und Politologe und wurde auch als Abgeordneter sowie Senator in der italienischen Politik aktiv. Mosca hat beobachtet, dass Gesellschaften nicht von einzelnen Personen regiert werden, sondern von herrschenden Gruppen, die eine Minderheit bilden – Oligarchien oder eine „politische Klasse" („la classe politica").[32] Man könne verschiedene Kategorien von „Aristokratien" identifizieren: Eine militärische[33] und eine religiöse Aristokratie[34], eine Aristokratie von Reichtum[35], eine Aristokratie von Leistung.[36] Diese Minderheit sei nicht nur durch bloße Macht charakterisiert, sondern auch dadurch, dass sie ihre herrschende Stellung durch Theorien und Prinzipien begründe, die auf Überzeugungen und einem ethischen System fuße, die von allen Schichten der Gesellschaft akzeptiert seien.[37]

Mosca zufolge sei eine herrschende Gruppe durch ihre Kontrolle von „sozialen Kräften" („forze sociali")[38] charakterisiert, d.h. Elementen von sozialer Signifikanz wie Geld, Land, militärischer Macht, Religion, Bildung, Arbeit, Wissenschaft. Die Besonderheiten einer gegebenen herrschenden Gruppe würden die ganze Gesellschaft durch die Anzahl und den Grad der Kontrolle von sozialen Kräften prägen. Jede Gruppe wolle ihre eigene soziale Kraft als die wichtigste darstellen – so seien die Krieger schwer zu kontrollieren, weil sie die Waffen haben; die Reichen, weil jeder Reichtum anstrebe; die Priester, weil sie die Massen beeinflussen und ein Monopol über Geheimnisse des Lebens beanspruchen. Die Balance zwischen diesen Gruppen und Kräften schaffe die Eigenheiten jeder Gesellschaft, deren Stabilität garantiere ihr Fortbestehen.[39]

Obwohl das Thema der Eliten schon lange die Frühneuzeitforschung beschäftigt, wurde es erst spät von Mediävisten aufgegriffen.[40] Das Modell der Eliten wur-

---

[31] Vilfredo Pareto, Traité de sociologie générale, hrsg. von Giovani Busino, Genf 1968 (Œuvres complètes, Tom XII) (Erstausgabe 1916), XI, 2026-2059, S. 1295-1305; Zetterberg, Introduction (wie Anm. 30), S. 8.

[32] Gaetano Mosca, Elementi di scienza politica, Torino 1923, II, 1, S. 52-53.

[33] Mosca, Elementi… (wie Anm. 32), II, 4, S. 56-59.

[34] Mosca, Elementi… (wie Anm. 32), II, 1, S. 52-53.

[35] Mosca, Elementi… (wie Anm. 32), II, 5, S, 59-62.

[36] Mosca, Elementi… (wie Anm. 32), II, 1, S. 52-53.

[37] Arthur Livingston, Introduction, in: Gaetano Mosca, The Ruling Class, übersetzt von Hannah D. Kahn, New York, Toronto, London 1939, S. XV.

[38] Mosca, Elementi… (wie Anm. 32), V, 6, S. 122-125.

[39] Livingston, Introduction (wie Anm. 37), S. XIX.

[40] Vgl. u.a. Peter Burke, Venice and Amsterdam. A Study of Seventeenth-century Elites, London 1974; Robert Muchembled, Culture populaire et culture des élites dans la France moderne (XVe – XVIIIe siècle). Essai, Paris 1978 (L'Histoire vivante); Ingrid Bátori, Erdmann Weyrauch, Die bürgerliche Elite der Stadt Kitzingen. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einer landes-herrlichen Stadt im 16. Jahrhundert, Stuttgart 1982 (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit, 11); Klaus Malettke, Jürgen Voss, Hrsg., Humanismus und höfisch-städtische Eliten im 16. Jahrhundert. Humanisme et élites des cours et des villes au XVIe siècle, Bonn 1990 (Pariser historische Studien, 27); Jean-Philippe Genet, Hrsg., L'Etat moderne et les Elites XIIIe – XVIIIe siècle. Apports et limites de la méthode

de erstmals auf der jährlichen Tagung der französischen Mittelalterhistoriker 1996 dezidiert angewendet, und zwar in Bezug auf die städtischen Eliten des Spätmittelalters.[41] Der Begriff der Eliten bot eine neue Zugangsweise, um eine soziale Gruppe zu greifen, für die zeitgenössische und moderne Bezeichnungen in oft unklarer Weise benutzt wurden – „Patriziat" war im Mittelalter nur selten, in Anlehnung an antiken Vorbildern, verwendet, während die Zeitgenossen eher von der *sanior pars* sprachen.[42] Mit der Theorie der Eliten wurde versucht, strenger zwischen wissenschaftlichen Gesellschaftserklärungen und Deutung historischer Begriffe zu differenzieren. Wie Elisabeth Crouzet-Pavan zeigte, ist es zuerst notwendig, sich über die politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Voraussetzungen der Herrschaft („domination") Klarheit zu verschaffen.[43] Historiker können zeigen, wie sich die Herrschaft der Eliten demonstriere und wie sie bestehe; es sei oft schwieriger zu rekonstruieren, wie sie entstanden sei. Es ist sicherlich kein Zufall, dass das Eliten-Konzept zuerst für die herrschenden Gruppen in den spätmittelalterlichen Städten herangezogen wurde, denn diese sind mit herkömmlichen Begriffen schwer zu definieren: Während Kaufleute sich die Werte des Adels aneigneten, begannen sich Adelige für Handel zu interessieren. Diese Eliten schufen für sich eine neue Identität, die ihre „domination" legitimierte und sie von der restlichen Bevölkerung akzeptieren ließ – sie kristallisierte sich um den angeblichen gemeinsamen Willen zur Förderung des *bonum commune*. Der Diskurs über ihre Legitimität sei, so Crouzet-Pavan, der „Beweis der Existenz" dieser Elite.[44]

Nachdem der Begriff „élites" im Titel einer Tagung über die Karolingerzeit in Lille erwähnt worden war, wurde dem Konzept mit der Gründung eines internationalen, in Frankreich verankerten Forschungsprojekts[45] verstärkt Aufmerksamkeit

---

prosopographique. Actes du colloque international CNRS-Paris, 16-19 octobre 1991, Paris 1996 (Publications de la Sorbonne. Histoire moderne, 36). Zur älteren französischen Forschung vgl. Christophe Charle, Jean Nagle, Marc Perrichet, Michel Richard, Denis Woronoff, Prosopographie des élites françaises (XVI[e] – XX[e] siècles). Guide de recherche, Paris 1980 (Centre National de la Recherche Scientifique. Institut d'histoire moderne et contemporaine).

[41] Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public, Les Elites urbaines au Moyen Age. XXVII[e] Congrès de la S.H.M.E.S. (Rome, mai 1996), Paris 1997 (Collection de l'Ecole française de Rome, 238. Série Histoire Ancienne et médiévale, 46). Eine Ausnahme bildet ein Tagungsband, der teilweise dem Mittelalter gewidmet ist: François Piquet, Hrsg., Elite et noblesse en Europe. Actes du colloque organisé les 9 et 10 juin 1994 à l'Université Jean Moulin-Lyon 3, Lyon 1995. Der Begriff „Elite" wird aber nur vage definiert. Vgl. Jean-Paul Allard, Elite et noblesse en Europe. Avant-propos, in: Piquet, Hrsg., Elite… (wie in dieser Anm.), S. 1-6.

[42] Philippe Braunstein, Pour une histoire des élites urbaines: vocabulaire, réalités et représentations, in: Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public, Les Elites urbaines… (wie Anm. 41), S. 29-38.

[43] Elisabeth Crouzet-Pavan, Les Elites urbaines: aperçus problématiques (France, Angleterre, Italie), in: Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public, Les Elites urbaines… (wie Anm. 41), S. 11-12.

[44] „Dans le discours qu'élaborent les élites pour se justifier, nous trouvons, comme par hasard, du moins c'est moi qui le dis, la preuve de leur existence." Crouzet-Pavan, Les Elites… (wie Anm. 43), S. 28.

[45] „Les Elites dans le haut Moyen Age occidental (V[e] – XI[e] siècle): formation, identité, reproduction." Vgl. http://lamop.univ-paris1.fr/W3/lamopIV.htm.

gewidmet. Das Vorhaben beschrieb Régine Le Jan, Initiatorin des Projekts, in einer programmatischen Schrift zur Einleitung zur ersten Tagung der Reihe, die in Marne-la-Vallée 2003 abgehalten wurde und der Historiographie zum Thema Eliten gewidmet wurde.[46] Le Jan wies zunächst auf die bahnbrechenden Arbeiten von Pareto und Mosca hin und fasste zusammen: „In sämtlichen Gesellschaften gibt es eine dirigierende Minderheit, die Reichtum und Prestige auf sich konzentriert, die also die Elite bildet."[47] Zwar seien Eliten durch ihr Wesen, ihren Ursprung und ihre Funktionen verschiedenartig. Dennoch insistiert Le Jan auf die Tatsache, dass die Eliten nicht nur durch ihre hohe Stellung in der Gesellschaft charakterisiert werden, sondern auch durch die Anerkennung ihrer Stellung durch die restliche Gesellschaft. Außerdem grenze sich eine Elite von der restlichen Bevölkerung durch besondere „signifikante Verhaltensweisen" („comportements signifiants"), die als „Distinktionselemente" („éléments de distinction") fungieren, ab: Das Tragen von besonderer Kleidung, den Usus der Schriftkultur, das Wohnen in besonderen Siedlungsformen, die Übung mit Waffen, besondere Bestattungsbräuche, usw.[48]

Schon in der Einleitung zur Publikation der Tagung in Lille hatte Régine Le Jan am Beispiel Europas in der Zeit der Karolinger auf die Bedeutung der Ideologien für das Funktionieren einer Gesellschaft aufmerksam gemacht. Die Durchsetzung des politischen Willens sei von kulturellen und ideologischen Voraussetzungen abhängig, um deren Etablierung die Zusammenarbeit der zentralen Instanzen besonders mit den Schichten der Eliten notwendig gewesen sei. Somit hätten die Eliten eine entscheidende politische Funktion gehabt.[49]

Die Reflexion über Eliten im Mittelalter wurde in einer Reihe von internationalen Tagungen weitergeführt, aus denen bereits zwei Sammelbände hervorgegangen sind. In seiner Einleitung zu den Beiträgen des Bandes über die Transformationen der frühmittelalterlichen Eliten hält Laurent Feller an der Definition von Régine Le Jan fest; er fasst sie mit drei Schlüsselbegriffen zusammen: Prestige, Reichtum und Macht („pouvoir") und insistiert auf Aspekte der Kultur und der Lebensweise. Schließlich ermögliche das Konzept der Eliten, Feller zufolge, sich von den zeitgenössischen Vorstellungen zu lösen: „Die wissenschaftliche Analyse in den Geisteswissenschaften kann sich nicht mit den autochthonen Kategorien und mit der Analyse der Kontexte begnügen."[50] Es sei nötig, nicht nur die Vergangenheit ver-

[46] Die Beiträge der Tagung wurden online publiziert: L'Historiographie... (wie Anm. 1).

[47] „Il y a dans toutes les sociétés une minorité qui dirige, qui concentre les richesses et le prestige, qui forme donc l'élite." Régine Le Jan, Introduction, in: L'Historiographie... (wie Anm. 1), S. 1.

[48] Le Jan, Introduction, in: L'Historiographie... (wie Anm. 47), S. 1.

[49] Régine Le Jan, Introduction, in: Dies., Hrsg., La Royauté et les Elites dans l'Europe carolingienne (début IXe siècle aux environs de 920), Villeneuve d'Ascq, 1998, S. 7-16.

[50] „L'analyse scientifique dans les sciences humaines ne peut pas en demeurer aux catégories indigènes et à l'analyse des contextes." Laurent Feller, Introduction. Crises et renouvellements des Elites au haut Moyen Age: mutations ou ajustements des structures?, in: François Bougard, Ders., Régine Le Jan, Hrsg., Les Elites au haut Moyen Age. Crises et renouvellements, Turnhout 2006 (Haut Moyen Age, 1), S. 9.

ständlich zu machen, sondern auch übliche wissenschaftliche Kategorien zu präzisieren. Ein abstrakter Begriff wie der der Eliten ermögliche, das von den Zeitgenossen „Nicht-Gesagte" („non dit") zu problematisieren und den Vorgang der wissenschaftlichen Interpretation klarer erscheinen zu lassen: Dieser sei nicht nur von den Vorstellungen der Menschen der untersuchten Epochen geprägt, sondern auch von der Überlieferungsweise der Informationen und ebenso von den persönlichen Erfahrungen der Geschichtsforscher.[51]

Die Beiträge des folgenden Tagungsbandes der Reihe sind der Funktion des Raumes für die Ausübung der „domination" der Eliten gewidmet. Wie Philippe Depreux schreibt, gehören die Beziehungen der Menschen des Frühmittelalters zum Raum zum Wesen ihres sozialen Status. Die Definition des Territoriums sowie die Beherrschung des Raumes bilden einen Teil des Phänomens der Eliten.[52] Somit wird ein spezieller Aspekt untersucht, der auf anschauliche Weise die Möglichkeiten beleuchtet, welche die Untersuchung der frühmittelalterlichen Gesellschaften mit Hilfe der Theorie der Eliten eröffnet. Weitere Aspekte werden demnächst in den folgenden Bänden der Reihe ausführlich behandelt, wovon einige bereits in Vorbereitung sind.[53]

Ähnlich zur Elitenforschung ist die Annäherung zum Objekt von Joseph Morsel, der sich vorzugsweise des Begriffes „aristocratie" bedient. Er sieht als Hauptproblem in der Verwendung des Terminus „noblesse" durch die Historiker die Tatsache, dass das Wort in jeder Epoche und in jeder Gesellschaft eine andere Bedeutung hat. In der heutigen geläufigen Verwendung sei „noblesse" sehr stark von Konnotationen geprägt, die aus der Frühen Neuzeit stammen, als der Adel ein rechtlich klar abgegrenzter Stand geworden war. Dies führe auf problematische Weise zu Missverständnissen oder zumindest zu einer unscharfen Verwendung.[54] Um dies umzugehen bevorzugt Morsel den Begriff „Aristokratie", der insofern objektiver ist als er im Mittelalter unbekannt war. Die Aristokratie definiert Morsel

---

[51] „En d'autres termes, la démarche qui consiste à utiliser deux mots aussi complexes que ceux de 'crise' et d'"élite' a aussi pour but de nous faire progresser dans une voie réflexive destinée à dévoiler, à nous-mêmes aussi, les ressorts de notre pratique professionnelle, à sortir du non dit pour prendre le risque de l'affirmation d'un 'nous' savant qui intègre aussi bien les savoirs indigènes, les modalités par lesquelles celui-ci s'est transmis par l'écriture, et les données de nos expériences personnelles face aux sources que nous sommes appelés à commenter et donc à manipuler." Feller, Introduction... (wie Anm. 50), S. 9.

[52] Philippe Depreux, Introduction, in: Ders., François Bougard, Régine Le Jan, Hrsg., Les Elites et leurs espaces. Mobilité, rayonnement, domination (du VIe au XIe siècle), Turnhout 2007 (Haut Moyen Age, 5), S. 9.

[53] Bereits abgehaltene Tagungen: „Hiérarchie, ordre et mobilité dans l'Occident médiéval (400-1100)", Auxerre, 2006 (Tagungsbericht von Geneviève Bührer-Thierry: Bulletin d'information de la Mission Historique Française en Allemagne, 43, 2007, S. 15-18); „La Culture du haut Moyen Age, une question d'élites?", Cambridge, 2007 (Tagungsbericht von Gaëlle Calvet, Laurence Leleu und Thomas Lienhard: Bulletin d'information de la Mission Historique Française en Allemagne, 44, 2008, S. 23-27); „Les Elites et la richesse au haut Moyen Age", Brussel, 2008 (Tagungsbericht von Thomas Lienhard: Bulletin d'information de la Mission Historique Française en Allemagne, 44, 2008, S. 49-51).

[54] Joseph Morsel, L'Aristocratie médiévale. La Domination sociale en Occident (V^{e} – XVe siècle), Paris 2004 (Collection U – Histoire), S. 3-7.

durch die „soziale Herrschaft" („domination sociale").[55] Im Zentrum seiner Aufmerksamkeit stehen die „sozialen Beziehungen" („rapports sociaux") viel mehr als eine soziale Kategorie.[56] Es geht ihm also in erster Linie um ein soziales Phänomen.

Adel und Eliten in interdisziplinärer Betrachtung

Es steht völlig außer Zweifel, dass beide vorgestellte Zugänge zur Erforschung der mittelalterlichen Oberschichten wichtig sind und maßgeblich zu einem besseren Verständnis der Gesellschaften des Mittelalters geführt haben. Nun soll aber betrachtet werden, welche Aspekte sich für eine interdisziplinäre Untersuchung insbesondere mit der Archäologie und Geschichtswissenschaft besser eignen.

Die Forschung über den mittelalterlichen Adel dient vor allem dazu, die Vorstellungen und Kategorien der Menschen des Mittelalters zu verstehen. Dies ist wiederum eine unersetzbare Voraussetzung, um sich über die Verwendung des Begriffs und der Idee durch mittelalterliche Autoren Klarheit zu verschaffen. Besonders da das Adelskonzept in späteren Zeiten einen anderen Sinn als im Mittelalter hatte, ist es von grundlegender Bedeutung, die zeitgenössische Sicht in die Betrachtung einzubeziehen. In Bezug auf die Archäologie bereitet dies aber insofern ein Problem, als es nur selten möglich ist eindeutig zu bestimmen, ob die untersuchten Attribute – Grabbeigaben, Bestattungssitten, Siedlungsformen, usw. – für die Zeitgenossen als charakteristisch für den Adel galten. Im Fall von schriftlosen Gesellschaften ist dies ganz und gar unmöglich, denn man kann nicht einmal wissen, ob sie einen Adel konzeptualisiert haben, geschweige denn, wie.

Das Modell der Eliten eröffnet aber neue Möglichkeiten, indem nicht ein zeitgenössischer Begriff, sondern Beziehungen zwischen Gesellschaftsgruppen im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen – die Herrschaft oder „domination" und insbesondere die Menschen, die diese ausübten. Aus geschichtswissenschaftlicher Sicht ermöglicht dies, verschiedene Bevölkerungsgruppen abgesehen von den mittelalterlichen Kategorien in die Betrachtung einzubeziehen. Für die Archäologie hat es den Vorteil, Gesellschaftskategorien unabhängig von – oft unklaren, manchmal unbekannten – zeitgenössischen Vorstellungen zu interpretieren.

Macht, Reichtum, besondere Kenntnisse, oder auch Moscas „soziale Kräfte" können sowohl von Historikern als auch von Archäologen untersucht werden. Die Ideologien, die das Fortbestehen von Eliten garantieren, können vorzugsweise von Historikern untersucht werden. Aber viele der Aspekte, die durch die äußerliche Wirkung die hervorgehobene Stellung von Eliten legitimieren, können durchaus –

---

[55] „Non seulement le terme (i.e. aristocratie) est étranger au langage médiéval, mais surtout il renvoie fondamentalement au phénomène social que les querelles de chapelles ont largement fini par occulter: la *domination sociale* à long terme d'un groupe restreint d'individus (…)." Morsel, L'Aristocratie… (wie Anm. 54), S. 6.

[56] Morsel, L'Aristocratie… (wie Anm. 54), S. 8-9.

wie Régine Le Jan scharfsinnig festgestellt hat – von Archäologen untersucht werden: Alle Elemente der materiellen Kultur, die auf eine Ausdifferenzierung und Abgrenzung hindeuten.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass es in jeder Gesellschaft Eliten gegeben hat – einen Adel hingegen nicht unbedingt.

Kulturtransfer in der Neuzeit

Die Erforschung von Kulturtransfers wurde zum größten Teil von den Arbeiten einer Forschungsgruppe um die Kulturhistoriker Michel Espagne und Michael Werner geprägt, die in den 1980er Jahren gegründet wurde und den reziproken Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert gewidmet wurde. Espagne und Werner haben den Begriff „Kulturtransfer" erstmals in die wissenschaftliche Diskussion eingeführt. 1986 hielt die Arbeitsgruppe ihre erste Tagung in Göttingen ab.[57]

Der Begriff des Transfers wurde von Espagne und Werner nicht nur deswegen bevorzugt, weil er keine Schwierigkeiten für die Übersetzung bietet und durch die Verwendung in bestimmten Fachjargons nicht belastet sei[58], sondern auch, da er den prozessualen Charakter des Phänomens unterstreicht. Es geht hier nicht darum, kulturelle Eigenheiten in ihrem Wesen zu untersuchen, sondern in ihrem Werden: Im Zentrum des Interesses steht die Dynamik des Vorgangs.[59] Es wurde nämlich beobachtet, dass „bei der Selektion und Integration fremder Kulturgüter kulturimmanente Konstellationen den Ausschlag geben."[60] Welche Kulturelemente aus einer fremden Kultur genommen und integriert werden, sei von den Erwartungen und Bedürfnissen der Aufnahmekultur abhängig.[61] Schließlich sei wichtig zu betonen, dass „das jeweilige Transferobjekt ja in Ausgangs- und Rezeptionskultur einen verschiedenen Stellenwert besitzt und damit per definitionem interpreta-

[57] Michel Espagne, Les Transferts culturels franco-allemands, Paris 1999 (Perspectives germaniques), S. 11-14; Ders., Michael Werner, Présentation, in: Dies., Hrsg., Transferts. Les Relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe – XIXe siècle), Paris 1988 (Travaux et mémoires de la Mission Historique Française en Allemagne, Göttingen), S. 5-8.

[58] Matthias Middell weist aber darauf hin, dass die Begriffe „Technologietransfer" und „Kulturexport" in der deutschsprachigen Wissenschaften lange Traditionen haben. Matthias Middell, Von der Wechselseitigkeit der Kulturen im Austausch. Das Konzept des Kulturtransfers in verschiedenen Forschungskontexten, in: Andrea Langer, Georg Michels, Hrsg., Metropolen und Kulturtransfer im 15./16. Jahrhundert. Prag – Krakau – Danzig – Wien, Stuttgart 2001 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 12), S. 15.

[59] Michel Espagne, Michael Werner, Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand. Eine Problemskizze, in: Dies., Transferts... (wie Anm. 57), S. 12-13.

[60] Espagne, Werner, Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand... (wie Anm. 59), S. 22.

[61] Espagne, Werner, Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand... (wie Anm. 59), S. 20-26; Dies., Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert. Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm des C.N.R.S., in: Francia, 13, 1985, S. 508-509.

torisch multivalent wird."[62] Historische Untersuchungen mit Hilfe des Kulturtransfermodells dienen dazu, diese Vorgänge in ihren jeweiligen Eigenheiten zu rekonstruieren und zu verstehen.

Außerdem wird dabei insbesondere nach den Vermittlern von Kulturtransfers gesucht und nach den Bedingungen und Motiven ihrer Tätigkeit. Sie zu identifizieren ermögliche, den Prozess des Transfers und seine Modalitäten zu erkennen.[63] So können Kulturelemente durch einzelne Individuen oder durch Gesellschaftsgruppen transferiert werden. Die soziale Position und die Tätigkeiten der Vermittler können den Kontext der Aufnahmekultur modifizieren.[64]

Die Arbeit der Forschergruppe wurde sehr stark durch ihre Einbettung in der späten Neuzeit geprägt. Zwar schreibt Michel Espagne, dass Kulturtransfers zwischen Kulturen von kleiner Verbreitung wie denjenigen nordamerikanischer Indianerstämme stattgefunden haben können, betont aber, dass Kulturtransfers in erster Linie für Nationalstaaten von Bedeutung seien. Da es Nationalstaaten eben erst seit der späten Neuzeit gibt, gelte also die Kulturtransferforschung vor allem für diese historische Periode.[65] Espagne erklärt dies damit, dass Kulturtransfers, wie er sie versteht, nur zwischen zwei kulturellen Räumen stattfinden können, die nicht nur verschieden genug organisiert sind, sondern auch von einem starken Bewusstsein der eigenen Identität geprägt sind. Da dies im Europa der Vormoderne, also vor dem späten 18. Jahrhundert, in solchem Rahmen nicht der Fall war, könne meistens nicht von Import oder Export von kulturellen Elementen die Rede sein, sondern eher von einer „Zirkulation in einem intellektuellen Rahmen, der hauptsächlich homogen" gewesen sei.[66]

Dies wird vor allem dann verständlich, wenn man die Zwecke, welche die Forschergruppe sich gesetzt hatte, in die Überlegungen mit einbezieht.[67] Expliziter Auslöser des Forschungsvorhabens war es, eine Alternative zur historischen Kom-

---

[62] Espagne, Werner, Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand... (wie Anm. 59), S. 20.

[63] Michel Espagne, Der theoretische Stand der Kulturtransferforschung, in: Wolfgang Schmale, Hrsg., Kulturtransfer. Kulturelle Praxis im 16. Jahrhundert, Innsbruck u.a. 2003 (Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 2), S. 64; Ders., Werner, Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert... (wie Anm. 61), S. 506-508; Thomas Fuchs, Sven Trakulhun, Kulturtransfer in der Frühen Neuzeit. Europa und die Welt, in: Dies., Hrsg., Das eine Europa und die Vielfalt der Kulturen. Kulturtransfer in Europa 1500-1850, Berlin 2003 (Aufklärung und Europa. Schriftenreihe des Forschungszentrums Europäische Aufklärung e.V., Bd. 12), S. 18; Günter Berger, Franziska Sick, Einleitung, in: Dies., Hrsg., Französisch-deutscher Kulturtransfer im *Ancien Régime*, Tübingen 2002 (Cahiers Lendemains, Bd. 3), S. 11.

[64] Espagne, Les Transferts... (wie Anm. 57), S. 27-28; Ders., Werner, Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand… (wie Anm. 59), S. 30-34.

[65] Espagne, Les Transferts… (wie Anm. 57), S. 1-2; 17-20; Ders., in: Wolfgang Schmale, Hubert C. Ehalt, Michel Espagne, Martina Kaller-Dietrich, Renate Pieper, Lutz Musner, „Kulturtransfer" – Europäische Geschichte gegen den Strich nationaler Mythen (Podiumsdiskussion in den „Wiener Vorlesungen"), in: Schmale, Hrsg., Kulturtransfer... (wie Anm. 63), S. 17.

[66] Espagne, Les Transferts… (wie Anm. 57), S. 18.

[67] Espagne, Les Transferts… (wie Anm. 57), S. 1-2; Ders., Werner, Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand... (wie Anm. 59), S. 11.

paratistik zu entwickeln, da Espagne und Werner diese als unbefriedigend empfunden haben.[68] Espagne zufolge setze die Komparatistik zwei komplett getrennte Kulturräume voraus und negiere wechselseitige Beeinflussungen; jede Kultur sei ein autonomes Gebilde, das sich mehr oder weniger aus sich heraus entwickelt hätte. Auf dieser Basis fußend würde die Komparatistik nur dazu führen, die Illusion von abgegrenzten Nationalkulturen zu untermauern.[69] Dies ist aber genau das, was Espagne verhindern möchte: Er möchte zeigen, dass die kulturelle Abgrenzung von Nationalstaaten stets eine künstliche Konstruktion ist, dass jede sog. Nationalkultur durch Elemente aus anderen Kulturen geprägt wurde. Der Hauptzweck der Kulturtransferforschung sei eben zu zeigen, wie diese kulturellen Beeinflussungen vonstatten gegangen sind, unter welchen Bedingungen und durch die Wirkungen von welchen Vermittlern. Schließlich diene die Kulturtransferforschung dazu, die Nationalkulturen zu dekonstruieren und das „Fremde" („l'étranger") in der eigenen Kultur ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu bringen.[70]

Es leuchtet somit ein, dass die Begrenzung auf die späte Neuzeit für die Kulturtransferforschung nicht so sehr vom Phänomen selbst des Kulturtransfers vorausgesetzt wird, sondern von den Ergebnissen, die die Espagne-Werner-Arbeitsgruppe bezweckte. Daraus zu folgern, dass Kulturtransferforschung für sämtliche Epochen der Vormoderne unmöglich sei, erscheint also als ein Zirkelschluss. Kulturtransferforschung kann nicht dazu führen, die Kulturen von Nationalstaaten besser zu verstehen, wenn ein Zeitalter untersucht wird, in dem es keine Nationalstaaten gibt. Es wird aber gleichzeitig klar, dass eine reflektierte Kulturtransferforschung für das Mittelalter andere Ziele und Vorgehensweisen entwickeln muss, als diejenigen, die von Espagne und Werner vorgeschlagen werden.

Das Kulturtransfermodell für die frühe Neuzeit zu adaptieren wurde bereits mehrfach versucht. Der Ansatz sollte wiederum das Phänomen der Nationalkultur dekonstruieren, indem seine lange Entstehungsphase und seine Vorgängerformen in Bezug auf die multiplen fremden Einflüsse untersucht werden. Die frühe Neuzeit wird dabei als eine Epoche angesehen, in der es zwar noch keine Nationalstaaten gegeben habe, aber in der es eine unabwendbare Entwicklung in diese Richtung gegeben habe, obwohl die Zeitgenossen sich nicht dessen bewusst sein konn-

[68] Espagne, Les Transferts… (wie Anm. 57), S. 35-49.

[69] Espagne, Les Transferts… (wie Anm. 57), S. 46-47; Ders., Der theoretische Stand... (wie Anm. 63), S. 63-65. Der Gegensatz zwischen Komparatistik und Kulturtransferforschung wurde seitdem von anderen Forschern in Frage gestellt. Vgl. Cornel A. Zwierlein, Komparative Kommunikationsgeschichte und Kulturtransfer im 16. Jahrhundert – Methodische Überlegungen entwickelt am Beispiel der Kommunikation über die französischen Religionskriege (1559-1598) in Deutschland und Italien, in: Schmale, Hrsg., Kulturtransfer... (wie Anm. 63), S. 87-88; Fuchs, Trakulhun, Kulturtransfer... (wie Anm. 63), S. 15-16; Joseph Jurt, Das wissenschaftliche Paradigma des Kulturtransfers, in: Berger, Sick, Hrsg., Französisch-deutscher Kulturtransfer... (wie Anm. 63), S. 30-31; Middell, Von der Wechselseitigkeit... (wie Anm. 58), S. 26-35.

[70] Espagne, Les Transferts… (wie Anm. 57), S. 267-270; Berger, Sick, Einleitung (wie Anm. 63), S. 7-13; Gregor Kokorz, Helga Mitterbauer, Einleitung, in: Dies., Hrsg., Übergänge und Verflechtungen. Kulturelle Transfers in Europa, Bern u.a., 2004 (Wechselwirkungen. Österreichische Literatur im internationalen Kontext, Bd. 7), S. 7-8.

ten.[71] Wolfgang Schmale betont, dass fundamentale Änderungen in den kulturellen Identitäten im 16. Jahrhundert vonstatten gegangen sind. Die europäischen Gesellschaften seien in zahlreiche kleine kulturelle Einheiten geteilt gewesen, die sich durch Sprache, Raum, Herrschaft oder Konfession unterschieden hätten. Um diese Pluralität einzuordnen hätten die Zeitgenossen bereits begonnen, in den „identitären Potenzen" ihrer Kulturen nach „identitären Essenzen" zu suchen. Neue kulturelle Grenzen seien daraus entstanden, obwohl sie bei weitem noch nicht so rigide waren wie im Zeitalter der Nationalismen.[72]

Der Verweis auf spätere Nationalkulturen oder deren Vorläuferformen ist aber nicht unbedingt notwendig. Andere Typen von kulturellen Räumen können durchaus existiert haben. Selbst für das 19. Jahrhundert wurde darauf aufmerksam gemacht, dass Kulturtransfers ebenso zwischen Religionsgemeinschaften, Wirtschaftsregionen oder anderen Entitäten stattgefunden haben können.[73] Dem Frühneuzeithistoriker Cornel A. Zwierlein zufolge sei es folgenreicher, von Nationalkulturen abzusehen anstatt diese nur dekonstruieren zu wollen. Soziale Einheiten, die sich durch Sprache, Konfession oder Territorium voneinander abgegrenzt haben, hätten durchaus im 16. Jahrhundert existiert. Um Kulturtransfer zu erforschen, sei vor allem notwendig zu identifizieren, um welche Typen von kulturellen Systemen es sich handle.[74] Es reiche aus, so Zwierlein, wenn in irgendeiner Weise ein Bewusstsein von einer „gewisse(n) Fremdheit" vorhanden gewesen sei.[75]

Prinzipiell können für frühere Epochen auch die Transfervorgänge auf die Weise untersucht werden, die Espagne und Werner empfehlen – indem man nach den Vermittlern sucht und die Bedingungen im Aufnahmekontext untersucht. In seinen Ausführungen über den kulturellen Austausch in der Frühen Neuzeit hat sich Peter Burke bemüht, diese Vorgänge einzuordnen und zu erläutern. Er unterschied zwischen Rezeption, Aneignung und Anpassung. Unter einfacher Rezeption versteht er, dass eine aufnehmende Kultur Elemente einer Ausgangskultur übernimmt, ohne diese wesentlich zu modifizieren. Mit Aneignung (Appropriation) beschreibt er den Prozess, bei dem die aufnehmende Kultur Aspekte einer fremden Kultur aufnimmt, sie aber zu ihren eigenen Bedürfnissen adaptiert. Schließlich schlägt er Anpassung (Akkomodation) dann vor, wenn sich die Ausgangskultur

---

[71] Wolfgang Schmale, Einleitung: Das Konzept „Kulturtransfer" und das 16. Jahrhundert. Einige theoretische Grundlagen, in: Ders., Hrsg., Kulturtransfer... (wie Anm. 63), S. 41-42; Fuchs, Trakulhun, Kulturtransfer... (wie Anm. 63), S. 7-13.

[72] Schmale, Einleitung... (wie Anm. 71), S. 45-58.

[73] Rudolf Muhs, Johannes Paulmann, Willibald Steinmetz, Brücken über den Kanal? Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert, in: Dies., Hrsg., Aneignung und Abwehr. Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert, Bodenheim 1998 (Arbeitskreis Deutsche England-Forschung. Veröffentlichung 32), S. 18.

[74] Zwierlein, Komparative Kommunikationsgeschichte... (wie Anm. 59), S. 88-91; Fuchs, Trakulhun, Kulturtransfer... (wie Anm. 53), S. 14-20; Espagne, Der theoretische Stand... (wie Anm. 53), S. 72-74.

[75] Zwierlein, Komparative Kommunikationsgeschichte... (wie Anm. 69), S. 90.

angesichts der Übernahme von eigenen kulturellen Elementen durch eine andere Kultur selbst ebenfalls verändert.[76]

Kulturtransfer im Mittelalter

In der Mediävistik wurde selten explizit auf die Kulturtransferforschung zurückgegriffen. Ähnliche Konzepte wurden zwar zum Objekt von Fachtagungen in Frankreich, Deutschland und Polen – „échanges culturels“[77], „kultureller Austausch“[78] oder „Wanderungen von Gegenständen und Ideen“[79] – ohne aber dass sie theoretisch untermauert worden wären.[80] Nur Stéphane Lebecq hat es gewagt, anhand der Ergebnisse einer 2001 in Boulogne-sur-Mer abgehaltenen Tagung, Besonderheiten der mediävistischen Kulturtransferforschung zu unterstreichen und auf spezifische Themen und Annäherungsweisen hinzuweisen. Lebecq zufolge sollte man den Austausch, der eine Reziprozität des Vorgangs und eine Teilnahme von zwei Instanzen zur Voraussetzung hat, von Phänomenen wie Kontakt oder Diffusion unterscheiden, die nur in eine Richtung gehen. Von Lebecq unterstrichene Lieblingsthemen der Erforschung kultureller Austausche im Mittelalter sind die ausgetauschten Gegenstände, die Vermittler und die Netzwerke.[81] Der Begriff Kulturtransfer wurde jedoch zumindest für zwei deutschsprachige Dissertationen gebraucht. Dominik Waßenhoven verweist auf die Kulturtransferforschung der späten Neuzeit und verwendet deren Modelle für die Untersuchungen von kulturellen Einflüssen aus Kontinentaleuropa in Skandinavien, indem er die Vermittler der Transfers zu identifizieren strebt. Er erläutert aber nicht, welche Unterschiede das Mittelalter gegenüber der Neuzeit als untersuchte Epoche in dieser Hinsicht

---

[76] Peter Burke, Kultureller Austausch (aus dem Englischen von Burkhardt Wolf), Frankfurt/M. 2000, S. 9-40; vgl. auch Anne Klammt, Sébastien Rossignol, Einleitung, in diesem Band.

[77] Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public, Les Echanges culturels au Moyen Age. XXXIIe Congrès de la SHMES (Université du Littoral Côte d'Opale, juin 2001, Publications de la Sorbonne, Paris 2002 (Série Histoire Ancienne et Médiévale, 70).

[78] Ingrid Kasten, Werner Paravicini, René Pérennec, Hrsg., Kultureller Austausch und Literaturgeschichte im Mittelalter. Transferts culturels et histoire littéraire au Moyen Age. Kolloquium im Deutschen Historischen Institut Paris. Colloque tenu à l'Institut Historique Allemand de Paris. 16.-18.3.1995, Sigmaringen 1998 (Beihefte der Francia, Bd. 43).

[79] Sławomir Moździoch, Hrsg., Wędrówki rzeczy i idei w średniowieczu, Breslau 2004 (Spotkania Bytomskie, V).

[80] Régine Le Jan unterstreicht die Rolle der Kommunikationsformen bei der Vermittlung von Kulturtransfers. Le Jan, Avant-propos, in: Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public, Les Echanges culturels… (wie Anm. 77), S. 7-8. Marco Mostert insistiert auf die Erkennung von verschiedenen geographischen Räumen bei der Rekonstruktion von Transfers. Mostert, Introduction, in: Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public, Les Echanges culturels… (wie Anm. 77), S. 10.

[81] Stéphane Lebecq, Echanges ou communications culturelles dans l'Europe médiévale? Conclusion, in: Société des Historiens Médiévistes de l'Enseignement Supérieur Public, Les Echanges culturels… (wie Anm. 77), S. 313-314.

präsentiert.[82] Michael Gassert bemüht sich hingegen, die Besonderheiten der mittelalterlichen Kulturtransfers zu charakterisieren, beschränkt aber seine Untersuchung auf die Rolle der Fernkaufleute als Vermittler von Transfers.[83]

Es bleibt also festzuhalten: Kulturtransfers können im Mittelalter beobachtet und untersucht werden, indem nach Vermittlern von Transfers und vor allem nach den Modalitäten des Geschehens gesucht wird. Dafür können die Modelle, die für die Erforschung der Neuzeit entwickelt wurden, durchaus nutzbar sein. Insbesondere die von Peter Burke eingeführten Kategorien von Vorgängen erscheinen hierfür zweckmäßig. Schwieriger ist aber, die neuzeitlichen Modelle in Bezug auf die untersuchten Kulturräume auf das Mittelalter zu übertragen.

In dieser Hinsicht erscheint es notwendig, die vorausgesetzten Kulturräume anders zu definieren als für die späte Neuzeit. Im Folgenden werden also einige Beispiele – die sich durchaus vermehren lassen könnten – erläutert, die für die Erforschung des Mittelalters nützlich sein können. Bei diesen Überlegungen wird ein breit gefasstes Konzept von Kultur berücksichtigt, wie er in der Kulturanthropologie von Edward Tylor empfohlen wurde. Tylor verstand Kultur als ein „komplexes Ganzes, das Kenntnisse, Glaubenssätze, Kunst, Moral, Gesetze, Gewohnheiten sowie alle anderen Fähigkeiten und Bräuche einschließt, die der Mensch als Mitglied einer Gesellschaft erwirbt."[84]

Kulturräume mit ethnischen Kriterien abzugrenzen erscheint für das Mittelalter äußerst schwierig, wenn nicht ganz und gar unmöglich. Das ethnische Bewusstsein der mittelalterlichen Gesellschaften beruhte weniger auf kulturellen Elementen als auf den fiktiven Glauben an eine gemeinsame Abstammung, der mit Mythen und Ursprungsberichten untermauert wurde.[85] Außerdem betraf die Zusammengehörigkeit zu einer ethnischen Gemeinschaft meistens nur die Eliten, wenn über-

---

[82] Dominik Waßenhoven, Skandinavier unterwegs in Europa (1000-1250). Untersuchungen zu Mobilität und Kulturtransfer auf prosopographischer Grundlage, Berlin 2006 (Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik, Bd. 8), S. 30-32, 105-139.

[83] Michael Gassert, Kulturtransfer durch Fernhandelskaufleute. Stadt, Region und Fernhandel in der europäischen Geschichte. Eine wirtschaftshistorische Untersuchung der Beziehungen zwischen wirtschaftlichen Vorgängen und kulturellen Entwicklungen anhand von Karten. 12. bis 16. Jahrhundert, Frankfurt/M. u.a. 2001 (Europäische Hochschulschriften. Reihe III. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 915), S. 59-122.

[84] „Culture or Civilization, taken in its wide ethnographic sense, is that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law, custom, and other capabilities and habits acquired by man as a member of society." Edward B. Tyler, Primitive Culture. Researches into the Development of Mythology, Philosophy, Religion, Language, Art, and Custom, London, 1920 (erste Auflage 1871), Bd. 1, S. 1; Peter Burke, What Is Cultural History? Second Edition, Cambridge 2008, S. 29-30.

[85] Magali Coumert, Origines des peuples. Les récits du Haut Moyen Age occidental (550-850), Paris 2007 (Collection des Etudes Augustiniennes. Série Moyen Age et Temps Modernes, 42); Walter Pohl, Telling the Difference: Signs of Ethnic Identity, in: Ders., Helmut Reimitz, Hrsg., Strategies of Distinction. The Construction of Ethnic Communities 300-800, Leiden, Boston, Köln 1998 (The Transformation of the Roman World, 2), S. 17-69; Herwig Wolfram, Origo et religio. Ethnic Traditions and Literature in Early Medieval Texts, in: Early Medieval Europe, Bd. 3, Nr. 1, 1994, S. 19-38; Patrick J. Geary, The Myth of Nations. The Medieval Origins of Europe, Princeton, Oxford 2002.

haupt.[86] Dass die ethnischen Gemeinschaften des Mittelalters nie mit besonderen Merkmalen in der materiellen Kultur identifizierbar sind, wurde bereits bewiesen.[87] Bestenfalls kann man einen „größere(n) Raum kulturellen Austauschs“[88] oder „Kulturraum“, der nie homogen ist[89] – wie denjenigen der Franken, Slawen oder Skandinavier – erkennen, nicht aber diejenigen von Völkern oder Stämmen – wobei in allen Fällen die Grenzen niemals klar und eindeutig laufen.

Religion konnte immer für die Abgrenzung von Gemeinschaften dienen. Im Mittelalter betraf dies vor allem die Beziehungen zwischen Christen und Heiden oder zwischen Christen verschiedener – lateinischer, griechischer, kirchenslawischer – Traditionen.[90] In Südeuropa kamen dazu noch die Muslimen.[91]

Latein blieb im ganzen Mittelalter die meistbenutzte internationale Verkehrsprache und die überwiegende Schriftsprache. Obwohl Latein noch nicht seine Dominanz und Ubiquität verlor, entstanden mit den Literaturen in den Volkssprachen neue Kulturräume.[92] Das reziproke Verständnis zwischen diesen Sprachwelten war nicht immer einfach und es wurde noch auf das Lateinische als Brückensprache zurückgegriffen.[93]

Königreiche und andere Territorialherrschaften stimmten im Mittelalter nie mit Sprach- oder Kulturräumen überein, was auch nicht angestrebt wurde.[94] Dennoch konnten sich gegebenenfalls lokale Traditionen in der Literatur, in den Mythen, in

---

[86] František Graus, Die Nationenbildung der Westslawen im Mittelalter, Sigmaringen 1980 (Nationes, Bd. 3), S. 138-147.

[87] Sebastian Brather, Archäologie der westlichen Slawen. Siedlung, Wirtschaft und Gesellschaft im früh- und hochmittelalterlichen Ostmitteleuropa, Berlin, New York 2001 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 30), S. 44-50; Ders., Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen, Berlin 2004 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 42).

[88] Brather, Archäologie... (wie Anm. 87), S. 49.

[89] Brather, Ethnische Interpretationen... (wie Anm. 87), S. 526-537.

[90] Christian Lübke, „Germania Slavica“ und „Polonia Ruthenica“: Religiöse Divergenz in ethnokulturellen Grenz- und Kontaktzonen des mittelalterlichen Osteuropa (8.-16. Jahrhundert), in: Klaus Herbers, Nikolaus Jaspert, Hrsg., Grenzräume und Grenzüberschreitungen im Vergleich. Der Osten und der Westen des mittelalterlichen Lateineuropa, Berlin 2007 (Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik, Bd. 7), S. 175-190; vgl. auch die Zusammenfassung der Dissertation von Marc Carrier, L'Image des Byzantins et les Systèmes de représentation selon les chroniqueurs occidentaux des croisades (1096-1261), Paris I, 2006, in: Memini. Travaux et Documents, 9-10, 2005-2006, S. 351-356.

[91] Jean-Pierre Molénat, L'Autre de chaque côté de la frontière: mozarabes et mudéjars dans la péninsule Ibérique médiévale (VIII[e] – XVI[e] siècles), in: Herbers, Jaspert, Hrsg., Grenzräume… (wie Anm. 90), S. 191-201.

[92] Karl Langosch, Mittellatein und Europa. Führung in die Hauptliteratur des Mittelalters, Darmstadt 1990, insbesondere S. 147-285.

[93] Udo Kindermann, Einführung in die lateinische Literatur des mittelalterlichen Europa, Turnhout 1998, insbesondere S. 1-6; Pascale Bourgain, in Zusammenarbeit mit Marie-Clotilde Hubert, Le Latin médiéval, Turnhout 2005 (L'Atelier du médiéviste, 10), S. 63-66.

[94] Benedykt Zientara, Świt narodów europejskich. Powstawanie świadomości narodowej na obsarze Europy karolińskiej, Warschau 1996 (erste Auflage 1980); deutsche Übersetzung: Frühzeit der europäischen Nationen. Die Entstehung von Nationalbewußtsein im nachkarolingischen Europa, übersetzt von Jürgen Heyde, Osnabrück 1997 (Klio in Polen, 1).

der Kultur entwickeln, die zwar nicht unbedingt mit einem Herrschaftsbereich identifiziert wurden, die aber dennoch in ihrer Wirkung in diesem begrenzt blieben und somit in gewisser Hinsicht einen lokal geprägten Kulturraum schufen.

Mittelalterliche Eliten östlich der Elbe

Die mittelalterlichen Eliten in den Gebieten östlich der Elbe, die in diesem Band betrachtet werden, bildeten diverse Gruppen, die teilweise miteinander in Konflikte traten, teilweise sich mit ihren Konkurrenten arrangieren konnten. Es lag in ihrem Interesse, sich einen Platz im Gesellschaftsgefüge zu sichern und wie sie ihn fanden, konnte in konkreten Strategien oder in spezifischen Bedürfnissen seine Ursache haben.

In der südwestlichen Ostseeküste lassen sich für das Frühmittelalter Herrschaftseliten – die archäologisch durch Burgwälle und qualitätvolle, Prestige zeigende Funde zu erkennen sind – vor allem im Hinterland finden, wie Sunhild Kleingärtner in Anlehnung an Kornelia Wegner zeigt. In Burganlagen wie Starigard/Oldenburg wurden Artefakte gefunden, die eine Rezeption von fränkischen Vorbildern beweisen. Zu beobachten ist aber, dass die Spuren von aktiven Transfers – mit regem Austausch und Aneignung – sich eher in den Emporien an der Küste konzentrieren. Es lässt sich also eine räumliche und soziale Trennung von politischen und kriegerischen Eliten einerseits und Transfervermittlern andererseits – wobei letztere eine gewisse elitäre Gruppe gebildet haben dürfen – feststellen; jede dieser beiden Gruppen bevorzugte eigene Siedlungsformen.[95]

Es ist eben eine inhärente Besonderheit der Sachquellen, dass sie gegebenenfalls über funktionale Charakteristiken von Gruppen oder über ihre Tätigkeiten in gegebenen Gemeinschaften Interpretationen zulassen, aber nicht über den regionalen oder gar ethnischen Hintergrund von Menschen. Dies wird deutlich im Fall der Bestattungen mit Waffenbeigaben im frühmittelalterlichen Polen: Hier hat man zwar wahrscheinlich mit Menschen mit einer „gehobene(n) soziale(n) Stellung" – in den Worten Wiebke Rohrers – zu tun, aber ob sie der lokalen Bevölkerung angehörten oder aus der Ferne zugezogen waren, können die Sachquellen nicht sagen.[96]

Einzigartig war die Stellung der Eliten der Nomaden in den euroasiatischen Steppen – sie kennzeichneten sich nicht nur durch ihre Stellung in den Herrschaftsverhältnissen, sondern auch durch eine spezifische Lebensweise und eine eigene Kultur, die sie von der sesshaften Mehrheit der ihnen unterstellten Bevölkerung unterschied. Hier zeigt sich, wie das Modell der Eliten fruchtbarer ist in der Betrachtung dieser Gruppe, als die Analyse von zeitgenössischen Begriffen. Aus-

[95] Sunhild Kleingärtner, Kulturtransfer und Eliten im Gebiet der südwestlichen Ostseeküste in früh- und mittelslawischer Zeit, in diesem Band, S. 12-16.

[96] Wiebke Rohrer, Wikinger oder Slawen? Die Interpretationsgeschichte frühpiastischer Bestattungen mit Waffenbeigabe, in diesem Band, S. 27.

schlaggebend für ihre Position war ihre „domination", die sie durchaus mit kulturellen – man wäre geneigt zu sagen, ideologischen – Argumenten zu untermauern suchten. Es ist eben der Verdienst Aleksander Parońs gezeigt zu haben, dass die Spezifizität ihrer Lebensweise und ihrer Kultur instrumentalisiert wurde, damit die Eliten der Nomaden sich von den ihnen untergeordneten Sesshaften abgrenzen konnten und somit ihre Herrschaft legitimieren. Eine durch den Kulturwandel herbeigeführte Akkulturation hätte diese Spezifizität und somit ihre soziale Stellung gefährdet – was manche Anführer der Nomaden erkannt haben.[97]

Das Prestige und das Repräsentationsbewusstsein der Eliten spiegelten sich in jeder Epoche in der materiellen Kultur wieder. Die soziale Abgrenzung in den niederadeligen Kreisen des Hoch- und Spätmittelalters zeigte sich in verschiedenen Abstufungen, die Norbert Goßler zufolge den Status und die ökonomische Situation von gegebenen Familien bezeugen. In der Niederlausitzer Burg von Gliechow wird deutlich, dass sich die dortige niederadelige Familie bemühte, mit der Einsetzung von ostentativen Gütern eine adelige Lebensführung zu demonstrieren; obwohl die von Gliechow sich von der Dorfbevölkerung damit abgrenzen konnten, waren sie aber nicht in der Lage, mit den Lebensstandards ihrer Lehensherren zu konkurrieren.[98] Wie Goßler mit dem Fall der Burg Plemięta im Kulmer Land zeigen kann, waren im Spätmittelalter Waffen und Reitzubehör allein nicht unbedingt Standesattribute. Das Fehlen sonstiger Prestigegegenstände, die eine adelige Lebensführung bezeugen würden, weist auf die Tatsache hin, dass diese Burg viel mehr dem Schutz für den angeschlossenen landwirtschaftlichen Betrieb als der herrschaftlichen Repräsentation diente.[99] Eine genaue Betrachtung der materiellen Kultur in verschiedenen Zusammenhängen ermöglicht also, eine nuancierte Ausdifferenzierung von Gruppen innerhalb des Adels und der Eliten zu erkennen.

Der Fall des Herzogtums Glogau im 15. Jahrhundert bezeugt den Zusammenstoß zweier Eliten – dem Stadtbürgertum und dem Adel –, die um Macht und Einfluss rangen. Die Städte waren eine unersetzbare wirtschaftliche Grundlage für das Königtum, während der Adel eine unübersehbare militärische und politische Kraft darstellte.[100] Wie Petr Kozák ausführlich erläutert, führte die Kriegszeit von 1476-1482 zu einer dauerhaften Verfestigung der Macht des Adels und zu einer Desintegration des politischen Einflusses des Bürgertums. Die Art und Weise, wie der König den Widerstand der städtischen Eliten durch das von Kozák dekonstruierte inszenierte, durchdachte Spektakel brechen wollte, zeigt anschaulich, wie die öffentliche Wirkung und die äußerliche Repräsentation für das Selbstverständnis

[97] Aleksander Paroń, Die Stammeseliten und das Phänomen des Kulturwandels. Grundlegende Bemerkungen anhand des Beispiels der Nomadenvölker der euroasiatischen Steppen im Mittelalter, in diesem Band, insbesondere S. 47-51.

[98] Norbert Goßler, Materielle Kultur und soziale Differenz. Überlegungen zum archäologischen Fundstoff aus einigen mittelalterlichen Burgen des 14. Jahrhunderts östlich der Elbe, in diesem Band, S. 86-87.

[99] Goßler, Materielle Kultur... (wie Anm. 98), S. 95-100.

[100] Petr Kozák, Politik, Macht, Rituale. Landeseliten des Herzogtums Glogau im ausgehenden Mittelalter, in diesem Band, S. 108.

der spätmittelalterlichen Eliten von höchster Relevanz waren.[101] Eliten brauchten nicht nur Macht, sondern auch Legitimation und Anerkennung.

Die Eliten der Prußen bildeten eine Art lokalen Adels – Peter von Dusburg sprach von *nobilitas* – mit sozialem Vorrang und bestimmten Vorrechten. Wie Grischa Vercamer zeigen kann, wurde ihre Position vom Deutschen Orden anerkannt, insofern sie dessen Herrschaft respektierten. Diese Adeligen, die in den Handfesten als Freie auftauchten, behielten Vercamer zufolge im Rahmen der Administration des Ordens eine nicht zu vernachlässigende Autonomie.[102] Eine Besonderheit Preußens bildet aber die herrschaftliche Elite der Deutschordensbrüder, die in Konventen und somit von der restlichen Bevölkerung abgeschnitten lebten. Der Orden nahm kaum Einheimische auf, so dass ein sozialer Aufstieg, wie er für die Ministerialen im Reich üblich war, für die prußischen Freien kaum möglich war. Die zwei Eliten – Deutschordensbrüder und prußische Freie – blieben zwar nicht gleichgestellt, aber nebeneinander bestehen.[103]

Die verschiedenen Gruppen von Eliten, die in diesen Gebieten miteinander konkurrierten, konnten durch ihre soziale Stellung oder durch ihren geographisch-kulturellen Hintergrund differieren. In mehreren Fällen sind es Kulturkontakte in Grenzzonen, die zum Zusammenprall von diversen Eliten geführt haben: Die kommerziellen und politischen Kontakte in den südwestlichen Küstengebieten der Ostsee; die Kontakte zwischen Nomaden und Sesshaften, die durch die Herausbildung der Imperien der Nomadenvölker entstanden waren; die Kontakte zwischen einheimischer Bevölkerung und zugezogenen West- und Mitteleuropäern in Preußen. In diesen Fällen waren verschiedene Bevölkerungen zum ersten Mal in enge Kontakte getreten und die Eliten mussten sich der neuen Situation anpassen. Südlich der Ostsee hatten die Wirtschaftseliten in den Emporien andere Interesse und andere Bedürfnisse als die politischen und herrschaftlichen Eliten im Hinterland: So konnten sie sich leicht miteinander zurecht finden, indem jeder in seinem eigenen Bereich tätig blieb. In den Imperien der Nomaden unterschieden sich die Eliten der Nomaden so sehr von der restlichen Bevölkerung, dass eine Durchmischung von Eliten nur durch einen aufwendigen Kulturwandel hätte stattfinden können, die sie oft zögerten herbeizuführen. In Preußen bildeten sowohl die Ordensbrüder als auch die Stadtbürger so abgeschlossene Gruppen, dass sie für die einheimischen Prußen kaum zugänglich waren; gleichzeitig fanden sich die neuen Herren damit zufrieden, als sie den prußischen Freien einen gewissen Grad von Autonomie beließen. Man wäre geneigt festzustellen, dass je mehr sich die Elitengruppen voneinander unterschieden, desto einfacher ihr Miteinanderleben wurde; da eine Durchmischung kaum vorstellbar war, erschien die Suche nach einem gemeinsamen *modus vivendi* für alle die größten Vorteile zu versprechen.

[101] Kozák, Politik... (wie Anm. 100), S. 116-121.

[102] Grischa Vercamer, Der Übergang der prußischen Stammeseliten in die Schicht der ‚Freien' unter der Herrschaft des Deutschen Ordens und der Kulturtransfer von der ‚deutschen' auf die prußische Kultur, in diesem Band, S. 171-185.

[103] Vercamer, Der Übergang... (wie Anm. 102), S. 182-185.

Diese Ansicht scheint zumindest dadurch bestätigt zu werden, als die gewaltigsten Konflikte und die ostentativste Konkurrenz in den hier untersuchten Gebieten zwischen Eliten stattfanden, die miteinander innerhalb eines Herrschaftsgefüges lebten, aus dem sie alle stammten. So ist es mit der Krise zwischen Adel und Bürgertum im Herzogtum Glogau, die von Petr Kozák beschrieben wurde. Jede Gruppe suchte nach ihrem Sitz innerhalb einer sich wandelnden Gesellschaft; die Krise war nicht das Resultat einer unerwarteten Gegenüberstellung von Mächten, sondern einer allmählichen Entwicklung. Offensichtlich ist auch das durch Konkurrenz entstandene Bedürfnis des ostelbischen Adels, sich ostentativ mit Hilfe der materiellen Kultur zu differenzieren, um seinen Status zu zeigen, zu bewahren oder einen höheren zu beanspruchen. Hier war die durch materielle Zurschaustellung sich zeigende Differenz ein Resultat einer inneren Entwicklung der Gesellschaft, als in schwierigen Zeiten die Hegemonie der Geschlechter gefährdet wurde.

Vermittler von Transfers im Mittelalter östlich der Elbe

Die Identifizierung von Personen, die für bestimmte Kulturtransfers verantwortlich waren, ist für das Mittelalter ein schwieriges Unterfangen. Gegebenenfalls kann man zumindest Gruppen innerhalb einer Gemeinschaft in Verbindung mit bestimmten Formen von Austausch bringen. Nur in Ausnahmefällen ist es möglich, Individuen in konkreten Fällen namhaft zu machen.

Die Archäologie kann naturgemäß nicht ermöglichen, die Vermittler von Transfers als Individuen zu identifizieren. Allenfalls können aber bestimmte Gesellschaftsgruppen und ihre spezifische Rolle erkannt werden. So können in den Gebieten südlich der Ostsee typische Rollen in der Vermittlung sowie in der Rezeption bzw. Aneignung den Händlern in den Emporien und den Eliten in den Burgwällen zugeschrieben werden.[104] Aber selbst eine Zuschreibung zu grob gefassten Gesellschaftsgruppen erweist sich oft als schwierig oder gar unmöglich, wenn kein eindeutiges Schriftmaterial zur Identifikation der in Frage kommenden Personen bereit steht. Da ist, wie Wiebke Rohrer unterstreicht, äußerste Vorsicht geboten. Dies wird deutlich im Fall der Bestattungen mit Waffenbeigaben im frühpiastischen Polen: Hier wird zweifelsohne ein Kulturkontakt bezeugt, aber die Herkunft der Bestatteten ist in quellenkritischer Hinsicht nicht zu rekonstruieren – dies wiederum lässt jeden Versuch einer Erklärung des Transfervorgangs in beträchtlichem Maß hypothetisch erscheinen.[105]

Bei den Nomaden der euroasiatischen Steppen spielten die politischen Eliten eine zentrale Rolle in der Vermittlung von kulturellen Werten. Aleksander Paroń zufolge war es eine gängige Strategie an den Höfen der byzantinischen und chinesischen Herrscher, die Eliten der Nomaden so zu akkulturieren, dass ein Kultur-

[104] Kleingärtner, Kulturtransfer… (wie Anm. 95), S. 22-24.

[105] Rohrer, Wikinger... (wie Anm. 96), S. 27-41; zu den vieldeutigen Schriftquellen vgl. insbesondere S. 37-38.

wandel bei den Nomaden stattfinden würde, der wiederum die Kontrolle dieser gefährlichen Nachbarn ermöglichen würde.[106] Wie Paroń zeigt, haben manche Mitglieder dieser Eliten Elemente der fremden Kultur der Sesshaften übernommen, um ihre persönliche Macht zu steigern, während andere sich gezielt kulturell abgegrenzt haben, um die Herrschaft ihrer Gemeinschaft zu stabilisieren.[107]

Die Rolle der Eliten als Vermittler lässt sich im Fall der Wanderung der *Ungarisch-polnischen Chronik* erkennen. Die Entstehung des Werkes muss am Hof eines ungarischen Fürsten gesucht werden: Durch die Heirat des Fürsten mit einer polnischen Prinzessin war ein Kulturkontakt entstanden, der die Schöpfung eines historischen Werkes ermöglichte, welches Motive ungarischen sowie polnischen Ursprungs vereinigte. Die Identität des Vermittlers bzw. der Vermittlerin, der bzw. die die Chronik von Ungarn nach Polen gebracht hat, lässt sich nicht mit völliger Sicherheit erkennen – aber wie Adrien Quéret-Podesta zutreffend bemerkt, sind die wahrscheinlichsten Kandidatinnen Frauen der höchsten Aristokratie, die wegen eines Ehebundes die Grenze ihres Fürstentums überschritten haben.[108] Hier wird klar, welche prominente Rolle die Fürsten und Prinzessinnen für den kulturellen Austausch zwischen politischen Einheiten spielten. Ehebündnisse der Eliten förderten den kulturellen Austausch in ganz Europa.

Aus der Untersuchung von Mathieu Olivier über die Verbreitung von Chroniken im Spätmittelalter ergibt sich, dass man oft durch das Vorhandensein von Handschriften oder durch die Benutzung eines Werkes durch einen Chronisten Kulturkontakte rekonstruieren kann, dass es aber viel schwieriger ist, die Wege des Kontaktes und die Persönlichkeiten zu erkennen, die zu diesen Kontakten geführt haben. So bezeugt Peter von Dusburg, dass die *Historia ecclesiastica nova* des Tholomeus von Lucca kurz nach ihrer Abfassung in Preußen bekannt war; es können aber nur Hypothesen darüber aufgestellt werden, auf welche Weise eine Abschrift bis dahin gelangt war. Vermutlich ist dies auf die gesamteuropäischen Kontakte des Deutschen Ordens zurückzuführen und eventuell auf eine dokumentierte Gesandtschaft nach Avignon.[109] Im Fall der *Älteren Hochmeisterchronik* ist auf die aus Preußen nach Südwestdeutschland zurückkehrenden Ordensritter hinzuweisen, von denen wahrscheinlich einer ein Exemplar der Chronik mit sich gebracht hat.[110]

In den seltenen Fällen, wo eine Identifizierung möglich ist, fällt eines auf: Die prominente Rolle der Eliten. Dies ist besonders evident am Beispiel der *Ungarisch-polnischen Chronik*, wo die aristokratischen Kreise an den Fürstenhöfen Ungarns und Polens für die Entstehung sowie für die Verbreitung des Geschichtswerks verantwortlich sind. Ähnlich ist es mit der Chronistik in Preußen, wo die höchsten Kreise

[106] Paroń, Die Stammeseliten... (wie Anm. 97), S. 48-49.

[107] Paroń, Die Stammeseliten... (wie Anm. 97), S. 47-48, 49-50.

[108] Adrien Quéret-Podesta, Vom Ungarn der Árpáden zum Polen der Piasten. Zur Entstehung und zum Schicksal der sogenannten *Ungarisch-polnischen Chronik*, in diesem Band, S. 73.

[109] Mathieu Olivier, Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Preußen und historiographischer Wissenstransfer (13.-15. Jahrhundert), in diesem Band, S. 158-161.

[110] Olivier, Geschichtsschreibung... (wie Anm. 109), S. 163-165.

des Deutschen Ordens oder zumindest Ritter hinter der Verbreitung von Handschriften zu vermuten sind. Vergleichbar müsste es in vielen, weniger gut dokumentierten Fällen gewesen sein. Die mittelalterlichen Adeligen waren mobil und ihre Wanderungen – durch Gesandtschaften oder Kriegszüge bedingt, oder in Folge von Ehebündnissen – förderten in vielen Situationen den kulturellen Austausch. Nicht fundamental anders dürfte es an den Höfen der slawischen Eliten südlich der Ostsee gewesen sein, als fränkische kulturelle Vorbilder nachgeahmt wurden.

Modalitäten von Transfers im Mittelalter östlich der Elbe

Während die Suche nach den Trägern von Kulturtransfers für das Mittelalter wegen der Spärlichkeit der Quellen sich als schwierig ergibt, ist die Untersuchung der Modalitäten von Transfers ergiebiger. Kulturtransfers fanden in den betrachteten Gebieten östlich der Elbe in den verschiedensten Situationen statt und hatten sehr unterschiedliche Konsequenzen. Dabei sind die Kategorien von Vorgängen, die in der Kulturtransferforschung entwickelt wurden, für die Beschreibung der dynamischen Austausche besonders hilfreich.

Südlich der Ostsee – im Grenzbereich zwischen skandinavischem, slawischem und fränkischem Kulturraum – lassen sich Differenzen in der Form der Transfers erkennen. Während eine Aneignung von kulturellen Einflüssen – in der Bauweise, in den bevorzugten Lokalisierungen und in der generellen Anlage der Siedlungen – aus Skandinavien in den Emporien beobachtet werden können, kann im Hinterland anscheinend nur von einer einfachen Rezeption bestimmter Güter des Alltagsbedarfs die Rede sein – sie wurden nicht für spezifische Bedürfnisse modifiziert.[111]

Zu unterstreichen ist Sunhild Kleingärtners Befund, dass bei den slawischen Eliten in den Gebieten südlich der Ostseeküste die Akzeptanz von Kulturgütern stark von ihrer Provenienz abhing. Mit den Einwohnern der Emporien betrieben sie zwar Handel, haben sich aber von ihnen in gewisser Hinsicht kulturell abgegrenzt. Hingegen haben diese slawischen Eliten kaum gezögert, die Lebensweise der fränkischen Eliten nachzuahmen, was kaum anders als durch politische und ideologische Gründe motiviert erklärt werden kann.[112]

Die Zabrušaner Keramik zeigt ein Beispiel von einer bestimmten Ware, die in zwei Regionen verbreitet war, die kulturell verschieden geprägt waren – wobei die Fundsituationen auch verschieden sind: In Sachsen überwiegend auf Burgen, in Nordwestböhmen vorzugsweise in offenen Siedlungen.[113] Hier hat man offenbar

[111] Kleingärtner, Kulturtransfer… (wie Anm. 95), S. 19-21.

[112] Kleingärtner, Kulturtransfer… (wie Anm. 95), S. 22-24.

[113] Martina Kotková, Keramik als Beispiel für Kulturtransfer. Bemerkungen zu den Kontakten zwischen Sachsen und Nordwestböhmen aufgrund der frühmittelalterlichen Keramik, in diesem Band, S. 62-63.

mit dem Fall eines Kulturkontaktes zu tun; um ihn zu erklären, schlägt in sehr nuancierte Weise Martina Kotková mehrere Deutungsmodelle vor. Eine Möglichkeit wäre, dass die Töpfe der Zabrušaner Keramik allesamt in Nordwestböhmen hergestellt worden wären, um von dort nach Sachsen exportiert zu werden. Eine zweite Möglichkeit wäre, dass die Töpfe in allen Regionen lokal produziert worden wären – dies würde also bedeuten, dass es nicht die Waren, die gewandert wären, sondern die Handwerker. Für die erste Deutung spräche ein Hinweis auf Handel mit Keramik in einer Urkunde des 14. Jahrhunderts – zunächst bleibt aber die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Untersuchungen abzuwarten.[114]

Das Schicksal der *Ungarisch-polnischen Chronik* in Polen zeigt in den Augen von Adrien Quéret-Podesta ein Beispiel von einem Werk, das in einem anderen Zusammenhang als dem seiner Entstehung nicht nur rezipiert wurde, sondern in mehreren Schritten Objekt eines Umarbeitungsprozesses wurde. Die Ungenauigkeit mancher Informationen, die in der Chronik enthalten sind, wurde von Geschichtsschreibern und Annalisten als unbefriedigend empfunden und sie haben sich bemüht, diese zu ergänzen oder zu korrigieren.[115] Sie haben die Elemente des Werkes ihren eigenen Bedürfnissen entsprechend modifiziert.

Kann man für Ungarn und Polen in der Zeit der Entstehung und der Rezeption der *Ungarisch-polnischen Chronik* von unterschiedlichen Kulturräumen sprechen? Es steht außer Zweifel, dass beide in Frage kommenden Fürstentümer zur Welt der westeuropäischen, lateinischen *christianitas* gehörten und somit zu einem homogenen Kulturraum, der ganz West- und Mitteleuropa erfasste. Dennoch zeigt der Fall der *Ungarisch-polnischen Chronik,* wie ein Geschichtswerk durch seine Rezeption und Umarbeitung oder durch seine Abwesenheit zu einem verschiedenen Geschichtsbild und somit zu einem verschiedenen historischen Bewusstsein führen kann. Wie Quéret-Podesta zeigt, wurden die ungarisch-polnischen Beziehungen in Ungarn und Polen anders betrachtet.[116] Die sich anders entwickelnde historische Überlieferung führte zu einem gewissen Gefühl von, wenn nicht Fremdheit, zumindest Andersartigkeit.

Sehr anschaulich werden die Modalitäten des Transfers der als kulturell spezifisch empfundenen seeräuberischen Tätigkeit von den Dänen auf die Slawen im Diskurs des Geschichtsschreibers des 13. Jahrhundert Saxo Grammticus von Agnès Guénolé erläutert. In Saxos Sicht sei die Seeräuberei eine Eigentümlichkeit der Lebensweise der Dänen gewesen, welche die Slawen von ihnen übernommen hätten. Dabei hätten die Slawen die Art und Weise der Ausübung von Seeräuberei nicht wesentlich modifiziert.[117] Saxos Betrachtung der Seeräuberei habe sich aber geändert, nachdem die Slawen sich diese zu eigen gemacht hätten. Als eine Ruhm bringende Aktivität wollte der dänische Geschichtsschreiber nur dann die Seeräu-

[114] Kotková, Keramik… (wie Anm. 113), S. 67-68.

[115] Quéret-Podesta, Vom Ungarn… (wie Anm. 108), S. 76-78.

[116] Quéret-Podesta, Vom Ungarn… (wie Anm. 108), S. 78-79.

[117] Agnès Guénolé, *Piraticum bellum.* Ein möglicher Kulturtransfer in den *Gesta Danorum* von Saxo Grammaticus, in diesem Band, S. 128-132.

berei ansehen, wenn sie von Dänen ausgeübt wurde – nicht von Slawen.[118] Zutreffend bemerkt Guénolé, dass Saxo die in der westeuropäischen Geschichtsschreibung gängige negative Bewertung der seeräuberischen Plünderungszüge der Skandinavier umkehren wollte. Der in Anlehnung an die dänische königliche Ideologie schreibende Saxo wolle zeigen, dass die Könnerschaft in der Seeräuberei die ausgezeichnete Tüchtigkeit der Dänen beweise. Dies gelte aber nicht für die feindlichen Slawen.[119] Sicherlich ist, wie Guénolé betont, Saxos Sicht außerordentlich einseitig, und es sei schwierig herauszustellen, inwieweit er eine historische Realität wiedergebe.[120] Aber abgesehen davon, ob der von Guénolé untersuchte Kulturtransfer stattgefunden hat oder nicht, bleibt festzuhalten, dass Saxo Grammaticus die Wahrnehmung eines kulturellen Austausches bezeugt.

Mit seiner detaillierten Studie über die Verbreitung von Chronik-Handschriften im Spätmittelalter ist Mathieu Olivier zu dem Schluss gekommen, dass für das Vorhandensein von Abschriften die personellen Verbindungen wichtiger waren als die geographische Entfernung – er kann feststellen, dass der regelmäßige Personenverkehr ermöglichte, dass die *Historia ecclesiastica nova* des Tholomeus von Lucca kurz nach ihrer Abfassung im peripheren Preußen bekannt war.[121] Es bestand in Preußen durchaus ein Interesse an Geschichtswerken aus West- und Mitteleuropa. In Preußen verfasste Chroniken wiederum – wie der von Olivier untersuchte Fall der *Älteren Hochmeisterchronik* zeigt – fanden auf dem Reichsgebiet auch einen Widerhall. Allerdings wurden die Texte teilweise umgearbeitet, indem wenig bekannte Ortsnamen und geographische Besonderheiten glossiert wurden. Des Weiteren interessierte man sich in Mitteleuropa – so Olivier – weniger für die in der Chronik überlieferten historischen Ereignisse, als für den erbaulichen Charakter der Erzählung.[122] Hier zeigt sich also, dass die Abschriften der Chronik Bedürfnisse erfüllten, die mit den Motivationen, die ursprünglich zur Redaktion der Chronik geführt hatten, wenig zu tun hatten.

Im Fall der Verbreitung von Chroniken zwischen Preußen und Mitteleuropa kann man sich zurecht fragen – wie Mathieu Olivier es auch tut – ob trotz der großen geographischen Entfernung von verschiedenen Kulturräumen die Rede sein kann. Schließlich waren die preußischen Ordensbrüder im ständigen Kontakt mit West- und Mitteleuropa und es ist eben diesen Kontakten zu verdanken, dass sich die Handschriften verbreiten konnten. Dennoch zeigen die verschiedenen Formen von Rezeption und Aneignung, dass es innerhalb dieses Kulturraums viele lokale oder regionale Besonderheiten gab. Anders ist es aber im Fall der Beziehungen zwischen Preußen und dem litauischen Großfürstentum. So wurde nämlich die Schrift *Witoldes sache* anscheinend in Preußen in den Kreisen der Ordenskanzlisten

[118] Guénolé, *Piraticum…* (wie Anm. 117), S. 133-134.
[119] Guénolé, *Piraticum…* (wie Anm. 117), S. 139-145.
[120] Guénolé, *Piraticum…* (wie Anm. 117), S. 134-141.
[121] Olivier, Geschichtsschreibung... (wie Anm. 109), S. 158-161.
[122] Olivier, Geschichtsschreibung... (wie Anm. 109), S. 163-167.

verfasst, indem sie aber Überlieferungen litauischer Herkunft bearbeiteten. Später ist dann zu beobachten, dass man in Litauen allem Anschein nach eben diese Schrift benutzt hat, um königliche Genealogien in westrussischer Sprache zusammenzubringen.[123] Hier zeigen sich also wechselseitige Beeinflussungen zwischen zwei Räumen, die kulturell schon anders geprägt waren.

In Preußen lebten Angehörige zweier Kulturgruppen nebeneinander – die einheimische prußische Bevölkerung und die nach der Eroberung durch den Deutschen Orden zugezogene deutschsprachige Bevölkerung. Trotzdem haben, wie Grischa Vercamer zeigen kann, zwischen diesen zwei Blöcken kaum Kulturtransfers stattgefunden. In Bezug auf zwei Bereiche, die für jede Kultur wesentlich prägend sind, nämlich Sprache und Religion, haben sich die zwei Gruppen über Jahrhunderte hinweg kaum wechselseitig beeinflusst. Dies erklärt Vercamer damit, dass die deutschsprachige Bevölkerung – sei es in den Konventen des Ordens oder in den Städten – besonders abgeschlossen war. Zugang zu Stellen innerhalb des Ordens hatten die Prußen kaum. Obwohl einige Prußen sich in den Städten niedergelassen haben, haben sie sich dort anscheinend assimiliert und die Kultur der Bevölkerung in den Dörfern, aus denen sie gekommen waren, nicht nachweisbar beeinflusst.[124] Es lässt sich also zusammenfassend feststellen, dass kulturelle Austausche in Preußen nur in Ausnahmesituationen stattfanden, nur in eine Richtung wirkten und selbst dann in ihrer Wirkung begrenzt blieben.

Im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kurland lassen sich hingegen Spuren von Kulturtransfers zwischen der einheimischen und der deutschen Bevölkerung in der materiellen Kultur entdecken. Der Usus von Amuletten, die mit traditionellen Glaubensätzen verbunden waren, wurde für die Kuren von den deutschen kirchlichen Autoritäten durchaus toleriert. Dies kann Marie Nanchen mit dem Beispiel der in kurischen Friedhöfen gefundenen Anhänger mit Bärenklauen zeigen. In diesem Fall könnte man von einem Phänomen der Akkomodation sprechen, als die Kirche sich der gegebenen Situation angepasst hat.[125] Von einem Transfer von der westeuropäischen auf die kurische Kultur kann mit den im selben Friedhof gefundenen Ringen mit dem Motiv von sich drückenden Händen die Rede sein. Ähnliche Ringe wurden in verschiedenen Regionen Westeuropas gefunden und sind mit Heiratsritualen in Verbindung zu setzen. Dies zeigt, dass die einheimische Bevölkerung Kurlands durchaus bereit war, sich kulturelle Elemente aus einem fremden Kulturkreis anzueignen – wobei, wie Nanchen betont, unsicher bleibt, ob diese Ringe bei den Kuren dieselbe Funktion erfüllten wie anderswo in Europa.[126]

---

[123] Olivier, Geschichtsschreibung... (wie Anm. 109), S. 161-163.

[124] Vercamer, Der Übergang… (wie Anm. 102), S. 185-189.

[125] Marie Nanchen, German Influences and Native Survivals in Northern Courland between the XIIIth and XVIIth Centuries. Some Artefacts from Burial Grounds as an Example, in diesem Band, S. 201-202.

[126] Nanchen, German Influences… (wie Anm. 125), S. 202-203.

Rezeption, Aneignung, Anpassung – all diese Vorgänge lassen sich in den untersuchten Gebieten östlich der Elbe beobachten. Mittelalterliche Kulturkreise waren selten klar voneinander abgegrenzt und ließen in diversen Situationen Austauschprozesse zu. Kulturelle Abgrenzungen, die Kulturtransfers schwieriger machten, waren immer künstlich herbeigeführt und lassen sich meistens mit Ideologien oder zumindest mit politischen Motivationen erklären. Somit zeigt sich, wie der Austausch von kulturellen Elementen ein natürlicher Prozess ist, der nur durch Absicht und Kontrolle behindert werden kann.

Eliten und Kulturtransfer im Mittelalter

Die untersuchten Fälle haben hinreichend gezeigt, dass eine an die Vorstellung von Nationalkulturen oder gar deren Vorläuferformen angelehnte Kulturtransferforschung für das Mittelalter sinnlos ist. Mittelalterliche Kulturkreise hielten sich nicht an den Grenzen von Territorialherrschaften und waren – hiermit wird nur eine schon bekannte Tatsache bestätigt – viel mehr sozial als ethnisch bestimmt. Da sich Kulturen innerhalb von sozialen Gruppen verbreiteten und nicht innerhalb von irgendwie homogen geprägten Räumen, wäre zu fragen, ob das Konzept von Kulturraum nicht ganz aufzugeben sei; Begriffe wie Kulturkreis oder Kulturgruppe scheinen eher geeignet, Phänomene zu beschreiben, die nicht an den Territorien gebunden waren. Die Vorstellung einer Kultur, die sich homogen innerhalb eines Herrschaftsgefüges verbreiten sollte, war dem Mittelalter sicherlich vollkommen fremd.

Die auf Formen von kulturellen Austauschprozessen gebrachte Aufmerksamkeit hilft, die Besonderheiten der mittelalterlichen Kulturkreise in ihrer Formierung und in ihrem Bestehen besser zu verstehen. Mittelalterliche Kulturräume – falls noch davon geredet werden darf – konnten von beträchtlichem Ausmaß sein. So lässt sich eine homogene Kultur in allen vom Deutschen Orden kontrollierten Gebieten beobachten, und die lateinische Kultur basierte überall in West-, Mittel- oder Ostmitteleuropa auf denselben Fundamenten – während verschiedene, voneinander bewusst abgegrenzte Kulturkreise oft in denselben Territorien, in denselben politischen Entitäten nebeneinander bestanden. Die Angehörigkeit zu einem bestimmten Kulturkreis war viel mehr durch die soziale Stellung als durch die territorialpolitische Situation zu erklären.

Kulturelle Austauschprozesse bedingten einerseits, wie sich Kulturkreise entwickelten. So haben Kulturtransfers zwischen weit entfernten Regionen zur Herausbildung einer gemeinsamen Kultur geführt. So hat auch die Pflege eigener, oft durch Transfer aus anderswo gekommenen Traditionen die Herausbildung einer eigenen Identität als Konsequenz gehabt. Kulturtransfers konnten auch andererseits zu einem Bewusstsein der Spezifizität der eigenen Kultur führen, die zur Konsolidierung der eigenen herrschaftlichen Stellung instrumentalisiert wurde.

Die Verbindung der Eliten- mit der Kulturtransferforschung zeigt somit, wie kulturelle Austausche zur Formierung, aber auch zur Legitimierung von Eliten führen konnten. Es ist ziemlich evident geworden, wie Eliten auf äußerliche Wirkung und öffentliche Repräsentation angewiesen waren, um ihre Stellung zu untermauern und somit zu sichern. Resümierend kann man festhalten, dass Kulturtransfers dazu in zwei Richtungen wirken konnten. Die Nachahmung von beeindruckenden, als mächtig empfundenen fremden Kulturmustern konnte benutzt werden, um die eigene Bevölkerung zu blenden. Die Abgrenzung mit Hilfe von kulturellen Mustern konnte aber auch dahingehend manipuliert werden, dass sie unerwünschte Transformationen verzögern konnte.

Schlussbemerkungen

Die Untersuchung der mittelalterlichen Oberschichten wurde durch zwei Paradigmen geprägt: Die Erforschung von zeitgenössischen Begriffen und die Verwendung von soziologischen Modellen. Für die interdisziplinäre Arbeit scheint letztere Annäherung besser geeignet, da gesellschaftsrelevante Phänomene damit in den Vordergrund rücken, die sich eher verallgemeinern lassen. Mit dem Konzept der Eliten können verschiedene Gruppen miteinander betrachtet werden, die Gemeinsamkeiten aufzeigen – höhere gesellschaftliche Stellung und Macht, untermauert durch Prestige und Anerkennung – die nicht unbedingt von den Zeitgenossen mit denselben Begriffen gekennzeichnet wurden. Die Erforschung von Kulturtransfers ermöglicht, die Formierung, das Werden und das Bestehen von kulturellen Kreisen und Gruppen in ihrer Dynamik und in ihren wechselseitigen Beeinflussungen zu betrachten.

Als Ergebnis kann man festhalten, dass mittelalterliche Kulturen in ihren lokalen, regionalen und sozialen Abstufungen sehr nuanciert waren. Rigide Grenzen gab es nirgendwo, weder geographisch noch gesellschaftsintern. Phänomene von kultureller Integration sowie Abgrenzung konnten beobachtet werden, wobei in beiden Fällen kulturelle Kontakte als Auslöser für den Prozess gelten konnten. Kulturelle Transfers spielten eine wichtige Rolle und hatten verschiedene Resultate sowohl bei der Formierung von überregionalen Kulturräumen – wobei diese territorial gesehen nie homogen wurden – oder bei der Herauskristallisierung von regional spezifischen Kulturkreisen.

Es bliebe zu fragen, ob die untersuchten Beispiele östlich der Elbe für das ganze europäische Mittelalter als einigermaßen repräsentativ angesehen werden dürfen. Zweifelsohne sind sie nur willkürlich ausgewählte Fälle in einem Forschungsfeld, das sich beliebig erweitern lassen würde. Aber es lässt sich trotzdem beobachten, dass schon in dieser begrenzten Auswahl von Beispielen sowohl vergleichbare Phänomene, die sich wohl verallgemeinern lassen dürfen, als auch eine Vielzahl von möglichen historischen Entwicklungen feststellen lassen. Die Gebiete östlich der Elbe bildeten einen wesentlichen Teil des mittelalterlichen Europa, in dem

prägende Entwicklungen der Geschichte des Kontinents stattfanden. Ob sie für das gesamte Europa repräsentativ waren, kann letztendlich im beschränkten Rahmen dieses Bandes nicht beantwortet werden. Aber dass sie einen integralen Teil desselben bildeten, sollte außer Zweifel stehen.

Autorinnen und Autoren

Dr. Norbert Goßler

Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und
Archäologisches Landesmuseum
Wünsdorfer Platz 4-5; D-15806 Zossen, OT Wünsdorf

Agnès Guénolé M.A.

Centre d'Etudes Supérieures de Civilisation Médiévale
(CESCM - UMR 6223)
24, rue de la Chaîne- BP 603; F-86022 Poitiers

Anne Klammt M.A.

Seminar für Ur- und Frühgeschichte
Universität Göttingen
Nikolausberger Weg 15; D-37073 Göttingen

Dr. Sunhild Kleingärtner

Institut für Ur- und Frühgeschichte
Christian-Albrechts-Universität
Johanna-Mestorf-Str. 2-6; D-24118 Kiel

Martina Kotková M.A.

Geisteswissenschaftliches Zentrum
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas
Luppenstr.1b; D-04177 Leipzig

Dr. Petr Kozák

Sleszká univerzita v Opavě
Syrovická 613 ; CZ-664 61 Rajhrad

Marie Nanchen M.A.

Universität Paris X Nanterre 2D place des Remparts ; F-78400 Chatou

Mathieu Olivier M.A.

Mission Historique Française en Allemagne
Nikolausberger Weg 23; D-37073 Göttingen

Dr. Aleksander Paroń

Institut für Archäologie und Ethnologie
der Polnischen Akademie der Wissenschaften
Ul. Wiązienna 6; PL-50118 Wrocław

Adrien Quéret-Podesta M.A.

Universität Blaise Pascal
UFR Lettres, Langues et Sciences humaines
29, boulevard Gergovia; F-63000 Clermont-Ferrand

Wiebke Rohrer M.A.

Herder-Institut e.V.
Gisonenweg 5-7; D-35037 Marburg

Dr. des. Sébastien Rossignol

Department of History
York University
2137 Vari Hall
4700 Keele St., Toronto, Ontario, M3J 1P3, Kanada

Dr. des. Grischa Vercamer

Deutsches Historisches Institut Warschau
Palac Karnickich
Aleje Ujazdowskie 39 ; PL 00-540 Warszawa

So unterschiedlich Schriftquellen und Bodenfunde des östlichen Mitteleuropas auch Zeugnis ablegen, so stimmen sie darin überein, ein sehr heterogenes Bild von der inneren gesellschaftlichen und religiösen Struktur der gentes zu liefern. Die gegenwärtige Entwicklung in der Archäologie und Geschichtswissenschaft zeigt neue Betrachtungsweisen in der Untersuchung von Eliten. In jeder Gesellschaft existiert eine Reichtum und Prestige auf sich ziehende führende Minderheit: Sie wird durch eine hohe soziale Position gekennzeichnet, aber auch durch Ansehen und Anerkennung. Als äußeres Kennzeichen der Eliten zeichnet sich dabei besonders der überregionale Transfer einzelner Güter und ihrer kulturell kodierten Wertsysteme ab. Doch eignet sich die eigentlich an neuzeitlichen Verhältnissen entwickelte Vorstellung des Kulturtransfers auch zur Untersuchung wechselseitiger Beeinflussungen der Eliten des westlichen und östlichen Mitteleuropas im Mittelalter? Ist es gleichermaßen für die Untersuchung schriftlicher wie materieller Quellen geeignet? Öffnet es einen neuen Blick auf die reiche, überbordende und zugleich noch vielfach verschlossene Geschichte des Raumes östlich der Elbe?



ISBN: 978-3-941875-10-4

Universitätsverlag Göttingen